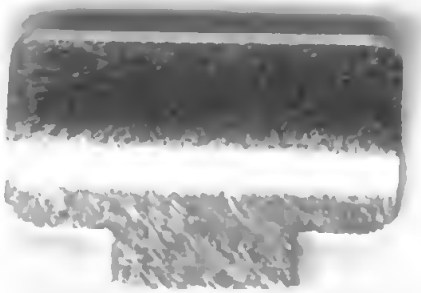
976
B6.52
st

1934



Walter Bloem

Kriegserlebnis / Ein Bericht in drei Bänden

Zweiter Band: Sturmsignal —!

Walter Bloem

Sturmſignal—!

UNIV. OF
CALIFORNIA

31.—40. Tauſend

Grethlein & Co. Nachf. Leipzig

Digitized by Google

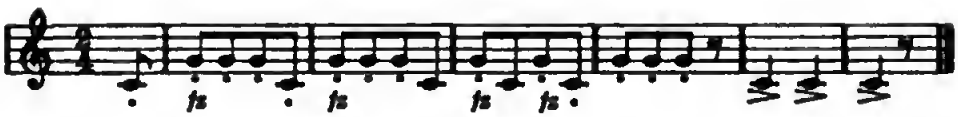
UNIV. OF
CALIFORNIA

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1918 by Grethlein & Co. Nachf. in Leipzig
Druck von August Pries - J. B. Hirschfeld in Leipzig

Digitized by Google

Dem Andenken

des Infanterieregiments Nr. 341



317219

UNIV. OF CALIFORNIA

1.

Als ich am 15. September 1914 auf der Waldnaſe über Miſſy öſtlich Soiſſons durch zwei engliſche Kugeln außer Gefecht geſetzt wurde, ahnte ich nicht, daß der Krieg ſeit drei Tagen an einem entſcheidenden Wendepunkt angekommen war. In derſelben Linie, in der wir uns nach dem Rückzug nördlich der Aisne eingegraben und dem Anſturm der Engländer durch blutige Tage die Stirn geboten hatten, iſt unſere Front erſtarrt. Die Januarſchlacht hat die an Stelle der Engländer getretenen Franzoſen von der Hochfläche ſüdlich Vregny hinuntergeworfen und unſere Gräben bis zum Aisneufer vorverlegt — im übrigen hat mein Regiment mit der geſamten Weſtfront das Schickſal geteilt: nach dem Vorſturm zum Stellungskampf übergehen zu müſſen.

Ich bin nicht dabeigeweſen. Ich bin erſt über ein Jahr ſpäter zu den Fahnen der zwölften Grenadiere zurückgekehrt.

Ich habe mit meinen Wunden acht Wochen zu ſchaffen gehabt. Am 15. November ſtand ich zum zweitenmal auf dem Kaſernenhofe vor dem Kommandeur des Erſatzbataillons:

„Melde mich ganz gehorſamſt wieder kriegsverwendungsfähig.“

Ich hoffte zum Regiment zurückgeſchickt zu werden

und wieder an die Spitze meiner geliebten Zweiten treten zu können. Es kam anders.

Ich erfuhr beim Ersatzbataillon, daß es neuerdings verboten worden sei, genesene Offiziere als „Einzelreisende“ zur Front zurückzuschicken. Die wieder erreichte Kriegsverwendungsfähigkeit müsse zunächst beim Ersatztruppenteil im Garnisondienst dargetan werden.

Dann kam noch viel schmerzlichere Enttäuschung: Alle in der Heimat befindlichen Offiziere wurden nicht mehr zu ihren Regimentern zurückgeschickt, sondern in neu aufzustellenden Formationen verwendet. So sah ich mich nach zwei Wochen Garnisondienstes als Führer der ersten Kompagnie des „Feldinfanterie-Bataillons Nr. 13“, das späterhin das erste des Reserve-Infanterieregiments Nr. 270 geworden ist.

Ungeheuerstes hatte sich ereignet. Zwar war es dem Genie eines wahrhaft „von Gott gesandten“ Heerführers gelungen, die russische Überflutung abzudämmen und zurückzudrängen. Bald darauf krönte Hindenburg in der masurischen Winterschlacht sein Werk der Befreiung des Ostens.

Während ich in Stuttgart mein durchschossenes Bein ausheilte, war Antwerpen gefallen, hatten seine Überwinder die Seeküste bis jenseits Ostende in ihre Gewalt gebracht. Dann waren in den Ypernkämpfen unsere wundervollen Freiwilligen-Regimenter zusammengeschossen worden.

Dies grauenhafte Opfer unserer köstlichsten Jugendblüte war nicht umsonst. Ihre Leiber hatten das Loch gestopft, das an der Nordwestecke unserer Front geklafft: die Höhen nördlich Ypern hatten gehalten werden

können. Das hatte unsere Westfront vor der Aufrollung von der rechten Flanke her bewahrt.

Dennoch: mit überwältigender Klarheit drängte sich dem Soldaten, der aus der Ruhe der Genesung den Kriegsverlauf hatte verfolgen können, die Erkenntnis auf: unsere Heeresmacht, so wie sie für den Kriegsfall in Durchführung des vorbereiteten Mobilmachungsplans auf den Friedensformationen aufgebaut worden war, würde nicht hinreichen, dem Ansturm unserer Feinde aus allen Weltrichtungen die Spitze zu bieten.

Die Wehrkraft unseres Volkes war zu einem sehr wesentlichen Teil im Frieden unausgenutzt geblieben. Nun mußte mitten im Drang des Kampfes um unsere völkische Selbsterhaltung das Versäumte nachgeholt werden. Es galt im buchstäblichen Sinne des Wortes: Armeen aus der Erde zu stampfen.

Dies Unvorstellbare wurde mit harter Faust in Angriff genommen. Was an Offizieren zur Hand war, wurde als Führer in diese neu sich bildenden Armeen hineingesteckt.

Diese Notwendigkeiten trafen uns hart. Sie zerrissen das Band zwischen uns und unseren Regimentern.

Mit ihnen hatten wir, der aktive Offizier natürlich noch weit mehr als der des Beurlaubtenstandes, uns unlösbar verbunden gefühlt schon vor dem ersten Waffengang. Die ungeheuren Erlebnisse der ersten Kriegswochen hatten dies ideale Band mit tausend Klammern in unsern Herzen verankert. Im Aufblick zu den Fahnen unseres Regiments hatten wir beim Ausmarsch dem Obersten Kriegsherrn unsern Treuschwur erneuert, hatten ihn bewähren dürfen in gewaltigen und schaurigen Tagen. Menschen, mit uns durch nichts verbunden als durch

die Gemeinſamkeit der Nummer auf unſeren Achſeln, waren uns zu Kameraden und Brüdern geworden. Wir waren ein Stück unſeres Regiments, hatten Anteil an ſeinem Ruhm, am Leiden und Sterben ſeiner Dahingeſchiedenen, an jener geheimnisvollen Atmoſphäre der Gemeinſamkeit, welche eine Kampfeinheit ſchmiedet, die jeden in ihren Bann zwingt.

Das ſollten wir nun verlieren. Sollten uns nicht mehr als Offiziere eines beſtimmten Truppenkörpers fühlen dürfen, ſondern als Offiziere ſchlechthin, die hin und her geſchoben werden konnten im rieſigen Schachſpiel.

Man drückte uns zweihundert Rekruten in die Hand, die über eine Garnitur alter Art mit blauem Waffenrock, ſchwarzer Hoſe verfügten. Außerdem beſaß jeder ein Gewehr vom Modell 1871 ...

Als Helfer bekamen wir für jede Kompagnie einen verwundet geweſenen, alſo kriegskundigen Leutnant, zwölf bis dreizehn Unteroffiziere und etwa zwanzig Gefreite gleichen Schickſals. Die waren unſer Ausbildungsperſonal, würden zugleich in den kommenden Kämpfen den Rückhalt bilden, an dem es unſeren geopferten Studentenkompagnien gefehlt hatte.

In Lankwitz, dem ſüdlichen Berliner Vorort, trat das neue Bataillon zuſammen. Den Dezember 1914 hindurch habe ich mich bemüht, die Empfindung des Getrenntſeins von meiner ſoldatiſchen und kriegeriſchen Vergangenheit zu überwinden und mich der Ausbildung meiner neuen jungen Kompagnie zu widmen.

Dieſe Aufgabe wurde erleichtert durch die wundervolle Beſchaffenheit der Mannſchaften, mit denen wir zu arbeiten hatten. Zweihundert Kriegsrekruten, darunter nur zwei junge Leute mit Einjährig-Freiwilligen-Zeug-

nis. Alles Märker, zur Hälfte etwa vom Land und aus der Stadt. Alles glühend von gutem Willen, brennend vor Verlangen, an den Feind zu kommen.

Dennoch war es Erfüllung einer ſtillen Hoffnung, als ich am 27. Dezember den telegraphiſchen Befehl erhielt, mich beim Erſatzbataillon in Frankfurt a. d. Oder zurückzumelden. Ich zweifelte nicht, ich würde dem zwölften Regiment, das mich mehrfach dringlich angefordert hatte, meiner geliebten Zweiten zurückgegeben werden, aus deren Mitte Brief um Brief den erſten Feldhauptmann zurückverlangte.

Am 28. Dezember ſtand ich zum drittenmal auf dem Kaſernenhof, Hand am Helm. Der Kommandeur empfing mich mit den Worten:

„Na, ich gratuliere Ihnen: Sie ſind in den Stab des Generalgouvernements in Belgien verſetzt, ſofort in Marſch zu ſetzen. Auf nach Brüſſel!“

2.

Selbſt im Kriege führt der Menſch auch ein Privatleben. Da ich nicht als Kriegsberichterſtatter, ſondern als Menſch erzähle, muß ich auch von dieſem Ureigenſten reden. Nur ſo kann verſtändlich werden, auf was es doch eigentlich ankommt, mir wenigſtens: die Wirkung des Krieges auf den, der ihn erlebt. Alles andere iſt bekannt und tauſendmal beſchrieben, beſungen, gemalt, photographiert, gefilmt ...

In Düſſeldorf habe ich mich von einem Sanitäter aus dem Verwundetenzug herausheben laſſen, aus dem Abteil erſter Klaſſe, in dem ich drei Nächte und zwei Tage gehauſt. Im Hauſe eines Vetters habe ich liebevolle Aufnahme gefunden, bald habe ich am Telephon den Schrei meines Weibes gehört, den Jubel meiner Kinder fern in Stuttgart: verwundet — lebend!!

Zwei Tage ſpäter hat ſie an meinem Bette geſtanden.

Eine Woche ſpäter konnte ich die Heimfahrt antreten. Die rheiniſche Landſchaft flog vorüber im Spätſommerglanz: abends am Stuttgarter Hauptbahnhof harrten die Kinder: Töchterlein ſelig weinend, ſelig ſtrahlend der Bub, der ſeinen Vater nun erſt, da er am Stocke mühſam daherhumpelte, den Arm in der Binde, als Kriegsmann für voll nahm.

Als ich an meinen Schreibtiſch trat, lag auf einem Stoß Briefe ein Schreiben des getreuen Feldwebels Ahlert:

„Die zweite Kompagnie ſpricht ihrem hochverehrten Herrn Kompagnieführer ihren herzlichſten, treu gehorſamſten Glückwunſch aus zur Verleihung des Eiſernen Kreuzes.“

Da war's vorbei mit dem letzten Reſt von Faſſung.

Dann ſind ſchöne, ſtille Wochen gekommen, auf dem Krankenbett, im Kreiſe meiner nächſten Menſchen.

Inzwiſchen brandete das Weltgeſchehen draußen weiter. An den großen Kämpfen und Entſcheidungen war mein Regiment nicht beteiligt, ich hatte alſo „nichts verſäumt“. Ein Jubel war in meinem Pflegeſtübchen, als die Glocken den Fall Antwerpens ankündigten.

Kurz vor meinem Scheiden gab's dann einen heftigen Strauß in meinen vier Wänden. Mein Fünfzehnjähriger wollte Kriegsfreiwilliger werden.

„Wenn du's nicht erlaubſt, Vater, ſo laufe ich einfach fort . . .“

An ſeinem ſechzehnten Geburtstage, dem 22. Oktober, ſchloſſen wir einen Vergleich. Wenn er zu Oſtern nach Prima verſetzt würde, ſolle er zum 1. April als Fahnenjunker eintreten dürfen. Als Schmerzensgeld gab's einen Reitkurſus.

Und zum zweiten Male beſtellte ich mein Haus, gab's einen Abſchied auf Leben und Sterben.

Die Trennung ſollte kürzer ſein, als wir ahnen konnten.

Als ich aber gen Brüſſel rollte, ging es nicht in den wirklichen Krieg: es ging auf die Etappe.

3.

Der Kämpfer erlebt ein Heldenlied, eine wundervoll ſchaurige Dichtung. Das Allzumenſchliche bleibt auch ihm nicht erſpart. Aber es wird überhöht von dem Dreiklang: Kampf, Not, Tod.

Etappe bedeutet Alltag. Der Alltag des Krieges iſt tauſendmal erregender, bunter, abenteuerlicher als der Friedenswerktag. Auch ihn adelt und erhöht das Aufgehen des Einzelmenſchen in der Aufgabe.

Dennoch: eine andere Welt als das Leben am Feind. Da vorn wächſt der Menſch, der Mann ins Unmeßbare. Aus der Kampflinie zurückgetreten, ſinkt er auf die Ebene ſeines gewohnten Daſeinsbetriebes zurück.

Die Zeiten ſind überwunden, da der Frontſoldat im Etappenſoldaten ein Weſen niederer Art verachtete, eine Art beſſeren Drückeberger, der in Saus und Braus, in Schwelgerei und Müßiggang lebte. Die Front hat begriffen, daß die Etappe ihr Nährboden iſt und ihre Rückendeckung. Sie kennt den hingebenden Pflichteifer derer, die ſie ſpeiſen, kleiden, ſtützen, verſtärken. Und im Hin und Her der Kommandierungen und Verſetzungen hatte es ſich bald gefügt, daß auf der Etappe nicht allzu viele Kriegsverwendungsfähige mehr ſaßen, die nicht vorm Feind ihre Schuldigkeit getan hatten.

Den Frontkämpfern mußten für Wochen der Opfer und

Gefahren Ruhemonate geboten werden, in denen ſie ſich entſpannen und für neue Taten ſtählen mochten, während die Etappe nicht Raſt noch Ruhe kannte. Längſt weiß der Frontſoldat, daß es, im ganzen genommen, geſunder und vergnüglicher war, ein richtiger Soldat zu ſein, als dahinten die ſcheinloſe, freudloſe Kleinarbeit zu tun, die keine jener ſtolzen Erhebungen kennt. Er weiß, daß das herrliche Bewußtſein voll erfüllter Pflicht, das ihm nach heißen Tagen Nächte traumlos zufriedenen Schlummers beſchert, dem emſigen Schreibſtubenarbeiter dahinten unbekannt bleibt. Daß die Wucht der vaterländiſchen Not auf ſeinem Nacken ruht, während der Krieger nichts als ſeinen „Abſchnitt“ kennt.

Dennoch:

Es gibt zweierlei „Krieg“. Weltenweit verſchieden das Daſein des Frontſoldaten und des Kämpfers hinter der Front. Ein Kämpfer iſt auch dieſer, jener allein iſt ein Krieger.

Das hab' ich empfunden während der nahezu ſieben Monate in Brüſſel. Ich vollendete in dieſer Zeit mein ſiebenundvierzigſtes Lebensjahr, mußte mir ſagen, daß meinen Platz in der Front jüngere, friſchere Kräfte gleich gut, vielleicht beſſer ausfüllen könnten, während da, wo ich nun ſtand, meine beſonderen Gaben vielleicht noch nützlicher zur Entfaltung kommen konnten. Dennoch bedrängte mich dauernd ein quälendes Gefühl:

War es nicht gerade des Dichters Pflicht, der ein gelernter und bewährter Soldat war, dort zu ſtehen, wo es galt, mit Einſatz des Lebens dem Anſturm der Welt zu trotzen, die uns ausrotten wollte?!

Sechs Wochen nur war ich „vorn“ geweſen, die Löcherchen in Arm und Bein waren vernarbt, die Nachwehen

der Strapazen und des Blutverluſtes aus Nerven und Knochen verſcheucht. Rüſtig war ich und ſehnte mich zurück in den Kampf. Und war in Feldgrau ein Schreiberknecht ...

Dieſe Empfindungen wühlten lange Zeit nur unter der Oberfläche. Zunächſt umfing mich, ſeit ich am Morgen des 30. Dezember im Nordbahnhof in Brüſſel dem Zuge entſtiegen war, die Fülle der neuen Geſichte.

In einer Reihe von Romanen hatte ich verſucht, Geſchichte — nicht weit entlegener, ſondern noch unmittelbar ins Leben der Gegenwart wirkender Epochen zu einem Kunſtwerk zu geſtalten, das nicht zu einem Kreiſe von Literaten und Äſtheten reden ſollte, ſondern zum deutſchen Volk in ſeiner Breite. Nun durfte ich, nach dem kriegeriſchen Geſchehen, politiſches Werden und Wirken erleben — durfte die Männer an der Arbeit ſehen und ihrer Arbeit Gehilfe ſein, welche das Chaos, das ich ſelber als Soldat hatte mit anrichten helfen, wieder zum Kosmos ordnen ſollten. Ein vom Kriege zerriſſenes und verheertes Land mußte faſt ohne Mitwirkung ſeiner Bewohner und gegen den Willen ſeiner alten Regierung wieder emporgerichtet werden durch deutſche Hingebung, Tatkraft und Ordnungsmacht.

Erſt wenige Wochen waren verfloſſen, ſeit der alte Haudegen von der Goltz durch den Freiherrn von Biſſing erſetzt worden war. Der neue Generalgouverneur amtierte mit ſeinem zahlreichen Stab in den Räumen des Palais de la Nation.

In dieſem rieſigen, mit protzigem Prunk ausgeſtatteten Dienſtgebäude ward mir als Wohn- und Arbeitsraum — der Empfangsſaal eines der königlich belgiſchen

Phot. Scherl

Erobertes Belgien (Termonde)

Gedächtnisfeier am Waterloodenkmal

Miniſterien angewieſen. Bißchen komiſch, hier zu hauſen inmitten eines barbariſchen Glanzes an Stuck, Gold, Spiegeln, koloſſalen Bronzelüſtern ... In einer Mußeſtunde hab' ich meinen Burſchen die elektriſchen Birnen zählen laſſen, mit denen ich meine Brüſſeler Nächte hätte erhellen können: es waren zweihundertundſechzehn.

In einer Ecke ein eiſernes Feldbett, davor ein paar geſtrichene tannene Aktenſchränke. Auf den Marmorkonſolen harrten knurrig und beſchäftigungslos Helm, Piſtole, Waffen ... In der Mitte lümmelte ſich ein prachtvoller Intarſiatiſch, darauf Telephon und Schreibgerät. An Stelle des allzu ſtilwidrigen Kommißbettes habe ich ſpäter aus den verlaſſenen Wohnräumen eines der belgiſchen Staatsminiſter das Ehebett requiriert.

Hier habe ich ein halbes Jahr lang gehauſt, von meinem Burſchen Kaiſer betreut, einem treuherzigen, etwas kränklichen Landſturmmann und Familienvater aus Berlin. Der mußte mir meine „Getreuen" erſetzen.

Ich wurde ſchon am Morgen meiner Ankunft vom Generalgouverneur empfangen, der mich in die Obliegenheiten meines neuen Pflichtenkreiſes einweihte. Dieſe Tätigkeit hat mich monatelang vollkommen ausgefüllt und mir einen tiefen Einblick in die Verwaltung des beſetzten Belgien gewährt. Einen kleinen Teil meiner Eindrücke habe ich in einer Reihe von Aufſätzen niedergelegt, die damals in mehreren deutſchen Zeitungen und Zeitſchriften erſchienen ſind.

So war ich aus einem Soldaten im Hauptamt wieder ein Schriftſteller geworden: ein feldgrauer, der nebenamtlich eine Menge militäriſcher Aufgaben zu erfüllen hatte. Eine Zeitlang gefiel mir das um ſo beſſer, als ich von meinem Regiment nur Nachrichten bekam, die mich

erkennen ließen, daß die Märker aus fahrenden Kriegsleuten zu einer Art Grenzschutztruppe geworden. Nur die Januarschlacht erweckte gleich im Anfang meines Brüsseler Aufenthaltes noch einmal den Neid auf die Lorbeeren der Front. Sie brachte auch manche schmerzliche Nachricht vom Verlust wackrer Kameraden, die als „eiserne Männer“ gegolten hatten. Dann wurde alles ganz still an der Aisne, ich durfte mir sagen, daß ich in Brüssel mehr leisten könne als im Schützengraben. So fügte ich mich in mein Geschick und stürzte mich in das Leben der bezwungenen Belgierhauptstadt.

4.

Brüſſel war die erſte große Stadt, die ich erlebt hatte. Um ſie wob ein Duft von Fremde, Pracht und Rauſch, der den Elberfelder Gymnaſiaſten erſt betäubte, dann beſeligte. Sooft ich ſie ſpäter betreten: immer hatte ihr Zauber mich aufs neue beſtrickt.

Es war eine ganz andere Stadt geworden. Düſter, feindſelig glotzte mich alles an. Dieſe ſchnurrigen Männer, die es ſich zur Ehrenpflicht gemacht zu haben ſchienen, vor jedem deutſchen Offizier auszuſpucken — ſo vorſichtig und unauffällig, daß man ſie nicht etwa ſtellen könnte — dieſe pfauenhaft aufgetakelten Damen, die vor dem boche ihr geſchminktes Lärvchen abdrehten oder gar mit Schleier oder Taſchentuch verhüllten, wenn jemand zuſah — und ihm ſchöne Augen machten, wenn's unbemerkt geſchehen konnte. Auch die Straßen, die Häuſer, die ehrfurchtgebietende Gudula, der geſchwollene Juſtizpalaſt —

„Mauern ſchauſt du, ſchauſt Paläſte
ſtets mit andern Augen an ...“

Ich war ein Bewohner dieſer Stadt geworden, ſogar ein Stück ihrer Regierung, und zehnfach ihr ein Fremder. Sie wollte mir nicht mehr ſprechen.

Erſt als ich vor Rubens, Jordaens ſtehen durfte, hatte

ich wieder „eine Anſprache“. Jene alten Meiſter waren meines Blutes. In ihrer Lebensſeligkeit, ihrer Sinnlichkeit, ihrer Wirklichkeitsfreude erkannte mein weſtdeutſches Blut die Quellen des eigenen Weſens wieder. Sie waren unverfälſcht, unverwelſcht geblieben.

Seltene Feierſtunden! Unſere Arbeit kannte keine Muße, nicht einmal die höchſten Feiertage blieben frei.

Stunden tiefinnerſter Weihe: Soldatengottesdienſt in Sankt Gudula ... Aus dem umdunkelten Geheimnis des Chors aufflimmerndes Mattgold, Weiß und Violett der Prieſtergewänder, Weihrauchwolken aufquellend, Orgelharmonien und Wechſelgeſänge ſteigend und fallend, im ragenden Mittelſchiff die feldgrauen Beterſcharen, holzgeſchnitzte Dürerköpfe deutſcher Landſturmmannen, jeder neben ſich den ſtarren Gewehrlauf ...

Proteſtantiſche Feſtpredigt im Konzertraum des Königlichen Konſervatoriums, kerniges Bibelwort, vom Schwung der Zeit beflügelte Auslegung, am Schluß das Altniederländiſche Dankgebet:

„Er läßt von den Schlechten
nicht die Guten knechten ...“

Dann wieder: einſamer Morgenritt in den Kammerboſch — ein paar Wochen durch Schnee und Vorlenznebel, dann durch knoſpende Gehege, taufeuchte Wieſengebreite. Erwachender Vogellaut miſcht ſich dem fernen Murren der Ypernfront ...

Auf mühſam ausgeſpartem Nachmittagsbummel ins wimmelnde Volksgetümmel der Marolle, vom vertrauten Klang flämiſcher Laute umplätſchert ... Manchmal pfeift ein dreiſter Wallonenbengel dazwiſchen das kaiſerliche Hupenſignal, wiederholt ſingend ſeine Weiſe:

Nous sommes Allemands —
pas pour longtemps ...

Sauſende Dienſtfahrt am bombaſtiſch getürmten Bau des Jubiläumsbogens vorüber, den unſre Grauen „das Brandenburger Tor“ nennen, hinein ins Belgierland. Das dehnt ſich ſchweigend, immer noch wie gelähmt vom Grauen des Krieges, der nun vorübergebrauſt iſt und im Südweſten, an der Seeküſte weiterknurrt.

Wohlbekannte Stätten, erinnerungsſchwer. In dieſer feierlichen Kaſtanienallee bei Tervueren raſteten wir vor dem Zuge durch Brüſſels Vorſtädte — dieſe Backſteinhäuſer flammten lichterloh, als wir neben ihnen, auf der Wieſe dort, Biwak bezogen in der Nacht nach unſerer Feuertaufe ... Nach Löwen hinein, durch düſtere Straßen und Stadtviertel, in denen nur hier und dort eine einzelne Trümmerſtätte vom Wahnſinn des Franktireurkrieges zeugt: plötzlich in einen Bezirk des Entſetzens, jenen Stadtteil, der gerechtem Gerichte zum Opfer fiel. Noch ragt, gänzlich unbeſchädigt, das überzierliche Rathaus aus einem Wuſt von Schutt. Zur Rechten ängſtet die hohle Faſſade der eingeäſcherten Bibliothek — zur Linken heben ſich die geſchwärzten Mauern und zerſprungenen Fenſterbogen der Sankt-Peters-Kirche, aus deren Brande die Tapferkeit eines deutſchen Offiziers, des Hauptmanns Thelemann, die wichtigſten Koſtbarkeiten gerettet, zwei Tafeln des Dirck Bouts ...

Über allem Grauen, über der Klage um unrettbar Dahingeſunkenes in tiefſter Seele die Dichterluſt, noch dazuſein, Anteil zu haben an ungeheuerſtem Geſchehen.

Ich ſah ſie wieder, die Spuren der Verheerung, an der ich mitgeholfen. Sah nun auch, wie deutſche Tatkraft am

Werke war, wieder aufzubauen, was ſich aufbauen ließ. Ja, der deutſche Krieger führt den Speer des Achilleus: die Wunde, die er geſchlagen, er allein kann ſie auch wieder heilen.

Dies iſt das Palais de la Nation, die große Miniſterialkarawanſerei an der Wet Straat. Gegenüber liegt der Park, der den Brüſſelern verſperrt iſt — einer von tauſend Anläſſen galletreibenden Ärgers. Er umſchließt ein Soldatenheim mit Sommergarten, eine Benzintankſtelle, einen kleinen Exerzierplatz, rings um ſeine Schattengehege trudelt die Reitbahn, auf der deutſche Offiziere ihre Gäule und ſich ſelber vor der Verfettung bewahren. Dann iſt da noch das Parktheater — von ihm wird ſpäter zu erzählen ſein.

Die Miniſterialgebäude umſchließen einen ſtattlichen Ehrenhof, auf dem zwei Kanonenmäuler drohen. Deutſche Generalſtabsoffiziere trinken in lauen Sommernächten nach harten Arbeitstagen einander die Blume des Münchener Flaſchenbieres zu ...

Dahinter der Leſeſaal, von deſſen Wänden die Präſidenten des belgiſchen Senats herniederſchielen, der iſt nun das Offizierskaſino des Generalgouvernements. Im Nebenzimmer ein Parabebild des erſten belgiſchen Leopold. Auf ſeiner Bruſt das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe, das er bei Belle-Alliance erſtritt ...

Im Erdgeſchoß liegt der Speiſeſaal. Hier finden wir uns zur Frühſtücks-, Mittags- und Abendtafel ein, während der Generalgouverneur in einem beſonderen Zimmer ſpeiſt inmitten eines ſtets wechſelnden Kreiſes ſeiner Umgebung. Hier an der „Fürſtentafel“ geht's ein wenig feierlich, an der „Marſchalltafel“ ungezwungen kameradſchaftlich zu.

Ich habe hier eine Fülle von Charakteren an der Arbeit gefunden, auf die Deutſchland ſtolz ſein darf. Unter

völliger Hintanſetzung ihrer perſönlichen Wünſche und Intereſſen waren ſie mit nie verſagender Hingebung am Werke, um ein widerſpenſtiges Land, ein Volk, das ſeit Jahrhunderten beſtändig aus einer Hand in die andere gegangen iſt und dieſes entſittlichenden Schickſals untilgbare Spur trägt, über die Schickung, die der Krieg ihm aufgezwungen, hinüberzubringen. Ich habe mich immer für einen ſcharfen Arbeiter gehalten. Wie ich hier arbeiten ſah und arbeiten lernte, das war mir etwas Neues.

Eines Mannes nur ſei an dieſer Stelle mit kurzen Worten gedacht: des Generalgouverneurs.

Moritz Freiherr von Biſſing war nach ſeinem Abſchied vom Kommando des weſtfäliſchen Armeekorps ſchon eine Reihe von Jahren im Ruheſtand, als der Befehl des oberſten Kriegsherrn ihn an die Spitze des Generalgouvernements in Belgien berief — als Nachfolger des „alten Goltz“

Der ſchöne, gepflegte, aufrechte Soldat iſt eine der hinreißendſten Erſcheinungen, die mir begegnet ſind. Soſehr ſich die belgiſche Flüchtlingspreſſe bemüht hat, mit Kot nach ihm zu zielen — die im Lande gebliebenen Belgier, das weiß ich aus zahlloſen Äußerungen angeſehener Männer des Landes, haben ihn widerwillig verehren gelernt. Seine äußere Erſcheinung ſchon zog ſie in ſeinen Bann. Die Rechtlichkeit ſeines Charakters, die Hingabe an ſeine Regentenpflicht, die Fürſorge, die er dem ihm anvertrauten Lande angedeihen ließ, oft in ſcharfem Gegenſatze zu andersgerichteten Beſtrebungen — das alles mußte ihm die Achtung und den verhohlenen Dank des Volkes gewinnen, dem er König und Regierung in ſchwerſter Heimſuchung zu erſetzen berufen war.

Uns, die wir ihn zu unterſtützen berufen waren, iſt er ein ſtets gütiger, verſtändnisvoller, belebender Führer geweſen. Fabelhaft, mit welcher Leichtigkeit und Gründlichkeit der alte Reitersmann ſich in die verſchiedenartigſten ihm von Hauſe aus doch völlig fremden Verwaltungszweige einzuarbeiten verſtanden hat. Man muß es miterlebt haben, wie er den allwöchentlichen Vortrag der Abteilungschefs leitete, mit ſchlagender Sicherheit ſeine Entſcheidungen traf, die Wege zur Ausführung wies. Ihn leitete ein tief durchdachter Grundſatz, den er nie aus dem Auge ließ:

Wir müſſen dies uns anvertraute Land ſo verwalten, als wenn es unſer eigenes wäre. Wie immer ſeine künftigen Geſchicke ſich geſtalten mögen — was wir drinnen ſchaffen, ſoll ſo angelegt werden, daß es dem Lande zu dauerndem Segen werden muß. Nur zwingende Forderungen der Kriegführung können eine Abweichung gebieten.

Mit dem Geiſt, der aus dieſen Leitſätzen ſpricht, hat Biſſing die ganze deutſche Verwaltung Belgiens durchſeelt.

So hoher Auffaſſung eines Amtes, das die im Namen von Kaiſer und Reich ausgeübte Verwaltung eines Königsthrones bedeutet, entſprach des Generalgouverneurs perſönliche Lebensführung. Hier kam das Amt den Neigungen des Mannes entgegen.

Ich fühlte mich gefeſſelt von dem Wirken eines Menſchen, in dem nicht nur fürſtliche Neigungen, auch fürſtliche Kräfte ſich regten und betätigten. Ich habe es nie nötig gehabt, um die Gunſt eines Mächtigen zu werben. Bin ein freigeborener Vogel geblieben. Um ſo freudiger darf ich mich zu dem Glück bekennen, das ich ſtets gefühlt habe, wenn mir ein Mann entgegentrat, in deſſen Bruſt ein ſtolzes, heiſchendes Herz ſchlug.

5.

Ging der tägliche Dienſt ſeinen gelaſſenen Gang, ſo brachten eine ſtändige Abwechſlung und Bereicherung des Geſichtskreiſes die faſt allwöchentlichen Beſichtigungsreiſen des Generalgouverneurs, an denen ich als einer der beiden dienſttuenden Adjutanten teilzunehmen hatte. Auf dieſen Fahrten habe ich nach und nach ſämtliche Gouvernementshauptſtädte des Generalgouvernements und die Gouverneure ſamt ihren Stäben kennengelernt. Heut im Auto, morgen im Salonwagen des Sonderzuges durchflogen wir das Belgierland. Unſere Beſuche beſchränkten ſich keineswegs auf Empfänge, dienſtliche Beſprechungen, Einweihungen von Soldatenfriedhöfen, Truppenbeſichtigungen und Wanderungen durch Kirchen, Schlöſſer, Muſeen. Ein Hauptziel waren die großen und vorbildlichen Wohlfahrtseinrichtungen und Induſtriebetriebe des Landes. Ich weiß nicht, ob König Albert das Bedürfnis betätigt hat, durch Fabriken, Kohlenbergwerke, Steinbrüche, Dampfmühlen, Glasſchleifereien, Molkereiwirtſchaften, landwirtſchaftliche Hochſchulen, Erziehungsanſtalten für verwahrloſte Kinder zu wandern und zu klettern, ſich überall die Eigenart und Lage des Betriebes erläutern und die Arbeit ſelber vorführen zu laſſen, die Wünſche der Leitung entgegenzunehmen. Der deutſche Landesverweſer hielt dies für Amtspflicht. Wenn

man das verblüffte Staunen, die erſt mißtrauiſche, bald befliſſene Haltung der Eigentümer beobachtete, dann fühlte man Luſt zu glauben, daß ſie ein ſolches Eingehen des Landesoberhauptes auf das Weſen und die Bedürfniſſe der Landeseinrichtungen nie gekannt oder zum mindeſten von dem Häuptling der eingedrungenen Barbarenhorden nicht erwartet hatten. Wenn der ſchlanke, grauſchnurrbärtige Küraſſier im blinkenden Adlerhelm der Garde du Corps von früh bis ſpät, ſeinen ſiebzig Jahren zum Trotz, durch das Land zog, um alles zu ſehen, ſich über alles unterrichten zu laſſen — dann konnte man aus den Blicken, welche die Vertreter des Belgiertums untereinander wechſelten, gar wohl erkennen, wie ſehr dieſe Hingabe des vielverläſterten Mannes es ihnen angetan hatte. Er verſtand genug Franzöſiſch, um den Vorträgen folgen zu können, und ſprach es nicht fließend, aber ausreichend. Was er ſagte, hatte auch hier ſtets Hand und Fuß. Er wußte, wo Hilfe vonnöten war, ob er ſie würde gewähren können, oder ob es ſich um Kriegserſcheinungen handelte, die auch der beſte Wille der „beſetzenden Macht“ nicht zu beſeitigen vermöchte.

Die Landwirtſchaft hatte ſich ſchnell erholt: die Felder prangten in Fülle. Während der heiße Sommer 1915 die leichteren Böden des deutſchen Oſtens ausdörrte, entlockte er den fetten Ebenen Brabants, Flanderns, Luxemburgs reiche Ernten. Aber die Induſtrie! Schon jetzt machte ſich die Abſperrung des Landes faſt überall in einem Mangel an Rohſtoffen geltend. Es war ein Schauſpiel, das immer aufs neue das Herz fröſteln machte: die rieſigen Fabrikanlagen daliegen zu ſehen, tot, leer, ſchweigend, verfallend, ſterbend ... Wo geholfen werden konnte, wurde geholfen. Aber — wo konnte geholfen werden?!

Eine Entſpannung dann jedesmal die Begegnung mit deutſchem Wirken und Schaffen, das raſtlos beſtrebt war, aus Ruinen neues Leben zu wecken. Am ſchönſten war's, wenn wir unſre braven Beſatzungstruppen trafen, zur Parade aufgeſtellt vor dem militäriſchen Oberbefehlshaber des Landes.

Landſturmparade! Ein militäriſches Bild, wie ſich's vor dem Kriege auch die kühnſte Phantaſie des genaueſten Kenners unſerer militäriſchen Möglichkeiten niemals hätte träumen laſſen.

Keine glatten Rekrutengeſichter, die beim erſten Eindruck alle gleich ausſehen — Männerköpfe, bartumfranſt, manche tief ergraut ... gebräunt von Kriegs- und Lebenswettern, geſtempelt von Arbeit, Sorge und Heimweh, ſtill durchſonnt von Stolz, dabeiſein zu dürfen, mitzuſpenden beim großen Volksopfer für des Vaterlandes Rettung ...

Landſturm! Herrliches Wort, wundervolles Ding! Land iſt Seßhaftigkeit, Pflugſchar, Friedenswerk — Sturm heißt Unraſt, Aufſchwung, Schwertfauſt, Reckenzorn. In dieſen alten Soldaten, die unter Gewehr in Parade ſtehen ſo eiſenfeſt wie ihre Buben im Schützengraben, iſt alles das: Pflug und Wehr, Ruhe und Grimm.

Das war der Segen unſerer zweijährigen Friedensausbildung: die ſaß in den Knochen fürs Leben. Ein paar Wochen Auffriſchungsdrill, und die Glieder, ſteif geworden am Webſtuhl, im Kontor, in der Eiſengießerei, werden wieder ſpannkräftig, packen das Gewehr wie mit Eiſenklammern, fliegen, ruck, zuck, im Parademarſch auf, nieder, auf, nieder.

Dieſe prächtigen Bilder deutſcher Volkskraft mußten für viele tragiſchen Eindrücke entſchädigen.

6.

Der Frühling hat mir den letzten Reſt von Heimatgefühl genommen, der mich noch an ein beſtimmtes Stück der Vaterlandserde band.

Mein Sohn hat, ſchlecht und recht, zu Oſtern die Verſetzung nach Oberprima ſich erkämpft. Nun iſt er ein Fahnenjunker im Füſilierregiment Fürſt Karl Anton von Hohenzollern (Hohenzollernſchen) Nummer 40, deſſen Reſerve ſein Vater vormals durch zehn Jahre angehört hat.

Da Vater und Sohn im Waffendienſte ſtehen, haben Mutter und Tochter die vereinſamte Wohnung in Stuttgart aufgegeben und führen ein Reiſe- und Penſionsleben. Ich habe nicht Haus noch Heimat mehr.

An der Front war es längſt ſo furchtbar geworden, daß die Erlebniſſe des Kriegsbeginnes verblaßten vor den Erzählungen der Kameraden von der Front, die manchmal bei uns durchliefen und in ihren verſchliſſenen, geflickten Kitteln zwiſchen unſerer Gepflegtheit bei Tiſche ſaßen, ein heimliches Lächeln in den tiefgekerbten Mundwinkeln ...

Nagendes Gefühl: Du haſt es zu gut hier, viel, viel zu gut! Die Zeit iſt rieſig, und was du hier lebſt, klein.

Ende März ſuchte ich unſeren Perſonaldezernenten auf, den ſtets verſtändnisvollen Oberſten von Eckartsberg,

und meldete mich in die Front. Er verſprach, mein Geſuch beim Generalgouverneur zu befürworten.

Wenige Tage ſpäter kam der Beſcheid:

„Exzellenz läßt Ihnen eröffnen, daß er Sie nicht entbehren könne und wolle.“

Die Kameraden tröſteten mich: Exzellenz wolle mich der deutſchen Literatur erhalten.

Ich grinſte tückiſch.

In dieſe Beklemmungen hinein warf das Schickſal ein Erlebnis, das mich zerrüttete.

Mein um zehn Jahre jüngerer Bruder Armin hatte einige Jahre vor dem Kriege als Reſerveoffizier ſeinen Abſchied nehmen müſſen, weil ſein Herz nicht mehr zuverläſſig war. Bei Kriegsausbruch hatte er ſich zum Garniſondienſt zur Verfügung geſtellt und alle Stufen des Landſturmleutnants durchlaufen. Erſt war er Bahnhofskommandant, dann Kompagnieführer einer Bahnſchutzkompagnie in der Gegend von Charleroi. Seit einigen Wochen war er auf dem belgiſchen Truppenübungsplatz Beverloo beim Ausbilden von Erſatzmannſchaften tätig.

Er kam nach Brüſſel — zu jenem erſten großen Konzert, das der Generalgouverneur in dem ſeit Kriegsbeginn geſchloſſenen berühmten Théâtre de la Monnaie veranſtaltete. Dazu kam der dritte von uns Brüdern, Kurt — als Sänger mit den Scharen des Kölner Gürzenich-Chores und Orcheſters.

Wir beiden feldgrauen Bloems ſaßen im erſten Rang, der befrackte auf der Bühne. Zum erſten Male die drei Brüder vereinigt während des Krieges — zum letztenmal im Leben.

Zum erſtenmal ſeit vielen, vielen Monaten ſahen wir Soldaten wieder einen Kranz deutſcher Frauen ...

Hörten zum erſten Male wieder deutſche Muſik...

Wenige Tage ſpäter trat Bruder Armin in mein Arbeitszimmer, feldmarſchmäßig ausgerüſtet, ſtrahlenden Geſichts. Ich wußte ſofort, was das zu bedeuten hatte:

Auch er hatte ſich in die Front gemeldet und mit mehr Glück als ich. Er durfte eine Kompagnie des Rheiniſchen Reſerveinfanterieregiments Nr. 17 übernehmen, das in den wütenden Kämpfen der Winterſchlacht in der Champagne ſtand.

Bald meldete mir ein Brief ſeine Ankunft in den unzulänglichen, zerſchoſſenen Gräben bei Monthois. Der Brief war ein einziges Grauen.

Schon am Tage nachher ein Telegramm ſeiner Frau:

> „Armin ſchwer verwundet Lazarett Johanna von Arc Vouziers, bitte wenn irgend möglich hinfahren.“

Der Generalgouverneur gewährte Urlaub nach Vouziers. Ein ſtumpfſinniges, verwahrloſtes Landſtädtchen, wimmelnd von Soldaten. Das Lazarett, von dürftigſter Einrichtung, bis unters Dach vollgepackt mit den Verwundeten der unabläſſig wütenden Schlacht. Ein leiſer, feiner Oberſtabsarzt empfing mich:

„Wünſchen Sie ſich nicht, daß Ihr Herr Bruder wieder aufkommt. Es gäbe im günſtigſten Fall eine Rollſtuhlexiſtenz. Er iſt förmlich zerfetzt. Mehr als dreißig Granatſpitter habe ich ihm herausgeſchnitten. Ja, gehen Sie hinein: nur ein paar Minuten. Jede Erregung muß vermieden werden.“

Das war mein Bruder?!

Ein ganz fremdes Geſicht: tief eingeſunken Wangen und Schläfe, das Kinn von einem kurzen ſchwarzen Bart

umſtruppt, Kopf und rechter Arm verbunden, unter der Decke ſich abzeichnend ungefüge Klumpen, die dick umſchienten Beine.

Er erkannte mich, er ſprach, erzählte. Heiſer, ſtoßweiſe. Er hatte im Graben gelegen, inmitten ſeiner Kompagnie, eines franzöſiſchen Angriffs gewärtig — neben ſich einen Stapel Handgranaten. In den haut eine franzöſiſche Granate, ſchmeißt ihm den Splitterwuſt in die Knochen. Furchtbares ausgeſtanden beim Zurückbringen, zwei Tage hindurch — grauenvolle Schmerzen, jetzt, immerfort.

„Laßt mich ruhig ſterben, es iſt aus mit mir.“

„Unſinn, dummer, lieber Kerl. Kopf hoch — wird alles wieder gut. Biſt in guten Händen.“

Irr, abweſend flackern ſeine Augen. Die Linke wehrt ab, matt, doch heftig.

„Nur ... in Ruhe laſſen. Ganz in Ruhe laſſen.“

Ich küſſ' ihn auf die fieberfeuchte Stirn. Ich gehe, bin anderen Mittags wieder in Brüſſel.

Oſtern kam: das herzdurchſchauernde Bild des Feſtgottesdienſtes in der Gudulakirche gab Troſt und Erhebung. Am Oſtermontag nachmittag mußte ich im neueröffneten Eiſenbahnerheim eine Bismarckrede halten.

Ein paar Tage ſtiller Arbeit. Am ſechſten früh die niederſchmetternde Nachricht: das Befinden meines Bruders habe ſich verſchlimmert, das rechte Bein müſſe abgenommen werden, man ſolle ſich auf alles gefaßt machen, die Gattin alle Vorbereitungen zur Reiſe treffen, wenn ſie ihn noch einmal ſehen wolle ...

Früh um acht holte ich die Schwägerin am Nordbahnhof ab. Der Generalgouverneur hatte ein Auto bewilligt. Stumme Fahrt durch Frühlingsherrlichkeiten und Verwüſtungsſchauer. Die blaſſe Frau wie verſteinert

über das Entſetzen, das ſo ſchreckhaft zu ihrem Jammer ſtimmte.

Um fünf Uhr in Vouziers. Wir traten an das Bett eines Sterbenden.

Er erkannte uns noch:

„Laß uns Abſchied nehmen, Walter, mir iſt nicht mehr zu helfen ...“

Wortlos fiel ſeine Frau über ſein Lager.

Das Bewußtſein ſetzte ſtellenweiſe ſchon aus:

„Ich weiß gar nicht mehr, wo ich eigentlich bin ...“

Über ſeinem Bette ſtand auf ſchwarzem Pappſchild zu leſen:

„R.I.R. 17, 1. Komp. Oberleutnant Bloem r. Bein amp. Fraktur r. Arm, Kopf r.“

Auf dem Nachttiſch ein Schächtelchen mit dem Eiſernen Kreuz und einem Stück ſchwarzweißen Bandes. Das hatten zwei Kameraden von der Front gebracht. Seine letzte Freude, ſein letzter Stolz. Hanna nahm's mit zitternden Fingern und heftete es ihrem Helden aufs weiße Hemd, an die keuchende Bruſt.

Am Morgen des neunten war der Bruder ſchon nicht mehr bei Bewußtſein. Groß und ſuchend ſtarrten ſeine Augen ſekundenlang uns an, wanderten ruhelos umher.

Ich pendelte zwiſchen Krankenzimmer und Schweſternſtube hin und her, während die Frau nicht von dem Sterbenden wich. Ich dachte an vier lachende Kinderköpfchen — acht Jahre bis zwei Jahre ...

Einmal geriet ich in den Hof des Krankenhauſes, ſtöberte herum, hob eine zerſchliſſene Zeltbahn vor einem Verſchlag: ein Haufen Soldatenkleider: Röcke, Hoſen, Wäſche ... Vom Kreideſchlamm der Champagne überkruſtet, von Granatſplittern zerfetzt, vom Meſſer

Im „Arbeitssaal“ zu Brüssel

Phot. Scherl

Eroberte Stadt

der Kameraden, der Ärzte zerſchnitten ... Getränkt von Güſſen Blutes ...

Draußen rollte Wagen auf Wagen an, brachte neue Menſchentrümmer. Ich verteilte Zigarren, plauderte mit minder ſchwer Verletzten — floh wieder hinein, von Entſetzen geſchüttelt.

Das Bild war unverändert: Die ruhelos wandernden Augen, die ruhelos emportaumelnde und bald wieder ſinkende Hand.

Dies fremde, völlig fremde — doch ſeltſam vertraute Geſicht — woher kannte ich es nur?

Mein Blick fiel auf ein Bild, das an weißgetünchter Wand über dem Kopfende hing.

„I. N. R. I.“

Das Haupt voll Blut und Wunden.

Auf einmal wußte ich, daß ich dies Geſicht ſchon oft geſehen hatte im Kriege. All die Kameraden, die neben mir zuſammengeſunken waren: ſie alle hatten das Geſicht gezeigt.

Die Stunden ſchlichen.

Wohltat, die man empfunden haben muß, um ſie fühlen zu können: daß durch dieſes Schrecknis ein paar Frauengeſtalten ſchwebten, die nichts Irdiſches mehr zu haben ſchienen. Mit leiſen Stimmen ſpendeten ſie Troſt, mit weichen Händen Erquickung. „Es iſt nur unſre Pflicht ...“

Und nun auf einmal ſteht ein Freund in dem niederen Schweſternzimmer. Es iſt Rudolf Herzog. Er iſt der Etappeninſpektion der 3. Armee im nahen Rethel zugeteilt, um von dort aus ſeine Studien- und Vortragsreiſen an die Front zu unternehmen. Auf einen tele-

phoniſchen Anruf iſt er hergeeilt. Zum erſtenmal ſeit Kriegsbeginn begegnen wir uns, umarmen uns ſtumm. Ein raſches, gedämpftes Berichten.

Um fünf Uhr ruft die Schweſter-Oberin Ignatia mich an des Bruders Bett. Es gehe zu Ende.

Der Sterbende lag mit halb geſchloſſenen Augen, über die wachsfahlen Lippen ging der Atem ſtoßweiſe, oft ein paar Minuten ausſetzend, kam wieder, wie mattes Säuſeln. So blieb's — drei qualvolle Viertelſtunden.

Dann traten plötzlich die Schweſtern ein und der Bruder Heinrich, der Pfleger mit den ſanften Augen und den derben, aber ſo geſchickten und behutſamen Händen. Sie kannten die Zeichen.

Leiſe betete der Pfleger aus verſchliſſenem Brevier.

Die Worte des katholiſchen Sterbegebets, weihevoll und ſchwer von Menſchenleid und Himmelstroſt — ſie löſten die fürchterliche Spannung. In Tränen verſchwamm mir das fremdvertraute Leidensantlitz, das Bild der regungsloſen Frau, die immer noch des Gatten erkaltende Hand hielt.

Es war, als fühlte der Sterbende die Segensworte, die ihn hinübergeleiten ſollten. Aus den fahlen Zügen wich die Qual, das Auge hinter halbgeſchloſſenen Lidern wurde ruhig, der Atem blieb aus — kam zwei-, dreimal wieder ... dann nicht mehr.

Auf einer ſtillen Bruſt lag regungslos das Kreuz von Eiſen.

7.

Seit dieſem Tage wurde für mich das Leben in Brüſſel immer beklemmender.

War ich darum fünfundzwanzig Jahre Soldat geweſen, um mich nach den erſten ſechs Wochen Krieges, mit zwei Wunden, die wenig mehr bedeuteten als meine alten Menſurſchmiſſe — auf einen Schreiberpoſten zurückzuziehen?!

Dabei fühlte ich mich in meiner dienſtlichen Betätigung durchaus wohl.

Ich hatte jeden Morgen um neun Uhr perſönlichen Vortrag beim Generalgouverneur. Mit Frühlingsbeginn war Exzellenz Biſſing aus dem Palais de la Nation in das ſchmucke Schlößchen Trois Fontaines, nördlich der Stadt übergeſiedelt. Seitdem wartete jeden Morgen um halb neun das Auto auf mich und meine Akten.

Der Frontſoldat ſieht, kennt nur ſeinen „Abſchnitt". In dem füllt er ſeinen Platz aus, leiſtet die eng umſchriebene Arbeit des Tages.

Bei den Zentralbehörden überblickt man die Rieſenerſcheinung des Krieges in ihrer Geſamtheit. Man verfolgt die militäriſche Lage auf allen Fronten. Die politiſche dazu, deren leiſeſte Schwankungen man verſpürt. Man lernt unendlich viele Leute kennen, die etwas wiſſen und Urteil haben, läßt ſich erzählen, verſucht das Er-

fahrene mit dem Bilde zu verweben, das man ſich bisher gemacht. Man beobachtet die Haltung der feindlichen Bevölkerung, die zweifellos ihre geheimen Verbindungen hat. Man lieſt, lieſt ... Endloſe Quadratmeter bedruckten Papiers durchackert man, wägt die Stimmen der Parteien, ſtellt den Eindruck feſt, den der Gang der Geſchehniſſe auf die Heimat und auf die Organe ihrer öffentlichen Meinung macht oder zu machen ſcheint.

Man lieſt die Feindespreſſe, regelmäßig in den offiziellen von uns herausgegebenen Auszügen, häufig die Blätter ſelber. Bekommt die Dinge ſo zu ſehen, wie der Feind ſie ſieht. Spürt den ſengenden Hauch ſeines Haſſes, ſein Jauchzen über unſere Fehlſchläge. Man ſieht, wie unſere Erfolge verkleinert, entſtellt, unterdrückt werden. Entdeckt in feindlichen Witzblättern freche, gemeine Karikaturen auf Männer, die uns wert und heilig ſind, ſieht unſere Feldgrauen abgebildet — oft von Meiſterhand — als Mordbrenner, Jungfrauenſchänder und Kinderwürger.

Was immer einen umgibt, iſt Kritik: Kritik an unſerer eigenen Führung, unſeren Leiſtungen, der Leitung unſerer politiſchen Geſchicke. Man lebt in einer Atmoſphäre der Verneinung.

Auch die Selbſtkritik ſetzt ein, immer ſchärfer, immer bohrender. Der Grenadier, der von Patrouille zurückkommt, der Bataillonskommandeur, der mit ſeiner Truppe nach ſauren Tagen aus dem vorderſten Graben in Ruheſtellung zurückgenommen wird: die dürfen ſich ſagen: Ich habe meine Pflicht getan, nun darf ich mich ſchlafen legen. Schwere, doch klar umgrenzte Aufgaben liegen hinter ihnen.

Die Aufgaben, welche die Tätigkeit an einer Zentral-

behörde jedem Mitarbeiter ſteckt, ſind unbegrenzt. Arbeitete man Tag und Nacht bis zum letzten Reſt ſeiner Kraft: genug hat man nie getan. Man erkennt die eigene Unzulänglichkeit gegenüber der Rieſengröße der Ziele und Probleme.

Und dann die Reibungen ...

Wo immer in der Welt Behörden neben- und miteinander an der Erfüllung ſtaatlicher Aufgaben arbeiten, muß es Reibungen geben. Nicht alle Menſchen haben die Selbſtloſigkeit des Wollens oder auch nur die liebenswürdige Form, die ſolchem Widereinander die Schroffheit nehmen könnte. Was für köſtliche Kraft und Friſche wird da um Nichtiges und Perſönliches, um Förmlichkeiten und Zuſtändigkeitsſtreitigkeiten verpulvert!

An der Front treten alle Gegenſätze zurück vor dem beglückenden Gefühl der Zuſammengehörigkeit in gemeinſamer Gefahr. Die dahinten entbehren der Weihe dieſer Entſelbſtung, das Kleinmenſchliche tritt wieder hervor, die Gegenſätze der Weltanſchauung, des Bekenntniſſes, der politiſchen Richtung — die Kaſtenunterſchiede und Kaſtenvorurteile. Gruppen bilden ſich und ſogar „Cliquen", über deren Trennſtriche die Kameradſchaft nicht mehr hinweghilft ...

Aus all dieſen und vielen anderen Unzulänglichkeiten braut ſich zuſammen, was man „Etappenluft" nennen könnte. Der Frontſoldat, der vorübergehend hineingerät, meint zu erſticken, flüchtet händeringend in ſeinen Schützengraben ...

Aber ich habe im Kreiſe des Stabes viel, ſehr viel herzliche, freundſchaftliche Geſinnung gefunden, eine große Anzahl hervorragend tüchtiger und mir wohlgeſinnter Männer kennen und verehren gelernt. Jene

Trübungen waren unvermeidliche Begleiterſcheinungen einer als Ganzes unvorſtellbar intereſſanten und aufſchlußreichen, feſſelnden und befriedigenden Tätigkeit.

Nur an die Zeit der erſten Kämpfe und Siege, Leiden und Aufſchwünge durfte man nicht denken.

Zwieſpältig wie das dienſtliche Leben geſtaltete ſich das außerdienſtliche, auf die kargen Mußeſtunden beſchränkte.

Gerade die Beſten unter uns, voran die Generalſtäbler, die Herren vom Kriegsminiſterium, gingen ſo vollſtändig in ihren dienſtlichen Arbeiten auf, daß ſie mit der Umwelt, ſoweit ſie außerhalb des engſten Dienſt- und Kameradenkreiſes lag, kaum genügend Fühlung hatten, um die Atmoſphäre des Haſſes zu empfinden, die uns umſchwelte.

Ich hielt mich für verpflichtet, die Stadt und was darinnen war, mitzuerleben. Das war nicht leicht.

Äußerlich ging alles glatt. Niemand beläſtigte uns ernſtlich. Die ausſpuckenden Herren Belgier — na, man gewöhnte ſich ja ſchließlich daran, obwohl man manchmal die perverſe Sehnſucht empfand, einmal einen einzigen Spaziergang zu machen, *ohne* daß jemand vor einem ſich ausſchleimte.

Aber dann kamen Augenblicke, die einem blitzartig zum Bewußtſein brachten, wo man war — und wer man war für die achthunderttauſend Menſchen, in deren Mitte wir paar hundert Offiziere lebten, von zwei Landwehrregimentern beſchirmt — ſicherer noch durch die Ruinen des Innenviertels der Nachbarſtadt Löwen ...

Ich ſchlendere eines ſchönen Sonntags abends die Konings Straat hinan. Ein elegantes belgiſches Ehepaar kommt mir entgegen, das nach der Gewohnheit der

Brüſſeler Eltern ſein Einziges vor ſich herſpielen läßt: ein ſüßes, geputztes Ding von vier, fünf Jahren, ein Engelchen mit geringelten Flachslocken, kugelrunden blauen Puppenaugen. Dicht vor mir bleibt das Äffchen ſtehen, guckt mich groß und ſtaunend an, hebt ſein Zeigefingerchen, und aus dem Kirſchmund kommt's hell und keck:

„Sale boche ... sale boche!“

Die Köpfe der Eltern — meine Blicke — na!

Aber die geruhſame Sonntagabendſtimmung iſt zum Teufel.

Ein ander Stück. Ich hatte in einer Brüſſeler Zeitung die Ankündigung eines Kammermuſikkonzertes gefunden, in dem Muſik zweier junger Brüſſeler Komponiſten aufgeführt werden ſollte. Harmlos geh' ich hin, kaufe mir eine Karte, trete in den ſchon zu zwei Dritteln gefüllten Saal.

Mit einem Ruck fahren alle Köpfe zu mir herum: mit einem Ausdruck des hemmungsloſen Abſcheus, als hätte ich zwei Kinderleichen mit abgehackten Händchen unter den Armen ...

Ich ſetze mich auf einen freien Stuhl. In demſelben Augenblick ſteht alles, was in meiner Nähe ſitzt, ſchweigend auf, räumt die Stühle, nimmt irgendwo weit von mir entfernt Platz. Um mich gähnt eine Leere.

Was tun? Nichts natürlich. Ich ſtudiere eifrig das Programm, warte die weitere Entwicklung ab — die ich mit innerem Grinſen kommen ſehe.

Immer mehr Beſucher treten ein, die leer gewordenen Stuhlreihen füllen ſich bis zum letzten Platz, während die Demonſtranten zur Strafe ganz hinten an der Saalwand hocken müſſen.

Das Konzert nimmt ſeinen Gang. Allmählich vergeſſe und verſinke ich. Wirklich ganz famoſe Muſik, was dieſe jungen Meiſter, Bruſſelmans und Gilſon, ihren Landsleuten vorführen und mir, dem Eindringling ... Mit den „Feinden ringsum“ klatſche ich begeiſtert Beifall.

Zu Ende. Alles ſtrömt hinaus. Wie ich mir auf der Straße eine Zigarette anzünde, tritt eine ſehr hübſche junge Dame an mich heran, ziſcht mir wütend ins Geſicht:

„Sie 'abben ge'abbt merr succès als derr ganſer concert ...“

Weg iſt ſie — ehe ich die Geiſtesgegenwart zu einer Antwort gefunden ...

Andererſeits — es gab doch auch mancherlei Schönes zu erleben in Brüſſel.

Darunter verſtehe ich ſelbſtverſtändlich nicht das ekelhafte Treiben in den verſchiedenen Bars — in das man doch gelegentlich ſich einmal hineinverirrte, wenn ein Kamerad von der Front durchaus ſeine vierundzwanzig Stunden Urlaub dazu benutzen wollte, etwas „Weltſtadtluft“ zu ſchnuppern.

Auch nicht die Revuen im Théâtre de la Gaîté mit ihren trotz unſerer Zenſur noch immer recht gepfefferten Texten und gelegentlich durchſchlüpfenden boshaften Anſpielungen auf die Eroberer — dieſe Revuen mit ihren plundrigen Dekorationen, abgewetzten Ballettröckchen, abgenutzten Ballettmädchen ...

Eher waren die Brüſſeler Volkskomödien erträglich, zumal die vlamiſchen mit ihrem derben Lokalwitz.

Das Beſte, was Brüſſel den Eindringlingen zu bieten hatte, war ſeit Lenzbeginn der „Kammerboſch“, kurz „der Boſch“ genannt. Täglich lockte er zu köſtlichen Morgenritten. Die allzu ſeltenen Sonntagnachmittage waren nicht minder reizvoll.

Am See unſere Feldgrauen in luſtigen Gruppen, bunt untermiſcht mit den Scharen des Brüſſeler Kleinbürgertums, die zu den ſtammverwandten Eindringlingen längſt ein harmloſes, gemütliches Verhältnis gefunden hatten. Ganz anders ſah es in der „Laiterie“ aus, deren idylliſcher Name einen Teepavillon mit Muſikgarten rundherum und verſchwiegenen Sektſalons „au premier“ deckte. Schroff geſchieden ſaßen hier die feindlichen Elemente, nur der ſcharfe Beobachter erkannte die luftigen Brücken, die ſich hinüber und herüber bauten, auf denen ihre Erbauer gewiß oft genug in jenes holde Land hinüberſpaziert ſind, in dem Ziele und Verſtändigungsmittel, allem Nationenhaß, allem Kriegsgrauen zum Trotz, ewig international bleiben werden ... Das iſt vielleicht nicht ſchön, aber es iſt wahr, darum ſoll es hier wenigſtens angedeutet werden. Das Bild wäre ſonſt unvollſtändig.

8.

Aber: war das noch — — Krieg?!

Konnte ich mich, als Mann, als Deutſcher, als Soldat, als Poet — mit dem allen zufrieden geben?!

Mein Leben hatte ſich bis zum Krieg im Umkreis einer privaten Daſeinsführung abgeſpielt. Aus eng umzirktem Provinzkreiſe war ich hervorgegangen, hatte mich um Politik, Volkswirtſchaft, Staatsleben niemals bekümmert, kannte „der Menſchheit große Gegenſtände“ nur aus Gedicht und Buch. Nun erlebte ich das alles aus eigener Anſchauung, war täglich Zeuge, wie die Welt regiert wird, half an beſcheidenem und doch nicht ganz belangloſem Platze mit.

Immerhin: wenn man ſich's durch fünfundvierzig Jahre die Hälfte ſeiner ganzen Urlaubsreiſen hat koſten laſſen, das Soldatenhandwerk ſo gründlich zu erlernen, als es einem Sommerleutnant nur irgend möglich iſt, dann mußte man es ſchmerzlich empfinden, daß man im „wirklichen“ Kriege nur ein paar Wochen lang ſeine Schuldigkeit hatte tun dürfen.

Mit gutem Gewiſſen durfte ich mir ſagen: was ein Dichter irgend leiſten kann, um ſeines Volkes Herz auf einen kommenden großen Entſcheidungskrieg vorzubereiten, das habe ich getan, ſo gut es mir meine Gaben und Erkenntniſſe geſtatteten. Jetzt ſollte ich den Krieg,

nun er wirklich da war, von dem kurzen, machtvollen Auftakt abgeſehen, nur noch aus der Entfernung erleben, ſeinen Schrecken und Erhebungen entrückt?!

Ich meldete mich zum zweiten Male bei Oberſt von Eckartsberg, ſtellte mich für jede beliebige Frontanforderung zur Verfügung.

Zwei Tage ſpäter kam der Beſcheid: Exzellenz habe meine Bitte ſehr ungnädig abgeſchlagen. Beim Vortrag ſprach der Generalgouverneur ein paar Tage lang nur das dienſtlich Unumgängliche.

Ich hatte ſeit acht und einem halben Monat keinen Schuß mehr abfeuern gehört ... vom ſtändigen fernen Murren der Ypernfront abgeſehen. An dieſer hatten wir im letzten Drittel des April den bekannten großen Fortſchritt gemacht. Die Höhenſtellung, die mit dem Blut unſerer akademiſchen Jugend gekittet war, hatte bis dahin in weitem Bogen die unſelige Stadt umzogen. Durch die wilden Sturmtage von Langemarck waren die Engländer bis in den Talgrund um die Stadt zurückgeworfen worden. Dieſe Stätten eines nun ſchon wieder um einen Monat zurückliegenden Kampfes zu beſichtigen, war der Zweck einer Reiſe des Generalgouverneurs, zu der ich befohlen wurde. Sie führte mich am 31. Mai zum erſten Male ſeit meinem Abſchied von meiner Kompagnie wieder an die Front.

Was ich aus Zeitungsberichten, Feldpoſtbriefen, Erzählungen von Mitkämpfern längſt wußte, das ſah ich nun: wie entſetzlich das Antlitz des Krieges ſich gewandelt hatte ſeit dem Vormarſch ...

Wie aus dem furchtbar-prächtigen Sturm und Drang des Kriegsbeginns ein grauenvolles Mord- und Verwüſtungshandwerk geworden war.

Wir fuhren durch die prangenden, von Feldgrauen ſorglich betreuten Gefilde Weſtflanderns gen Süden, auf Langemarck.

Mit einem Schlage wandelte ſich das Bild. Wir waren in der Zone des Entſetzens.

Die Felder unbeſtellt, von Granaten zerwühlt, Hecken und Gärten zerwuchert, verwildert. Waren das noch Dörfer?! Ich hatte unendliche Landſtriche durchquert, in denen dicht neben einem ganz unbeſchädigten Dorf eine zerſchoſſene, bis auf den Grund ausgebrannte Ruinenſtätte lag ... Aber was ich hier ſah —

Hier hatte nicht die reißende Flamme, nicht eine Schlacht von wenigen Stunden getobt — hier hatten die Granaten in monatelangem Stellungskampf geraſt, ſyſtematiſch, zielbewußt ...

Hatten die Siedelung friedlicher, arbeitfroher Menſchen zuſammengehauen und niedergetrampelt, wie ein boshafter Gaſſenbube das Spielzeug ſeiner Kameraden ...

Zwiſchen Weſt-Rooſebeeke und Poelcapelle verließen wir die Autos, ſtiefelten über eine Wüſte aus Schützengräben, Grabhügeln und Granattrichtern ſüdwärts einer Stelle zu, die ein Hauptſtützpunkt der Engländer geweſen war.

Ein formloſes, widerliches Gewirr von Gräben, Löchern, Sparrentrümmern, durchſetzt mit Fetzen von allerlei Menſchengerät aus Friedens- und Kriegszeiten. Das Holzwerk längſt nach vorn gewandert als Stütze neuer unterirdiſcher Raubtierhöhlen. Überall Spuren entſetzlichſter Kämpfe, verbogene Bajonette, Granatbrocken, eingeſchlagene Helme, ſiebartig zerſchoſſene Schutzſchilde, zerfetzte Engländermützen, Handgranaten von wenigſtens ſechs verſchiedenen Syſtemen, zertrümmerte Gewehre,

Konſervenbüchſen, Flaſchenſcherben, Menſchenkot, Wäſchefetzen, blutfleckige Lappen, vermoderte und dann wieder aufgewühlte Gebeine und zwiſchen dem allen Gräber, Gräber, Gräber ... Gräber, wohin das Auge blickte. Manche gekennzeichnet durch Kreuze, die einmal ſaubere Zimmerarbeit geweſen waren, mit liebevoll aufgemalten Inſchriften, dann aber längſt wieder von Granateinſchlägen umgeſtürzt und zerſpellt ... Die meiſten nur durch zwei in Kreuzform zuſammengebundene Knüppel oder Latten bezeichnet ... Hier hatte man durch Monate die Toten in die Deckungen und Grabenwände eingeſcharrt, Lebende und Leichen hatten in engbenachbarter Gemeinſchaft gehauſt.

Droben ein blaßblauer Nachmittagshimmel, über den ein Flieger ſeine Bahn zog, von Schrapnellballen umhüpft. Einmal praſſelte die niederfallende Kugel- und Splitterſaat nicht fern von uns in die ſtäubenden Schollen ... Durfte man die Perſon des Landesverweſers ſolcher Fährnis ausſetzen?!

Unſer alter Herr lachte uns aus. Weiter gings: durch das aberwitzig zerſchoſſene Dorf Paſchendaele hindurch nach dem berühmten Wegekreuz von Brodseinde ...

Hier wartete unſer ein äußerſtes Grauen. Dieſes Dorf war wortwörtlich vom Erdboden verſchwunden — abgetragen Stein um Stein durch den Geſchützkampf von ſieben Monaten ... Soweit es über die Erdoberfläche emporgeragt hatte, war es ausgeſtrichen, in Atome zerſtäubt, wie nie geweſen ...

Wo ſich einſtmals die beiden Dorfſtraßen gekreuzt hatten, da zogen ſich beiderſeits — beiderſeits der Nord-Süd-Straße die Schützengräben. Nur durch den Fahrdamm getrennt hatten Engländer und Deutſche

ſich hier durch Monate im Kampf gegenübergelegen ... Da verſagte meine Phantaſie. Der Kriegerfahrene, Schlachterprobte — das vermochte er ſich nicht vorzuſtellen, wie Menſchen das gemacht, das ertragen hatten ...

O welch ein Schurk' und niederer Sklav' bin ich, daß ich die Kameraden ſolches tun und leiden laſſe und in Brüſſel hocke ... Was iſt in ſolchen Zeiten die Feder?! Ein Quark ...

Wind und Sonne hatten das ſchlachtzerſchrundete Erdreich getrocknet, breite Spalten klafften. Ihnen entſtieg ein Dunſt, eine fahle Witterung, umſchwebte die abertauſend Grabkreuze, die an Stelle der Gartengehege und Ackergebreite ringsum aufgewuchert waren. Das war die herzdurchfröſtelnde Mahnung derer da drunten:

Wir faulen hier, und du, du wagſt zu leben, ehe du dein Letztes gabſt?!

— Vor uns gen Weſten ſenkte ſich das Hochgelände, das unſere Stürmer dem Feind entriſſen hatten.

Vorn auf dem Abhang lag abermals ein Opfer des ſelbſtmörderiſchen Vernichtungswillens unſerer Feinde: das Dorf Zonnebeeke, ſeit einem Monat in unſerer Hand. Auch nur ein Trümmerwuſt — von ſeiner einſt gewiß ſtattlichen Kirche ſtand nur noch ein Mauerreſt. Darüber hinaus ſenkte ſich der Blick noch tiefer ins Tal und erſpähte — eine noch viel weiter gedehnte Ruinenwelt, dem ausgegrabenen Pompeji vergleichbar: eine Stadtleiche, überzackt von Reſten ihres einſtigen Krondiadems ...

Ypern ...

Noch ragten zwei Stümpfe ihrer köſtlichen Kirchen, eine hohe Wand mit klaffenden Fenſterhöhlen, ehemals die weltberühmte Tuchhalle ...

Brandwolken dünſteten über der verſinkenden Stadt, ab und an krachte es dumpf aus den Hängen hinter uns, ſchlurfte über unſere Köpfe etwas Unſichtbares hin ... eine halbe Minute ſpäter ſtieg aus dem Trümmergezack da drunten, die falben Rauchſchwaden durchſtoßend, ein ſchwarzes, wütiges Qualmgebild ...

Weh dir, Stadt — weh dir, Volk ... weh euch, ihr Feinde ...

9.

Wenn wir nach des Tages Arbeit in lauen Sommernächten auf dem Balkon oder im Park bis Mitternacht geplaudert und politiſiert hatten, gingen wir regelmäßig zuletzt, ehe wir zu unſeren unbehaglichen Prunkgemächern emporſtiegen, zu den Funkern ... Zu denen wehten nächtlicherweile die Funkſprüche unſerer Feinde heran, aus Lyon und Poldhu, aus Sewaſtopol und vom Eiffelturm... Die erdumkreiſenden Wellen wurden von den Drähten, die überm Firſt des Palais de la Nation aufgeſpannt waren, in ein dumpfes Stübchen im Erdgeſchoß geleitet. Dort ſaßen bei Tag und Nacht, von Stunde zu Stunde einander ablöſend, junge ſprachenkundige Soldaten, den Hörer über den Ohren, den Knopf des Suchers in der Hand, den ſie raſtlos drehten, bis die Antenne anſprach. Sie erkannten am Klang, ob es unentwirrbarer Chiffernwuſt war, irgendwoher aus der Ferne der Länder und Weltmeere — oder die auch für uns beſtimmten Bekanntmachungen unſerer Feinde ... Wenn es der engliſche, franzöſiſche, ruſſiſche Funkſpruch war — dann begann der dienſttuende Funker eifrig mitzuſchreiben, was der feindliche Radiotelegraphiſt diktierte. Wir ſahen ihm geſpannt lauſchend über die Schulter.

In einer ſolchen ſchwülen Nachtſtunde hatten wir Buchſtaben für Buchſtaben die längſt erwartete und doch unfaßbare Kunde ſich formen geſehen:

— daß die Zahl unſerer Feinde ſich um einen neuen Angreifer vermehrt habe ... Der war durch dreißig Jahre unſer Verbündeter geweſen, ſeinem Lande zu nie erlebtem Heil und Aufſtieg ... Nun hatte er ſich dem Bunde geſellt, der uns vernichten wollte.

Dennoch —!

Viel Feind', viel Ehr'!

Die Antwort der Mittelmächte war unſere gewaltige Offenſive gegen Rußland.

Herrgott — es ging vorwärts — endlich wieder vorwärts ... Und man durfte nicht mit dabeiſein ...

Ich machte einen weiteren Verſuch, den Kurs meiner Kriegsreiſe von dem toten Strang wegzuſchieben, auf dem ſie ſich feſtgefahren.

Vor kurzem hatte der Generalgouverneur den Beſuch eines hohen Herrn empfangen, der, ich wußte es durch Bekannte, mir ſehr wohlgeſinnt war. Zum Abendeſſen verweilte Prinz Heinrich in der Mitte unſeres Stabes. Ich wurde vorgeſtellt und bekam ſehr huldvolle Worte zu hören.

Dieſer gnädigen Anſprache entſann ich mich nun, faßte mir das Herz zu einem Brief an den hohen Gönner, bat ihn, bei meinem Höchſtkommandierenden Fürſprache für mich einzulegen, damit ich wieder dahin käme, wohin ich meiner Anſicht nach gehörte.

Der Prinz ſchrieb mir, er müſſe es ſich grundſätzlich verſagen, in einen fremden Dienſtkreis einzugreifen. Aber er könne meinen Wunſch auch nicht billigen. Mons, Marne, Soiſſons bewieſen, daß ich kein Bedenken getragen, mein Dichten in die Tat umzuſetzen: nun ſei es im vaterländiſchen Intereſſe erwünſcht, daß ich übrigbliebe, um künftigen Geſchlechtern von der Größe unſerer Zeit zu berichten.

Also wiederum vergebens.

— Eine Zeitlang schien es, als ob es mir vergönnt sein sollte, in größere Nähe der wirklich großen Geschehnisse zurückkehren zu dürfen. Der Kronprinz ließ dem Generalgouverneur mitteilen, er wünsche mich in seinem Hauptquartier zu sehen, um mich mit einer literarischen Aufgabe zu betrauen. Exzellenz erklärte sich bereit, mich für einige Wochen abzutreten.

Mit Spannung harrte ich meiner Berufung.

— In allem Wirbel dieser persönlichen Hoffnungen und Enttäuschungen empfand ich tief die Qual des Alleinseins. Meine Kameraden waren entweder als Generalstäbler vollkommen an ihrem Platz, oder sie waren infolge von Wunden oder Erkrankungen nicht mehr kriegsverwendungsfähig und demnach ebenfalls ganz zufrieden mit ihren dienstlichen Verhältnissen. So stand ich mit meiner Unrast und meinen Drückebergergefühlen ganz einsam.

Welch unsagbares Glück, daß ich wenigstens in der Ferne einen Menschen wußte, dem ich all meine Schmerzen und Sehnsüchte klagen durfte!

„Ich fühle, daß du mußt," schrieb meine Frau. „So geh denn, wohin Herz und Schicksal dich ziehen."

Dabei rückte die Stunde näher und näher, da sie auch den einzigen Sohn, den sie nun schon monatelang als ein halbes Kind hatte aus den Händen geben müssen, hinauslassen müßte in den Weltenbrand.

In diese Zeit, in der so mancherlei an meinem Herzen hin und wider zerrte, fiel ein Gedenktag besonderer Art. Der 18. Juni brachte die hundertjährige Wiederkehr der Schlacht von Belle-Alliance.

Wir Deutsche, deren Eingreifen den großen Tag ent-

ſchied und damit zugleich den Sturz des Korſen und Europas künftige Geſtalt — wir ſind am Säkulartage die Herren dieſes Schlachtfeldes geweſen.

Das Generalgouvernement konnte die Jahrhundertfeier nicht auf dem Schlachtfelde ſelber begehen, da es im Krieg unmöglich ſchien, die vielen Hunderte von Feſtteilnehmern nach dem ſtundenweit von der Stadt entfernten Schlachtfelde zu befördern.

Am Morgen fand ein feierlicher Appell auf dem weiten Platze vor dem Königspalaſte ſtatt. Hier hielt der Generalgouverneur, inmitten der Offiziere, Beamten, Ärzte, Krankenſchweſtern, mit klarer, kraftvoller Stimme eine (von mir verfaßte) Rede, die bis zum letzten Worte verſtändlich war im weiten Lauſcherrund. Ein Feſtmahl ſchloß ſich an.

So ſchien der große Tag als Haupt- und Staatsaktion verlaufen zu ſollen. Aber das Hübſcheſte kam noch.

Beim Frühſtück erſchien ein junger Oberleutnant von Arnim vom 15. Infanterieregiment, das einſt an den Kämpfen um Plancenoit bedeutſamen Anteil genommen. Er war geradeswegs aus dem Schützengraben gekommen mit einem Feldwebel, einem Unteroffizier und einem Gefreiten, um einen mächtigen Eichenkranz im Namen ſeines Regiments am Preußendenkmal niederzulegen. Ich bekam den Auftrag, den jungen Herrn und ſeine Kameraden hinaus zu geleiten.

Das Schlachtfeld war abgeſperrt, damit kein Demonſtrationsunfug ſtattfände. Die Landſturmeskadron Tenge hatte den Wachtdienſt.

So ſind dieſe Schwadron und wir Kranzbringer die einzigen Deutſchen geweſen, die an jenem weltgeſchichtlichen Gedenktage das Schlachtfeld von Belle-Alliance „behauptet“ haben ...

Der kleine Arnim hat am Preußendenkmal eine ſchmetternde Rede gehalten, ich hielt auf dem Löwendenkmal den Herren einen kleinen Vortrag über die für unſere modernen Begriffe ſo winzige Schlacht ... die Geſchütze ſchoſſen damals auf ſechshundert, die Gewehre auf hundertfünfzig Meter, und die beiden feindlichen Feldherren Napoleon und Wellington haben einander während der ganzen Schlacht mit bloßem Auge erblicken können.

Und doch hing das Schickſal der Welt an dieſen ſechs Nachmittagsſtunden. Heute toben durch Monate, durch die Breite ganzer Provinzen Millionenſchlachten mit Millionenverluſten, die nur Epiſoden ſind.

Inzwiſchen hatten die Stürme von Arras unſere Front berannt, doch nicht erſchüttert. Mein Regiment war aus dem Stumpfſinn des langen Stellungskampfes an der Aisne in das Trommelfeuer des wütigen Ringens um das nordfranzöſiſche Kohlenbecken hineingeſchleudert worden.

Einen Gruß fand ich vor, den Hauptmann Ernſt von Schönfeldt, bei Tertre ſchwer verwundet geweſen und nun, halb wiederhergeſtellt und Kommandeur des erſten Bataillons, mir aus ſeinem Unterſtand vor Arras, mitten aus dem Toben der Schlacht, in treuer Kameradſchaft zu meinem Geburtstag geſandt.

Ein paar Tage ſpäter ſtand in meinem Prunkſaal ein hagerer, abgeriſſener Geſell: der wackre Grenadier Prüfer von meiner lieben alten Zweiten. Er war von einer Granate verſchüttet worden.

„Nee, Herr Hauptmann, det is keen Kriech mehr — det is Mord — Mord is det.“

Ich beſuchte ihn und ein paar andere Kameraden von der Zweiten im Kriegslazarett und ließ mir erzählen.

Wieder einmal mußte ich mich fragen: Iſt das denn eigentlich wahr, daß du bei Mons und Sancy und am Ourcq und bei Soiſſons mitgefochten haſt?! Du haſt ja nichts erlebt — haſt keine Ahnung vom Krieg ...

In dieſer Stimmung las ich ein Gedicht von Richard Dehmel, dem dreiundfünfzigjährigen kriegsfreiwilligen Musketier und nun Leutnant.

„Steig wieder auf, glanzheller Tag!“

— ſo fing es an und erzählte in Verſen voll flackernder Glut vom wilden Glück des Sturmangriffs — und über allem Gedröhn und Geſtöhn hört der Dichterſoldat immer wieder „Lerchenjubel im Blauen“ ...

Ich ging zum dritten Male zum Oberſten von Eckartsberg.

„Wollen ſehen, was ſich machen läßt. Bei der nächſten Anforderung! Verlaſſen Sie ſich auf mich.“

In den Fortgang der dienſtlichen Aufgaben ſchnitt abermals ein friedensmäßiges Erlebnis ein, das mir Ablenkung gab, mein tiefes Unbehagen aber noch verſtärkte.

Der Ausbau des Generalgouvernements war ſeit kurzem um eine neue Behörde bereichert worden, die „Bildungszentrale“.

Ihr Grundgedanke war ausgezeichnet: es ſollte angeſichts der immer uferloſer ſich in Dunſt verlierenden Kriegsdauer für das Beſatzungsheer eine Einrichtung geſchaffen werden, deren Aufgabe die ſein mußte: Vorkehrungen zu treffen, die dem Etappenſoldaten Bildungsmittel aller Art zuführen ſollten, um ihn vor Verſimpelung und Verödung zu bewahren. Eine große Soldatenbücherei ſollte errichtet, Vorträge, Lichtbild- und Theateraufführungen ermöglicht werden. Die Ausführung war ſchwieriger.

Der Theatermann in mir regte ſich. Die „Bildungszentrale“ hatte ſich ein deutſches „Enſemble“ geſichert ... es war die Wandertruppe eines Städtebundtheaters.

Das Programm der erſten vier Vorſtellungen umfaßte: „Raub der Sabinerinnen“, „Minna von Barnhelm“, „Jugendfreunde“ und als Eröffnungsvorſtellung —— „Iphigenie“ ...

Ich ſuchte den Leiter der Bildungszentrale auf und machte den Vorſchlag, eine Darſtellerin erſten Ranges für Iphigenie und Minna zu gewinnen.

Ich telegraphierte an Mary Dietrich, die als Gaſt des Stuttgarter Hoftheaters unter meiner Regie vor einem Jahre zum erſten Male die Iphigenie im Rahmen der von mir inſzenierten Aufführung geſpielt hatte, und hielt bald ihre freudige Zuſage in Händen.

Schließlich wirkte ich mir von Exzellenz die Erlaubnis aus, nebenher die „Iphigenie“ zu inſzenieren.

Die Künſtler erſchienen, eine gutherzige und willige Handwerkergilde. Ich bändigte den anfangs peinlich berührten Direktor; er überließ mir „Iphigenie“ (und ſpäter, als Mary Dietrich erklärte, ſie werde abreiſen, wenn er dies nicht bewillige, aus „Minna“ wenigſtens alle diejenigen Szenen, in denen der Gaſt aufzutreten hatte).

Für einige Tage vergaß ich Krieg und Frontſehnſucht und gab mich ganz der alten Seligkeit hin, aus einem Buch, einer Handvoll Menſchen und einem Theatergebäude nebſt Zubehör jenes verwickeltſte und flüchtigſte aller Kunſtwerke zu wirken, das man eine Theateraufführung heißt.

Am 19. Juli wurde zum „überhaupt erſten“ Mal in Brüſſel Goethes „Iphigenie“ geſpielt. Das Parktheater König Alberts iſt ein guter Rahmen mit ſeiner fabel-

haften Akuſtik, ſeinem maßvollen Prunk, ſeinem winzigen Zuſchauerraum, ſeiner annehmbaren Bühneneinrichtung. Mary Dietrich war ein ſeltenes und köſtliches Erlebnis.

So war die Ehre der „Bildungszentrale“ und der deutſchen Bühnenkunſt gerettet. Wir knieten uns mit Inbrunſt in Leſſings Soldatenſtück, während die Abende eine biedre und ſehr erfolgreiche Aufführung der „Jugendfreunde“ brachten.

Der 21. Juli erinnerte uns wieder recht nachdrücklich, wo und unter welchen Umſtänden der bildungszentraliſierte Theſpiskarren aufgeſchlagen war. Dieſer Tag brachte zum erſten Male im Kriege das belgiſche Nationalfeſt.

Alle Demonſtrationen waren ſelbſtverſtändlich ſtreng verboten. Die Brüſſeler hatten es trotzdem fertiggebracht, in eindrucksvoller und energiſcher Art von ihrer Stimmung gegenüber den Eindringlingen Zeugnis abzulegen. Sie „demonſtrierten negativ“ ...

Heimlich waren die Agenten des „wahren Belgiertums“ von Haus zu Haus gegangen und hatten die Loſung ausgegeben: am Feſttage iſt Brüſſel tot. Sämtliche Läden, Theater, Muſeen, Vergnügungsſtätten, Kinos, ja auch Wirtſchaften einſchließlich der nicht von der beſetzenden Macht beſchlagnahmten Hotels ſind geſchloſſen.

Es muß dem Feinde Bewunderung einflößen, mit welcher Folgerichtigkeit dieſe rieſige Kundgebung in einer Stadt von achthunderttauſend Einwohnern durchgeführt worden iſt.

— Anderen Morgens iſt die ganze „Truppe“ mit der Bahn nach Antwerpen gefahren, um dort abends in dem herrlichen vlamiſchen Opernhaus „Iphigenie“ zu ſpielen. Wir mußten unſere ganz auf die Intimität des Park-

theaterchens eingeſtellte Aufführung auf Raum- und Klangverhältniſſe eines Rieſenhauſes umſtimmen.

Müde und vergnügt ſchwärmten wir um die Mittagsſtunde in den Speiſeſaal des Terminus-Hotels hinüber und bildeten dort in unſerer ſeltſamen Miſchung — Oreſt und ich in Feldgrau zwiſchen der durch das Mimentum gekennzeichneten Bürgertracht unſerer Kunſtgeſellinnen und -geſellen — einen Gegenſtand des Staunens und Raunens für die faſt hundert Offiziere, die den Kriegsſtamm der Tafelrunde bildeten. Als die Gläſer eben gefüllt waren, trat eine Ordonnanz an mich heran:

„Herr Hauptmann werden aus Brüſſel an den Apparat verlangt.“

„Hier Bloem.“

„Hier Oberſt von Eckartsberg. Sagen Sie mal, Bloem, beſtehen Sie noch immer auf Ihrem Wunſch, an die Front zu kommen?“

„Selbſtverſtändlich, Herr Oberſt.“ Der Jubel erſtickte mich faſt.

„Es ſind vier Bataillonskommandeure für die Armeegruppe Gallwitz angefordert. Wollen Sie einer davon ſein?“

„Gehorſamſten Dank, Herr Oberſt. Ich freue mich ja wahnſinnig . . .“

„Ich nehme beſtimmt an, Exzellenz wird diesmal nicht nein ſagen — die Anforderung iſt dringend. In einer halben Stunde haben Sie Beſcheid.“ —

„Was haben Sie nur, Herr Bloem?“ fragte Mary Dietrich. „Haben Sie 'n Orden bekommen?“

Ich konnte nicht an mich halten.

„Nee — aber ihr könnt euch einſalzen laſſen, Herrſchaften, mit eurer Iphigenie — ich krieg' ein Bataillon in Rußland!!“

Schon nach zehn Minuten wurde ich abermals an den Apparat geholt.

„Alles in Ordnung. Exzellenz hat zugeſtimmt. Setzen Sie ſich ſofort in Ihr Auto und kommen Sie nach Brüſſel zurück. Wir möchten heut abend noch einmal im Kameradenkreiſe mit Ihnen zuſammen ſein. Morgen früh können Sie ſich abmelden, können im Laufe des Tages Ihre Reiſevorbereitungen treffen — morgen abend will Exzellenz Ihnen in Trois Fontaines ein Abſchiedseſſen geben, und übermorgen früh um neun fahren Sie.“

Ich ſtürzte auf mein Zimmer, raffte meine Sachen zuſammen, warf im Vorbeieilen der Tür, hinter der Iphigenie ſchlummerte, eine Kußhand zu, ſauſte nach Brüſſel zurück.

Endlich erlöſt — endlich wieder Soldat! Und — ein Bataillon! Donnerwetter! Wenn das der kleine Neununddreißiger-Einjährige hätte vorausſehen können, der auf dem Düſſeldorfer Exerzierplatz am „Grünen Aujuſt“ ſtrampelte und langſamen Schritt übte — vor fünfundzwanzig Jahren!

Noch einmal den unzählige Male durchmeſſenen Weg durch das zerſtörte Belgierland! Zum letzten Male wohl!

Abends noch einmal im Kaſino, inmitten des liebgewordenen Kreiſes, zwiſchen werten Vorgeſetzten, die hier immer nur Kameraden geweſen waren.

„Machen Sie ſchnell!“ hieß es immer wieder, „damit Sie zum Einzug in Warſchau nicht zu ſpät kommen!“

Anderen Tages gepackt, mit meinem Nachfolger zu Biſſing, der mich ſehr gütig empfing, ehrlich empfundenem Bedauern über mein Scheiden herzliche Worte lieh. Übergabe der Geſchäfte und der unheimlich angeſchwollenen Aktenſtapel, Helm auf und ein Dutzend Abmeldungen; der Ia ſchenkt mir einen dicken Packen Karten von Rußland, die ich mit ſeltſamen Gefühlen an mich nehme.

Durch märchenhaften Sommerabendfrieden trägt mich das Auto zum letztenmal hinaus nach dem Schlosse der drei Brünnlein. Es gibt mir zu Ehren ein feierliches Abschiedsessen, zu dem sämtliche Spitzen geladen sind.

Der Hochmögende hält mir eine schmeichelhafte Abschiedsrede. Als alter Kriegsmann verstehe er sehr wohl, daß es mich wieder hinausgezogen habe in den „richtigen" Krieg. Er wünsche mir im Namen der versammelten Kameraden Lorbeer und Sieg.

Ich dankte ehrerbietigst für das reiche Wohlwollen, das Seine Exzellenz mir entgegengebracht. Dem Belgierlande wünschte ich unter der schonsamen und verständnisvollen Leitung des Generalgouverneurs eine so glückliche Entwicklung, als die Kriegsverhältnisse es irgend gestatteten.

Leider ist mein Wunsch nicht in Erfüllung gegangen. Patriae inserviendo consumptus est, im Dienste des Vaterlandes hat Bissing sich aufgebraucht bis auf den letzten Rest seiner Kraft. Er war eine Persönlichkeit, von der Vorsehung eigens geschaffen für den Platz, auf den das Schicksal ihn berufen hat. Erst eine künftige Geschichtsschreibung wird seinem Wirken in Belgien volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich werde ihn niemals wiedersehen, wie so unzählig viele wackre Männer, mit denen der Krieg mich zusammengeführt hat. Aber vergessen werde ich ihn nicht.

„Er war ein Mann, nehmt alles in dem einen —
ich werde nimmer seinesgleichen sehn."

Anderen Morgens um neun zur Bahn. Ein Abschied ohne große Worte, Scherze bis zuletzt, ein kurzer Händedruck, und hinaus ins Namenlose. Zu einer neuen Aufgabe, einem neuen Schicksal.

10.

In Magdeburg traf ich mit meiner Frau und meiner Tochter zuſammen. Ein gefaßtes, ſtill durchleuchtetes Wiederſehen. Wir verſchlenderten in Berlin einen Sommerſonntag, wie es — vor dreiviertel Jahren — der Scheidetag in Stuttgart geweſen war.

In allem Weh der neuen Trennung, des neuen Opfers — ich mußte mir Gewalt antun, nicht immer wieder zu verraten, wie alles in mir jauchzte, daß es aufs neue hinausging — dorthin, wohin in dieſen Zeiten der Mann gehört!

Ich wußte, was mich erwartete. Nicht ein Stürzen von Sieg zu Sieg wie in jenem letzten großen Kriege der Vergangenheit. Ein ingrimmiges Ringen wider eine Welt von Schreckniſſen. Gen Oſten. In eine unbekannte, graue, formloſe Welt. Wider ein Volk, das mir gleichgültig und fremd war. Und — nicht zu meinem Regiment — zu lauter neuen Menſchen, die mich nicht kannten. An eine neue Aufgabe, für die ich nicht vorgebildet war.

Dennoch: in ein neues, mächtiges Abenteuer. Das ſteckt nun einmal als Erbe einer Geſchichte von zwei kriegeriſchen Jahrtauſenden uns Deutſchen im Blute.

Am Bahnhof Friedrichſtraße kletterte ich, den 25. Juli 9 Uhr, in den Schlafwagen. Und da draußen blieben, deren Leben zu ſchützen ich berufen war. Es waren dies-

mal nur zwei. Mein Jüngſter bereitete ſich fern im Süden ſchon ſelber vor, ein Schützer der Heimat zu werden. O Glück, o Leid, o Stolz!

Anderen Morgens frühſtückte ich bereits am Bahnhof in Deutſch-Eylau, inmitten einer grauen, rauhen Soldatenwelt. Stieg in einen ſchwach beſetzten Militärzug, ſah aus dem Fenſter nach kurzer Zeit in die kriegverwüſteten Gefilde der Oſtmark. Schützengräben, Granatlöcher, wohin das Auge ſpähte. Soldau hart mitgenommen. Illowo ein Trümmerhaufen. Über die ruſſiſche Grenze, hinein ins ſchaurig verheerte Polenland. Zwei, drei Offiziere hatten ſich hinzugefunden, Nachſchüblinge wie ich, von Wunden geneſen, von Ruhekommandos abgelöſt. Um elf ſtiegen wir in Mlawa aus. Hier endeten die fahrplanmäßigen Verbindungen: wie ich nach Ciechanow kommen ſollte, wo ich mich zu melden hatte, mochte ich zuſehen.

Der Bahnhof in Trümmern, die unerläßlichen Geſchäftsräume in die Ruinen hineingezimmert. Schmutz, Schutt, Graus überall. Niemand konnte Auskunft geben. Wie wir noch mit dem Bahnperſonal verhandelten, kam ein Leerzug von der Front zurück. Nur drei Soldaten ſtiegen heraus: Schmutzig, verwahrloſt, verwildert, abgeriſſen — Offiziere — verwundet, Köpfe, Arme mit durchbluteten, verdreckten Lappen umwunden. — So wird man in drei Tagen auch wieder ausſehen ...

Wir ſtolperten über grundloſe, ausgefahrene Wege, zwiſchen verfallenen Lehmhütten zu einer Spelunke in Ziegelrohbau hinüber, die den ſtolzen Namen führte: „Deutſches Haus“. Millionen Fliegen, die als ſchwarze Kruſte jeden Gegenſtand überzogen. Ein Fraß, der eine

entfernte Ähnlichkeit mit einer für Menſchen zubereiteten Nahrung beſaß. Ich dachte mit ſanfter Wehmut an das Abſchiedsmahl in Trois Fontaines, deſſen Speiſezettel mit den Unterſchriften aller Teilnehmer ich zu etwa benötigter Auferbauung bei mir trug.

Jetzt war ich wieder im Krieg, jetzt war ich im Oſten ...

Die Zahl der „Einzelreiſenden", die den Spuren der ſiegreich vordringenden Armee Gallwitz folgten, um ſich ihr einzureihen, war inzwiſchen auf ſechs angewachſen.

Zweimal wurden wir zum Bahnhof geholt: jedesmal verfrüht. Beim drittenmal erfuhren wir: der Zug nach Ciechanow ſei abgefahren. Die Flüche — na!

Endlich um vier hatten wir durchgeſetzt, daß an einen Materialzug ein Wagen angehängt wurde. Im Schneckentempo rollten wir nach Süden, in eine grau und ſchauerlich hingebreitete Ebene hinein. So mag den Soldaten der Großen Armee zumute geweſen ſein, als ſie in Rußlands Einöden einzogen. Welch ein Umſchwung!

Nach wenigen Kilometern blieben wir auf der Strecke liegen. Der Zug war zu ſchwer beladen. Die Lokomotive wurde abgehängt, fuhr nach Ciechanow voraus, Vorſpann holen.

Ich machte einen Spaziergang am Bahngeleis entlang — in dieſer weltverlorenen, kriegzerrütteten Öde. Nie gekannte Schauer fielen mich an.

Dies iſt der Oſten — dies das Land der Steppen, der Traurigkeit, des Verzichts. Über das alles iſt die Furie hingezogen, zwei-, dreimal — vor einem Jahre faſt und nun aufs neue, kaum vierzehn Tage kann's her ſein. Überall in dieſer ſchreckensvollen Wüſte ihre Spur. Halb eingeſunkene Schützengräben, gefüllt mit Reſten des heißen Kampfes, dem ſie Rückhalt geboten. Zerſchoſſene, nieder-

getretene Drahthinderniſſe, hier und dort ein rohes weißes Lattenkreuz, darauf, wenn's hoch kommt, mit Bleiſtift ein Name gekritzelt, ein zerbeulter Helm daraufgeſtülpt. Drunter ein Kamerad, der bis zu Ende gekämpft. Nun düngt ſein Leib den polniſchen Sand, und eine deutſche Mutter weint.

Endlich: der Zug zieht an. In den ſchon fahrenden ſteig' ich ein. Und kein Eiſenbahnbeamter brüllt mich an: „Zurückbleiben!"

Wir kommen in vier Stunden nach Ciechanow: im Frieden mögen's zwölf Minuten tun. Ein ungeheures feldgraues Gewimmel durchflutet in der Dämmerung das Bahnhofsgelände, die verkommenen Dienſträume und Warteſäle, das elende, ſtinkende Städtchen. Wir haben Mühe, unſer Gepäck irgendwo ſicher zu verſtauen. Lange pirſchen wir, um ein wenig Eſſen zu erwiſchen.

Endlich hat ein Kamerad die Verpflegungsſtation des Roten Kreuzes entdeckt. Plötzlich ſind wir geborgen und verſorgt. Deutſche Mädchenaugen lachen, ſchlanke Hände, hart und rauh geworden im langen Dienſt, ſpenden Kaffee und Brot, ſogar einen Batzen Käſe. So ſaß ich am erſten Abend auf ruſſiſcher Erde wider Erhoffen inmitten unbekannter Freunde und Freundinnen.

Ein Lachen, Scherzen, Singen ohne Ende — in der ruſſiſchen Wildnis, vor der jammervollen Bretterbude, aus deren dumpfer Tiefe ein einſames Talgſtümpfchen in unſere Fröhlichkeit hineinblinzelte.

Nachtquartier: ein Eiſenbahnwagen, zweiter Klaſſe ſogar. Eine Fenſterſcheibe zerbrochen. Der verwöhnte Brüſſeler Etapperich a. D. fror ein bißchen und verkroch ſich in ſeinen nagelneuen Schlafſack — ſchlief dann aber kriegsmäßig ausgezeichnet.

Anderen Morgens begann der Kampf ums Daſein in rückſichtsloſer Form. Es galt den Anſchluß an das Armeeoberkommando Gallwitz gewinnen. Endlich glückte es feſtzuſtellen, daß das Armeeoberkommando in Krasne ſei; unmittelbare Verbindung zu bekommen ausgeſchloſſen. Vielleicht über das vorgeſtern eroberte Pultuſk. Wie dorthin kommen?

Nach langem Umherirren war Gelegenheit ausgekundſchaftet. Eine Automobilmunitionskolonne. Wir mußten ſchön bitten, bis die Herren Fahrer ſich bereit fanden, uns mitzunehmen. Mein Gepäck wurde irgendwo verſtaut, ich durfte mich im Inneren eines von feldgrauer Plane überſpannten Autos auf eine Kiſte ſetzen. Meine Nachbarſchaft ein paar Dutzend Achtundzwanzig-Zentimeter-Granaten, natürlich ohne Zünder, aber auch ſo eine ungemütliche Geſellſchaft. Als die Kolonne ſich die zuſchanden gefahrene Landſtraße entlang ſchob, begannen die rieſigen Eiſentonnen gefährlich zu wackeln und zu rumpeln. Ohrenſchmaus, Angſt um Hühneraugen und Schienbeine — Deuwel, Deuwel!

Beim erſten Halt kroch ich heraus, klemmte mich zum Fahrer und Beimann auf den Bock. Über die alpengleich zerklüftete Straße im Holterdiepolter gen Oſten; vier Stunden lang, wie auf ſturmbewegtem Meer. Toller Staub, markausdörrende Hitze. Schwermütige Wald- und Wieſenlandſchaft. Nur wenig Ortſchaften — Stätten ehemaliger Ortſchaften. Niedergebrannt — bis auf den Boden. Aus einer Schicht von kotiger Aſche, aus verkohlten Dachſparren ſtarrten ſeltſame, brandgerötete Steinpfeiler auf, die ſich nach oben zu Kaminen verjüngten: die Herde mit ihren Schornſteinen, das einzige Stück der öſtlichen Häuslichkeit, das aus Stein beſtand.

Dies jedem Kämpfer der Oſtfront vertraute Bild ſollte mich nicht mehr verlaſſen.

Stundenlang kaum ein lebendes Weſen. Endlich kündigte die Nähe der Front ſich an. Jubel: der Front —!!

Marſch- und Verpflegungskolonnen, gen Oſten ſich wälzend; die in graue Leinwandhüllen verkapſelten Rieſenleiber unſerer Zweiundvierziger, die Radreifen ihrer Motoren durch unförmliche Holzſchuhe verbreitert, damit ſie nicht zu tief in den grundloſen Sand ſich hineinmahlen könnten.

Am öſtlichen Himmel ins reine Hochſommerblau ſich hineinzeichnend ein fremdartiges Gebilde: ſchneeweiß das Schiff einer mächtigen Kathedrale, ſtolz und wuchtig aufſtrebende Türme, die zwiebelförmigen Kuppeln mit ſtahlblauen Glaſurziegeln gedeckt. Die erſte monumentale Bekundung ruſſiſchen Geiſtes — die erſte orthodoxe Kirche!

Bald reihen ſich beiderſeits der Straße niedere Zeilen ſchmutzig-weiß getünchter Häuſer. Feldgraues Kriegsgetümmel, inmitten die erſten Typen öſtlicher Menſchheit: buſenſtramme, breitnaſige Polenweiber in unſauberen, mit ausgebleichten Bortenſtickereien verzierten Hemdbluſen, ſtumpf glotzende männliche Geſtalten mit breiten Schultern und kurzen, wulſtigen Händen.

Hinein in dies ſinnberauſchende Getös einer neuen, fremden Kriegswelt! Der Marktplatz der bezwungenen Stadt iſt vollgepfropft mit ſtaub- und dreckverkleiſterten Munitionskolonnen und Geſchützparks. Überall kratzfußelnde Judengreiſe und ihre putzigen Verkleinerungen, die altklug und geſchmeidig lächelnden Knaben, auch ſie ſchon in Kaftan und ſchwarzem Zerevisläppchen — alle geben ſie willig in einem leicht verſtändlichen Jiddiſch Auskunft. Ihre Töchter und Schweſtern wandeln dazwiſchen,

rot- oder ſchwarzgelockt, die und jene verblüffend ſchön, alle mit vielſagenden und verheißungsvollen Augen — die vor fünf Tagen noch den ruſſiſchen Offizieren entgegengefunkelt ...

Die niederen Häuſer rings um den maleriſchen Platz tragen Inſchriften, die bekunden, daß höhere und hohe Stäbe hier ihre Geſchäftsräume angeſiedelt. Ein Heer von Fernſprechſoldaten überſpinnt die finſteren Fronten mit Drahtleitungen. Aufs Geratewohl gehe ich in eines der Häuſer, bitte den aufſichtführenden Offizierſtellvertreter um Erlaubnis, mich mit der Heeresgruppe verbinden zu laſſen.

Und nach wenig Minuten quarrt's aus dem Feldhörer:

„Hier Heeresgruppe Gallwitz, Major von Zaſtrow."

„Hier Hauptmann Bloem, vom Stabe des Generalgouvernements in Belgien der Heeresgruppe als Bataillonsführer zur Verfügung geſtellt."

„Hm — wie war doch der Name? Ach ſo, das ſind Sie — tja — Sie werden ſofort nach dem Weſten zurückfahren müſſen."

„— — —?!"

„Es iſt ein Telegramm für Sie angekommen von der Adjutantur des Kronprinzen: Seine Kaiſerliche Hoheit wünſcht, daß Sie auf einige Zeit zu ſeinem Stabe ſtoßen."

Ich brauche ein paar Minuten, um mich zu faſſen. Vor ein paar Wochen hätte dieſer Ruf mich ſehr glücklich gemacht — — jetzt will ich fechten. Dazu bin ich quer durch Europa geraſt.

„Herr Major, es tut mir furchtbar leid, daß dieſe Nachricht zu ſpät kommt — aber nun iſt's natürlich vollkommen ausgeſchloſſen, daß ich dem ehrenvollen Ruf Folge leiſte!"

„Erlauben Sie mal!“ knarrt der Hörer, „ein Wunſch des Kronprinzen iſt doch ein Befehl ... übrigens geht mich das ja nichts an: Ihr Herr Korpskommandeur hat da zu entſcheiden.“

„Ich darf um Mitteilung bitten, welchem Korps ich zugeteilt bin?“

„Dem 17. Reſervekorps. Melden Sie ſich alſo dort bei Exzellenz Surén und beſprechen Sie mit ihm das Weitere.“

Alſo auf zum 17. Reſervekorps!

In wenig Minuten habe ich's erfragt, ſtolpere eine düſtre Holzſtiege hinauf, ſtehe vor einem hochgewachſenen eleganten, gepflegten Manne mit leicht ergrautem Haar und friſchem, gebräuntem Geſicht.

Exzellenz ſchüttelt mir kräftig die Hand. „Aus Ihren Werken kenne ich Sie längſt. Nun aber ſehen Sie mal, was ich hier für Sie habe!“

Und er hält mir ein Telegrammformular entgegen.

„Ich weiß ſchon, Euer Exzellenz. Ich ſoll zum Kronprinzen.“

„— Und —?“

„Da Euer Exzellenz einen Bataillonsführer angefordert haben, nehme ich an, daß ich hier nötig gebraucht werde. Selbſtverſtändlich bleibe ich.“

Der Kommandierende: „Ich wäre in eine ſchöne Verlegenheit gekommen, wenn Sie mich im Stich gelaſſen hätten. Das Korps hat den Narew überſchritten, ſteht in hartem Kampf am Feind. Drei Bataillone haben vor Pultuſk ihre Kommandeure verloren, werden zur Zeit von blutjungen Hauptleuten geführt. Ich brauche Sie nötig.“

Er ruft ſeinen jüngſten Sohn herein — der älteſte iſt

gefallen — der als Ordonnanzoffizier beim Stabe des Generalkommandos ſteht: er iſt Reſerveoffizier des 18. Feldartillerieregiments, ich erkenne einen Waffengefährten vom Vormarſch. Wir verabreden zum Nachmittag, bevor ich zur Truppe fahre, ein Plauderſtündchen.

In ſehr gehobener Stimmung treffe ich draußen wieder mit meinen Reiſekameraden zuſammen. Wir fragen uns zu einer Eßgelegenheit durch. Sie nennt ſich ſtolz „Hotel Royal“. Abſcheuliche Spelunke, Schlangenfraß.

Nach dem Eſſen wieder in die menſchenwimmelnden Straßen. An jedem zweiten Haus ein Schild: „Typhusgefahr“. Deutſche Fürſorge und Hygiene haben Einzug gehalten im öſtlichen Dreck.

Nun geſchieht mir das zweite Wunder: vor mir ſteht — mein alter Hauptmann Liebeskind, unter dem ich bei der erſten Kompagnie Regiments Hohenzollern als junger Leutnant drei Übungen, davon zwei Manöver, mitgemacht. Jetzt General, ſonſt unverändert.

„Donnerwetter — Bloem! Nun ſagen Sie bloß, wo kommen Sie denn her?“

„Ich darf gegenfragen: wo kommen Herr General denn her?!“

„Na, ich bin im Begriff, beim 17. Reſervekorps eine Brigade zu übernehmen — die bisherige Brigade X., die heute in vorgeſchobener, ſtark gefährdeter Stellung und in heftigen Kämpfen ſteht. Und Sie?“

„Und ich, Herr General, bin im Begriff, ein Bataillon zu übernehmen — ebenfalls beim 17. Reſervekorps!“

„Menſch, das iſt ja großartig! Aber ſelbſtverſtändlich bei meiner Brigade! Sind Sie ſchon eingeteilt?“

„Jawohl, Herr General — ich habe ein Bataillon beim Regiment X.“

„Muß umgekrempelt werden! Bei meiner Brigade iſt ebenfalls ein Bataillonskommandeur ausgefallen. Kommen Sie ſofort noch einmal mit zu Exzellenz Surén.“

Nach einer Viertelſtunde war alles in Ordnung! Ich war ausgewechſelt worden, nun zum Führer des erſten Bataillons des Infanterieregiments Reinhardt beſtimmt — eines im Krieg, erſt vor einigen Monaten, aus den Erſatzbataillonen dreier aktiver Regimenter gebildeten neuen Regiments, das den Namen ſeines erſten Kommandeurs geführt und gerade heute durch Allerhöchſte Kabinettsorder den Rang eines aktiven Infanterieregiments und die hohe Hausnummer 341 bekommen hatte. Rechtes Flügelregiment der Brigade, die nun den General Liebeskind zum Kommandeur bekommen hatte.

Exzellenz Surén verabſchiedete uns beide mit einem „Weidmannsheil zur Ruſſenjagd!“ Dann gingen wir zu einem benachbarten Feldlazarett und ließen uns gegen Cholera impfen. Der General lud mich ein, mit ihm am Spätnachmittage nach vorn zu fahren, und im Brigadeſtabsquartier zu nächtigen, und von dort aus ſollte ich mich morgen früh zu meinem Bataillon vorarbeiten.

So war ich aus allen Sorgen über Vorwärtskommen und Gepäckbeförderungsfrage hinaus . . . In roſigſter Stimmung traf ich meine Reiſekameraden, um mich zu verabſchieden.

Zum jungen Surén. Wir plauderten von alten, lieben Kameraden, lebenden und gefallenen, nahmen das wunderliche Bild der eroberten Feſtung in uns auf: den belebten Markt, den inmitten der Ziegelrohbau eines mächtigen Turmes überragte, einem flandriſchen Beffroi vergleichbar. Drunten unſere Grauen, Geſchütze und Wagen ſäubernd, zum Stiefelappell angetreten, ſchlendernd, mit der Weiblich-

keit anbandelnd ... Über dem allen ging eine ſtrahlende Sonne zur Rüſte. Abendfriede ſank auf die Welt. Aus der Ferne knurrte dann und wann ein wohlbekannter dumpfer Ton ... morgen wird man ihn wieder aus der nächſten Nähe hören ...

Ich war unbeſchreiblich glücklich. Nach der Treibhausluft des Brüſſeler Lebens atmete ich endlich, endlich wieder die reine, ſtählende Luft der Front — die Männerluft.

Schlag ſechs ſtieg ich zu meinem General in den Wagen. Wir plauderten von fernen Manövern in der Eifel, am Niederrhein ...

Dieſer träg durch die ſandige Niederung hinrinnende Fluß iſt alſo der hartumſtrittene Narew. Die ſtattliche Holzbrücke hängt, von den weichenden Koſaken in Brand geſteckt, als ſchwelendes Skelett verkohlter Sparren in die Flut. Oberhalb, auf einer niederen Kriegsbrücke, dem Kunſtwerk unſerer Pioniere, überſchreiten unſere Wagen klappernd den Strom. Geruhſame Fahrt, durch ſchilfige Wieſengelände, dann durch feierlich ſchweigende Kiefernforſte. Das ferne Geknurr wird lauter. Über uns kreiſt, vom Abendgold umwoben, ein Flieger mit dem ſchwarzen Kreuz, von Wattebällchen umhüpft: er ſpottet ihrer, kreuzt hoch im ſatten Blau. Wir lachen über längſt verſchollene Scherze, die aus Nebelfernen auftauchen wie geſtern erlebt.

In tiefer Dämmerung langen wir bei einer armſeligen Häuſergruppe an, die auf der Karte „Zu Borſuki“ bezeichnet iſt.

„Guten Abend, meine Herren: ich bin Ihr neuer Brigadekommandeur. Und hier hab' ich Ihnen auch gleich einen neuen Bataillonsführer für Eins-Reinhardt mitgebracht.“

Als Fremder war ich hergekommen heut morgen: mit einem lieben Vorgeſetzten trat ich in meinen neuen Wirkungskreis.

Bei leuchtendem Vollmondſchein Abendmahlzeit vor dem niederen Haus eines polniſchen Bauern. Wohin mögen die Koſaken ihn verſchleppt haben?

Unvorſtellbar behaglich, hier im wilden Kriege zu ſitzen, vor einer Platte Schinkenkartoffeln und einem Glaſe bachgekühlten Moſels, zwiſchen lauter Männern, denen ich nun Kamerad bin und Mitſtreiter.

Als wir uns endlich alle miteinander, geſtiefelt und geſpornt, drinnen aufs Stroh ſtrecken, fliegt ein tiefſehnſüchtiges Gedenken dorthin, wo nun des Heimloſen Heimat iſt: ans Herz der geliebteſten Menſchen.

11.

In meinen Traum grollte das Artilleriefeuer, oft zu großer Stärke anſchwellend. Dann, ruckhaft einſetzend, wütendes Gewehrgeknatter. Da vorne kämpft mein Bataillon. Ich komme, Jungens, morgen früh bin ich bei euch.

In der Dämmerung kroch ich aus dem Stroh, ſchlenderte, von Morgennebeln umtanzt, durch die ſtille Flur mit ihren friedlich daliegenden Lehmkaten. Schnarchen geſunder Männerkehlen.

Nach dem Frühſtück fuhr ich mit dem General zum Diviſionsſtabsquartier Borſuki.

Vor einem unglaublich ſchmutzigen und armſeligen Bauernhauſe trafen wir den Diviſionskommandeur, Exzellenz von Wernitz. Eine Prachtgeſtalt: Blüchertyp, verwittert und zerwettert, mit langem, weißem Schnurrbart, gütigen, heiteren Augen. Man ſah's ihm nicht an, daß die Ruſſen ihm ſeinen herrlichen Beſitz, auf dem er ſchon ein paar Jahre vor dem Kriege nach einem langen Soldatenleben die Altersraſt gefunden zu haben meinte, verbrannt und verwüſtet, das Schloß ſeiner Väter bis zum Grund zerſtört haben. Auch er hieß mich mit Herzlichkeit willkommen. Wiederum ein lachhaft unwahrſcheinliches Wiederſehen: der Generalſtabsoffizier der Diviſion war — jener Major von Rundſtedt, der in der Marneſchlacht am

9. September meinem Regiment den Befehl zum Marſch von Le-Pleſſis-Placy nach Trocy gebracht hatte — Vormarſch, Seite 223! — den ich an meinen Regimentskommandeur gewieſen — und den ich dann ſpäter in Antwerpen beim Stab des Gouverneurs wiedergefunden hatte. Beim dritten Male traf man ſich in der ruſſiſchen Heide.

Die Herren hatten vor den Wanzen aus ihrem Quartier flüchten und bei Mutter Grün Zeltlager aufſchlagen müſſen.

Der Diviſionskommandeur belehrte mich, mein Regiment ſtehe am Südrande des rieſigen Waldſtücks, deſſen Kiefernkronen im Oſten den Blick begrenzten, im Kampfe, der ſeit drei Tagen zum Stehen gekommen ſei. Er riet mir, den großen, auf Gut Satory zu quer durch den Wald führenden Weg zu verfolgen und mich bei begegnenden Soldaten nach dem Regimentsgefechtsſtand durchzufragen.

Bald war ich auf dem Marſche, mutterſeelenallein, den Umhang überm Arm, wie ein Ferienwanderer. Als ich mich dem Walde näherte, ſtanden die erſten Schrapnellwölkchen über den Wipfeln. Merkwürdiges Gefühl: nach zehn Monaten zum erſten Male wieder im Feuer... Donnerwetter: wirklich zehn Monate in der Heimat und auf der Etappe geweſen... Schlappheit, verdammte —!

Am Waldhang ſtand ſchwere Artillerie: aha — darum. Ratſch! ratſch! ging's rechts und links von den Unterſtänden in den Boden, ab und zu antwortete eins unſerer Geſchütze mit ohrenſprengendem Wutgebrüll, ſpie ſeinen mächtigen ſchwarzen Zuckerhut über die Bäume ins Unbekannte.

Eine einſame Wanderung, einſamer noch als im granatendurchheulten Wald über der Aisne. Damals hatte ich meine zwei Getreuen bei mir. Wo ſeid ihr nun, ihr lieben Geſellen? Nieſtrawski liegt im Soldatengrab an der Aisne — Sauermann, Unteroffizier Sauermann, dem die Franzoſen den Arm kaputt geſchoſſen haben, treibt in der Heimat ein bürgerliches Gewerbe und hat ein Weib genommen. Gruß dir, alter Kamerad, und Segen über dein Geſchlecht!

Es funkt in den Wald hinein — nicht ſo toll wie damals am Fort Condé, aber es funkt. Ratſch — ratſch ... eine Schrapnellgarbe rechts, eine links. Rawautz! eine beſſere Nummer von Granate, dahinten zwiſchen den Stämmen geht ſie hoch. Das Herz iſt ſchon wieder ganz ruhig. Wer feuerfeſt geworden, der bleibt's.

Welch eine andere Stimmung als bei jenem erſten Ausmarſch ... Die Seele iſt der Schreckniſſe gewohnt. Nun biſt du wieder mitten drin — wie ſich's gehört.

Wie ausgeſtorben der Wald. Ich hätte mir einbilden können, der Ruſſe ſchöſſe nach meiner werten Perſon. Wenn ich mich der feierlichen Erhebung jener Dämmerſtunde ob der Aisne entſann, dann ſtaunte ich über meine Nüchternheit. Gelaſſen, behaglich war mir zu Sinn.

Ich begegnete nur alle halben Stunden einem Soldatentrüppchen. Fahrer von der Artillerie, die Holz fällten oder Torf ſtachen. Regiment 341? oder Regiment Reinhardt? Keine Ahnung.

Der Himmel hatte ſich umzogen. Es wurde dunkler. Die Schrapnells und Granaten, bald näher, bald ferner, waren die einzige Unterhaltung. Endlos umzirkte mich der ſchweigende Forſt.

Endlich entdeckte ich am Fuß einer mächtigen Kiefer

ein niederes, mit Zweigen überdecktes Schutzdach, unter dem ſich etwas Graues regte.

„Seid ihr vom Regiment 341?“

„Wir ſind vom Regiment Reinhardt — Telephon-Vermittlungsſtelle.“

Ach ſo — die wußten noch nicht, daß ſie jetzt 341 hießen.

„Ich ſuche euern Regimentsſtab. Liegt er hier in der Nähe?“

„Na, det is noch 'n jutet Ende. Wenn Herr Hauptmann immer hier an de Telephonſtrippe lang jeh'n wollen ...“

Vertraute Klänge — das Märkiſch meiner Grenadiere. Alſo los.

„Aber — et funkt janz doll, Herr Hauptmann muß 'n bißken uffpaſſen.“

„Wird gemacht, Kinder.“

Gar manchesmal mußte ich hinter einem Kieferſtamm Schutz ſuchen gegen ſchwirrende Brocken und kreiſelnde Zünder.

Aha: über den Sandhügel dort heben ſich die Mäuler einer deutſchen ſchweren Batterie — die ſucht der Feind. Ich pirſche mich hinter der Stellung vorbei.

Rawumm! Fünf Schritt vor mir plumpſt etwas in den Sand, daß die Erde wankt wie unterm Stoß eines Fallhammers. Schon lieg' ich platt auf dem Bauch. Feuerſtrahlen, ſchwarzer, ſcheußlich ſtinkender Qualm, eine Sandhoſe ſtiebt auf, die Splitter ſchnurren kreiſchend über mich weg. Verdammt noch mal!

Ich ſtehe auf, über und über mit Sand beſchüttet. Die Kanoniere an den Eingängen ihrer Unterſtände grinſen vergnügt. Weiter!

Es beginnt leiſe, aber nachdrücklich zu regnen. Meine Ariadneſtrippe führt mich endlich zu einem tief in den Sand hineingegrabenen Unterſtand: das muß der Regimentsgefechtsſtand ſein. Als ich am Treppenrand ſtehe, haut unfern eine Lage Granaten in den Waldboden, in drei Sätzen rutſche ich die ſteile Treppe hinunter. Drunten erkenne ich beim Flimmern eines Kerzchens zunächſt nur Schattenriſſe. Einer von ihnen trägt die Achſelſtücke eines Stabsoffiziers.

Alſo Hand an den Helm und das Sprüchlein hergebetet:

„Hauptmann und ſo weiter meldet ſich ganz gehorſamſt zum Infanterieregiment 341 verſetzt.“

Der Schattenriß legt die Hand an die Mütze: „Major Schulze, derzeit Regimentsführer. Seien Sie willkommen. Sie ſind bereits telephoniſch angemeldet. Wir erwarten Sie mit Schmerzen.“

Ich lerne den Regimentsadjutanten kennen, Leutnant Mühlhaus, einen Reſerveoffizier von der Feldartillerie, das E. K. I auf der Bruſt. Und den Ordonnanzoffizier, Leutnant der Reſerve Rodenwaldt.

Alsbald erſchien eine Pulle Kognak, ſehr gute Liebesgabenzigarren, es wurde gemütlich, während droben die ſchweren Dinger herunterplumpſten. Ein wenig mißtrauiſch ſchielte ich nach der Decke — ſie beſtand aus dünnen Kiefernſtämmen, durch die der Sand in unſere Gläſer rieſelte.

„Das iſt nur fürs Auge und gegen den Regen“, lacht der Regimentsführer. „Auf Volltreffer ſind wir nicht geeicht.“

Ich erfahre nun das Nötige über die Lage. Die Brigade hat ſich ungeſtüm durch den Kiefernforſt durchgearbeitet, um das ſüdlich des Forſtes liegende Gut Satory zu ſtür-

men. Im letzten Augenblick ist der Sturm abgesagt worden, wohl mit Rücksicht auf die ausgesetzte Stellung der Brigade und aus Besorgnis vor allzu großen Opfern. Sofort ist der Russe zu scharfen Gegenangriffen übergegangen, die bisher abgewiesen werden konnten.

Mein Bataillon ist infolge Durcheinandergeratens und notwendiger Neuordnung der in vorderster Linie kämpfenden Verbände zur Zeit geteilt. Die erste und zweite Kompagnie sind mitsamt dem Stabe vorübergehend mit zwei Kompagnien des Ersatzbataillons Regiments 34 zu einem kombinierten Bataillon vereinigt, das für die Dauer seines Bestehens den Namen seines derzeitigen Führers, eines jungen Hauptmanns der Reserve Kameke, führt. Diesen Herrn, sonst Führer der Maschinengewehrkompagnie unseres Regiments, soll ich also aus seiner Stellung verdrängen, die er erst inne hat, seit der eigentliche Kommandeur des ersten Bataillons, Major von Jarotzky, verwundet worden ist. Meine dritte und vierte Kompagnie sind dem dritten Bataillon zugeteilt, das Hauptmann Flessing führt.

Inzwischen hatte die feindliche Artillerie sich beruhigt, ich entschloß mich, meine Wanderung fortzusetzen. Ein Gefreiter vom Regimentsstab, namens Himler, wurde mir als Führer mitgegeben. Kaum waren wir aus dem Unterstand heraus, da summte, tschirr, vor unseren Nasenspitzen etwas vorüber.

„Donnerwetter," sag' ich, „was war das?!"

„Das war 'ne Kugel, Herr Hauptmann," sagte Himler mit der Gelassenheit des ausgekochten Kriegsknechts.

So was hätte mir in Brüssel nun nicht passieren können.

Bei strömendem Regen pirschten wir uns durch den Wald zum Bataillon Flessing. Das Artilleriefeuer war

verſtummt, nur die unſichtbaren Brummkäfer machten ſich läſtig. Wohlbehalten lieferte mein Himler mich eine halbe Stunde ſpäter beim Unterſtand des dritten Bataillons ab. Ich ſah mich einem derben, wetterbraunen, bärtigen Landsknecht gegenüber, der mich nicht ſonderlich angenehm empfing. „Darf ich Sie bitten, mir einen Führer zu meinem Bataillon mitzugeben?“

„Zu — welchem Bataillon?“

„Na zu meinem — zum erſten.“

Die bronzenen Züge hellten ſich jählings auf.

„Ach ſo — Sie kriegen das erſte! Schreck — geben Sie mal die Kognakpulle und die Zigarren her!“

Leutnant Schreck, der Bataillonsadjutant, prachtvoll verwildert, verſchliſſen und ſtruppig wie ſein Kommandeur, iſt gleichfalls plötzlich verwandelt, die kameradſchaftliche Gaſtfreundſchaft in Perſon.

„Ich hatte mir eingebildet, Sie wollten mich 'rausdrängeln — ſtatt deſſen haben Sie's auf den guten Kameke abgeſehen. Warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Na proſt!“

— Nach kurzer Raſt ging's weiter. Ich hatte erfahren, daß Hauptmann Kameke mit ſeinem Adjutanten vorn in der Stellung ſich eingebaut hatte. Das Zubehör des Stabes, Kolonnen, Feldwebel, ſowie der Sanitätsſtab ſeien in dem rückwärts gelegenen Dorfe Sliżki anzutreffen. Dorthin beſchloß ich zunächſt zu gehen, um mich mit den Verhältniſſen bekannt zu machen und Anweiſung zur Heranſchaffung meines Gepäcks zu geben. Nach manchem Umherirren fand ich das üble, ſchon ganz ordentlich zerſchoſſene Neſt. In meinem Stabsarzt Doktor Homuth lernte ich einen ſympathiſchen, ruhigen, pflichteifrigen Mann kennen. Ich fand den Bataillonsſchreiber, das

Unterperſonal. Ich bekam auch ein bißchen zu eſſen, Rotwein, Kaffee. Es war nachmittags fünf, und außer Kognak und Zigarren hatte ich noch nichts zu mir genommen. O ihr Fleiſchtöpfe Brüſſels!

Kaum hatte ich mich ein wenig geſtärkt, da wurde auf einer Bahre ein ſchwerverwundeter Unteroffizier hereingetragen. Beide Oberſchenkel waren ihm zerſchmettert. Sachlich und freundlich legte der Stabsarzt ihm den Notverband an. Ich ſah wieder Blut und Wunden, hörte Schmerzensſchreie. War wieder im Krieg.

Ich erfuhr, daß mein Bataillon ſeit heute morgen dem Erſatzregiment 6 zugeteilt ſei.

Ich lernte hier auch meine Pferde kennen. Hans, ein Wallach, Lieſe, eine Stute, beide braun, für meine Figur ein bißchen klein, aber kräftig und zuverläſſig. Mit dem Führer meiner erſten Kompagnie, Oberleutnant Döhring, ſtieg ich in den Sattel, um mich in dem weiter nach vorwärts gelegenen Dorfe Burlaki bei meinem derzeitigen Regimentskommandeur zu melden. (Die Verhältniſſe wurden immer verwickelter.) Ich fand den Oberſtleutnant Schulz-Trinius in den letzten Häuſern des ſchlammigen und zum Teil gerade unter ſchwerem Feuer liegenden Dorfes, wurde ins Bild geſetzt — „auf die Nacht iſt mit erneuten ruſſiſchen Angriffen zu rechnen, ein Zug Radfahrer zur Verſtärkung Ihrer Reſerven iſt unterwegs!“ — ritt weiter gen Südweſten. Kurz ehe wir in den Forſt hineinkamen, mußte die feindliche Beobachtung uns erſpäht haben. Es regnete Schrapnells; im Galopp entſtoben wir waldwärts.

Es dämmerte ſchon, als ich endlich das Ziel erreicht hatte: die Stellung!

Hier fand ich in einem Unterſtande, der nichts als ein

ſchmales, mit ein paar Baumſtämmchen überdecktes Loch war, den Herrn, den ich zu verdrängen beſtimmt war. Ein noch ſehr jugendlicher Offizier, ſeines bürgerlichen Zeichens Amtsrichter. Er fand ſich mit weltmänniſcher Gelaſſenheit in das Unvermeidliche und wollte ſich nach ein paar förmlichen Worten empfehlen.

Teufel auch: ſeit zehn Monaten aus der Front heraus, und nun ein durch den Zufall aus zwei Regimentern während des Gefechtes zuſammengewürfeltes Bataillon übernehmen, mitten in der Schlacht, bei ſinkender Nacht und angeſichts eines bevorſtehenden Angriffs?!

„Ne, Herr Kamele, ich kann Sie noch nicht weglaſſen. Wenigſtens heute nacht müſſen Sie noch bei mir bleiben! Als Kompagnieführer bin ich ausgebildet — Bataillon — das hab' ich noch nicht gehabt!“

Es goß in Strömen. Unſer dünnes Bretterdach ließ dem Regen freien Lauf. Bald waren wir gänzlich durchweicht.

Der Dritte im Bunde war der Adjutant: der Offizierſtellvertreter Körſtein. Junger, friſcher Burſch aus guter norddeutſcher Landwirtsfamilie. Vater Amtsvorſteher, Bruder als Reſerveoffizier im Feld. Er ſelber: aktiver Unteroffizier! Hatte während ſeiner zweijährigen Dienſtzeit bei den Lübbener Jägern Geſchmack am Handwerk gefunden und kapituliert. In Auffaſſung und Benehmen von einem jungen aktiven Offizier nicht zu unterſcheiden.

Herr Kamele hatte ſich bald von einer leiſen Verbitterung erholt und erwies ſich als ein geſcheiter und umgänglicher Kamerad.

Inzwiſchen war für die Nacht Verſtärkung angekommen: ein kriegsſtarker Zug einer Radfahrerkompagnie unter Führung eines Feldwebelleutnants. Leider hatten die Braven auf dem Anmarſch infolge des Infanterie-

feuers, das über uns hinwegſtrich, bereits Verluſte gehabt: einen Verwundeten und zwei Tote. Ich brachte den Zug in vorhandenen Deckungsgräben unter. Dort lag noch ein Zug der erſten Kompagnie — das war meine ganze Reſerve für den Fall eines Angriffs. Drei zweidrittel Kompagnien waren in vorderſter Linie eingeſetzt.

Ich wäre gerne noch in der Dunkelheit in den Graben gegangen, um meine übrigen Kompagnieführer kennenzulernen. Kamcke widerriet dringend. Es ſei noch kein Verbindungsgraben vorhanden, ich würde mich nicht hinfinden und höchſtwahrſcheinlich abgeſchoſſen werden. Die ganze Stellung lag dauernd unter Gewehrfeuer.

So blieb ich denn, und wir begaben uns an den Abendſchmaus: eiskalte Graupenſuppe in Kochgeſchirren von Slißki herangeſchafft, dazu ſcheußliche Zigaretten. O Brüſſel! Ich zückte zur Aufrichtung den Speiſezettel aus Trois Fontaines. Auch Kamcke durfte ſich an ihm begeiſtern.

So iſt der Soldat: das Materielle ſpielt eine entſcheidende Rolle. Geht's ihm ſchlecht, weiß er's zu ertragen. Lieber iſt's ihm, es geht ihm gut.

Während mich Kamcke in die Geſchichte der letzten Tage, in die Lage und in die Verhältniſſe einführte, begann ein wahnſinniges Gewehrfeuer auf die Stellung niederzuraſſeln. In das grelle Geroll miſchten ſich dumpfere Schläge: die Schrapnells platzten, hell aufblitzend, über unſeren Köpfen, ſpritzten ihre Exkremente wider die Kiefernſtämme, auf die ſchwachen Balken zu unſeren Häupten. Ramms, ramms — Granaten! Die ganze Teufelsmuſik ...

Kein Zweifel: ein Angriff bereitete ſich vor.

Das Eſſen verſchwand, wir machten uns gefechtsbereit,

Kaftangreife

Phot. Reichsarchiv

Phot. Scherl

Die Brücke über den Njemen

ich ſchickte eine Gefechtsordonnanz zu den Reſervezügen: fertigmachen, Seitengewehr aufpflanzen, Relaislinie bis zu meinem Gefechtsſtand legen, Poſten ſich eingraben!

Der Regen ſtrömte, der Graus raſte weiter. Wir lauſchten angeſpannt, ob vom Graben her das Urra-Gebrüll der Stürmer vernehmbar würde.

Telephon! Der Adjutant griff den Hörer.

„Hier Bataillon Kameke! — — Jawohl, Herr Leutnant, ein Angriff ſcheint im Gange zu ſein! — Nur noch einen Zug der erſten Kompagnie und den Zug Radfahrer, der eben eingetroffen iſt. — — Nein, Herr Leutnant, weiter nichts, alles übrige iſt ſchon vorn im Graben eingeſetzt. — — Wie befehlen Herr Leutnant? — Sind Herr Leutnant noch da?“

„Die Verbindung iſt weg,“ ſagte Körſtein und legte achſelzuckend den Hörer auf den Kaſten. „Durchgeſchoſſen. Telephoniſten! Leitung zum Regiment flicken!“

Aus einem Loch unweit unſeres Unterſtandes tauchten ein paar Schattengeſtalten, ſtapften in das raſende Feuer, um den dünnen Faden wiederherzuſtellen, der uns Häuflein hier vorne in der Hölle noch mit der Welt verband.

Ramms! Ramms! Schlag auf Schlag gingen die Granaten ringsum nieder. Ein Treffer auf unſere Deckung, und gute Nacht, Bataillonsſtab!

Mit einem Male ſchwieg das Geſchützfeuer. Dafür ſchwoll das Gewehrgeknatter zu einem Sturm. Mit hellem Knall zerſpritzten die Geſchoſſe ringsum an den Steinen, fuhren mit ſcharfem Klack in die Kieferſtämme, burrten mit zornigem Käfergebrumm an unſerem Auslug vorüber. Da auch kein Aufblitzen der Granat- und Schrapnellexploſionen mehr unſer triefendes Loch erhellte, war es ſtockfinſter um uns. Das Kerzchen hatten wir längſt gelöſcht.

Das Gewehrfeuer läßt nach. Jetzt müſſen ſie kommen!

Wir lauſchen in die Finſternis, bereit, uns dem Feind entgegenzuwerfen.

Wir lauſchen vergebens. Kein Hurra, kein Nahkampfgebrüll. Das Schießen flaut ab. Der Angriff iſt entweder abgeſchlagen oder vom Feuer unſerer Braven da vorne niedergehalten worden.

Ob ich Gefechtsordonnanzen nach vorne ſchicke? Noch kein Annäherungsgraben da: warum das Leben auch nur eines Mannes ausſetzen, um zu erfahren, daß vorn alles in Ordnung iſt?

— Herrgottſakrament! Etwas happig dieſer erſte Tag nach zehn Monaten Heimat und Schreibtiſchkrieg!

Wir ſtrecken uns ins triefende Stroh. Matter und matter wird unſer Geplauder. Ich ſtreichle leiſe über meine Kartentaſche. Drinnen weiß ich die Bilder meiner Lieben. Sie waren mit mir bei Mons, an der Marne, an der Aisne. Mein Talisman ihr — gute Nacht ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mein Schlaf iſt unruhig und gequält. Von innen naßgeſchwitzt, von außen durchgeregnet ... Das will erſt wieder gelernt ſein.

Verwundete humpeln draußen vorüber. Ich rapple mich auf, trete an die dunklen Geſtalten heran:

„Na, wie war's, Kinder? Ich bin der Hauptmann Bloem, euer neuer Bataillonsführer.“

„Ach, det war janz or'ntlich, Herr Hauptmann. Dicke Luft — verdammt nich noch mal.“

„Haben ſie angegriffen?“

„Nur jeſchoſſen — aber nich zu knapp! Wir ooch.“

„Viel Verluſte?“

„Der und jener hat dran glauben müſſen.“

„Hauptſache: ihr habt ſe nich aus 'm Graben gelaſſen. Na, gut' Nacht, Kinder: kommt gut heim zu Muttern, grüßt die Heimat, und gute Beſſerung!“

„Dank ſcheen, Herr Hauptmann. Gute Nacht, Herr Hauptmann.“

Da ziehen ſie hin. Fremde, die ich niemals ſah, wahrſcheinlich niemals ſehen werde. Kameraden. Brüder.

Wieder lag ich im Stroh. Traumhaft unwahrſcheinlich. Ein Nichts, ein Stäubchen, ein Hauch im Weltenſturm. Gleiches vollzieht ſich zu dieſer Stunde in drei Weltteilen — auf Hunderte von Kilometern Breite. Ich darf's wieder miterleben.

Gute Nacht, Kameraden da vorn. Wir werden zuſammenhalten.

12.

Andern Morgens, den 29. Juli, mußte ich dankbaren Herzens Herrn Kameke ziehen laſſen. Nun es heller Tag war, fühlte ich mich der neuen Aufgabe gewachſen. Es galt, mein Bataillon kennenzulernen.

Der Ruſſe hatte ſeinen Feuerüberfall noch mehrmals erneuert und uns aus dem Halbſchlummer geweckt — ſtets mit dem gleichen Ausgang. Ich fühlte mich etwas müde. Die blaue Dämmerung verhieß einen heiteren Tag.

Es knallte noch immerfort, ringsum, von hüben und drüben. Aber man konnte wagen, trotz mangelnder Deckung nach vorn zu gehen. Ich beſchloß, den Ausbau der Stellung in Angriff zu nehmen. Ich taſtete mich mit Körſtein durch das ſperrige Kieferndickicht gen Süden. Überall wieſen umgeriſſene oder zerſpellte Bäume, abgeſchlagene Äſte, von Geſchoſſen ſiebartig durchlöcherte Stämme die Wirkung der nächtlichen Beſchießung. Zahlreiche „Ausbläſer“ lagen überall herum: die Munition der Ruſſen ſchien nicht viel zu taugen.

Endlich hatten wir den Graben erreicht und ſprangen ſchnell hinein, denn kaum waren wir aus dem bergenden Gebüſch herausgetreten, da pfiffen uns ſchon die Kugeln der wachſamen Auslugpoſten des Feindes um die Ohren.

Phantaſtiſch, auf dieſe Weiſe mein Bataillon kennenzulernen. Die Kerls ſchliefen meiſtens zu Tode ermüdet.

Hier und dort war eine Gruppe beſchäftigt, einen Gefallenen in die Vorderwand des Schützengrabens hinein zu beerdigen. An anderen Stellen weiße, rohe Kreuze mit Bleiſtiftinſchrift im Grabenſand aufgerichtet. Lebende und Tote hauſten brüderlich zuſammen in dieſer zwei Meter tiefen, einen halben Meter breiten Schlucht, die ſich durch den gelben, naſſen Sand des polniſchen Kiefernholzes zog. Nur die Wachtpoſten ſtanden mit übernächtigen Geſichtern an den Schießſcharten, die ſie ſich mit Holzſtücken und Moos ausgepolſtert hatten.

Ich ſpähte zum Feind. Der Graben des Gegners, als gelbe, ſchlecht verkleidete Sanddüne deutlich erkennbar, auf kaum ſechzig Meter Entfernung. Tauchte nicht ein ſpähender Kopf unter graugelbem Mützendeckel auf?

Der erſte Ruſſe! Nach den Belgiern, den Engländern, den Franzoſen, den Farbigen aller Schattierungen hatte ich nun die Moskowiter mir gegenüber. Das Volk Turgenjews, Tolſtois, Gorkijs — auch dies mir aus ſeiner Literatur vertraut und doch fremd und ungreifbar. Der Einfall in Oſtpreußen war mir Sage geblieben. Ich liebe Frankreich, ich liebe Belgien, ich fühle Empörung gegen England — der Ruſſe iſt mir ein weſenloſer Begriff. Da drüben ſteht er, und ich ſoll gegen ihn fechten! Ich kann mir was dabei denken zur Not — aber ich fühle nichts als Verwunderung.

Der erſte wirkliche Schützengraben, den ich betrat! Die formloſen Rinnen, die wir uns auf dem Vormarſch gebuddelt, waren Anfängerverſuche geweſen — im Gefecht entſtanden aus den plumpen Löchern, die jeder Schütze ſich in den Sand gewühlt, wo er gerade lag, als unſer Angriff zum Stehen gekommen. Der feuchte, feſte Sand der polniſchen Tiefebene gibt für den modernen Troglo-

dyten, den Feldſoldaten, einen ausgezeichneten Bauſtoff ab. Das kommt dem Angreifer, der ſchnell im Feuer in die Erde verſchwinden muß, noch mehr zugut als dem Verteidiger, der ſeine Stellungen vorbereiten kann. Ich habe dieſen köſtlichen Sand noch manches Mal ſegnen müſſen.

So ein Angſt- und Notgebilde iſt kein Meiſterwerk der Baukunſt. Dieſer mein erſter Schützengraben wand ſich in aberwitzigen Krümmungen zwiſchen den Wurzeln der Kiefern hindurch. Krumm wie die freigelegten Polypenarme der Waldrieſen, ſo kauerten, lagen meine kampferſchöpften Männer auf der naſſen Sohle, die Uniformen, Fäuſte, Geſichter gelb vom lehmigen Sand. Spreche ich einen der Wachenden an, ſo klingen mir, dem Freund und Kenner der deutſchen Mundarten, die Zungen aller deutſchen, vor allem der nordöſtlichen, altpreußiſchen Gaue entgegen. Neben dem verwitterten Graukopf der blutjunge Erſatzrekrut. Volk, mein Volk! Du biſt es, das die Laſt dieſes Krieges trägt ...

Inmitten meiner Männer ihre Vorkämpfer: die Leutnants. Der Führer meiner Zweiten, ein aktiver Offizier namens Golchert, hielt gerade eine Art Morgenwäſche, ſein abgehagerter Knabenkörper blinkte unterm Seifenſchaum, als er ſich bei mir meldete, ganz Ernſt, Haltung, Strammheit. Eine kurze Ausſprache lehrte mich einen gelaſſenen, ſarkaſtiſchen, klar denkenden jungen Mann kennen: auf den war Verlaß. Im Weiterſtolpern über Wurzelknubben und geſtiefelte Menſchenbeine fand ich die beiden mir unterſtellten Herren von dem fremden Bataillon: zuerſt den ſchwarzlockigen Leutnant Edel, einen friſchen, wortgewandten Reſerveoffizier, und den hochgewachſenen Leutnant Buſch, deſſen graublaue Augen mich groß und offen anſchauten. Seine gewählte

Ausdrucksweiſe, ſeine wohlgeſetzte, gerundete Satzbildung ließ auf den Oberlehrer ſchließen. Alle unbedingt vertraueneinflößend.

Unſere Stellung zog ſich in flachem Bogen durch den Wald, ihr Weſtteil der ruſſiſchen Linie in ſeinem Geſamtverlaufe faſt parallel, doch je nach der Tiefe ihrer Ausbuchtungen bis auf fünfzig, ja ſtellenweiſe bis auf dreißig Meter an ſie herantretend. Nach Oſten wich ſie zurück, bis ſie, aus dem Wald herausbiegend, ſich auf annähernd 250 Meter vom Ruſſengraben entfernte. Hier lichtete ſich der Wald, ließ den Blick auf eine Gebäudegruppe frei, die durch Artilleriefeuer ſtark gelitten hatte: dahinter ragte ein trümmerhaftes Dorf mit einem Kirchturm, der ſchon manchen Granateinſchlag aufwies, auf deſſen Firſt aber das bloße Auge feindliche Beobachter erkennen konnte: Gut und Dorf Satory.

Um zu unſerem Unterſtande zurückzugelangen, mußten Körſtein und ich hier aus dem Graben heraus. Da der Ruſſe nun weiter entfernt war, glaubten wir's wagen zu dürfen und gingen raſchen Schrittes durch den dichteren Kiefernhag gen Weſten. Bald kamen wir an eine Schneiſe, die geradeswegs auf den Feind zuführte.

„Jetzt Vorſicht, Herr Hauptmann," mahnte der Adjutant. „Am Ende der Schneiſe ſitzt ein Anton — der paßt auf!"

„Ein — Anton?!"

Der Soldat im Oſten nenne einen ruſſiſchen Scharfſchützen-Beobachter einen Anton ... Wieder was gelernt.

„Alſo — Sprung — auf, marſch marſch!"

Mit langen Sätzen „nahmen" wir den Einſchnitt.

Peng, tſchirr — ſauſte eine Kugel dicht an unſeren Naſenſpitzen vorbei, peng, tſchirr, eine zweite. „Anton" hatte aufgepaßt — ſogar tadellos vorgehalten hatte er.

Lachend preſchten wir noch einige fünfzig Schritt weiter ...

„So, nun tut er uns nichts mehr.“

Bald waren wir wieder „zu Hauſe“. Unſere erſte Sorgfalt galt dem Ausbau unſeres Daheims. Von der Reſervekompagnie, die hundert Schritt hinter mir in Erdlöchern ſich einrichtete, forderte ich ein halb Dutzend Handwerker an und ließ „bauen“. Ein ganz neues Schauſpiel und ein Vergnügen zu ſehen, wie gewandt und erfahren meine Jungens ihrem neuen Kommandeur die Wohnſtatt bereiteten. Nebenan wurde eine „Telephonzelle“ eingebaut — das Stabsquartier war fertig.

Dabei nahm das ſtehende Gefecht ununterbrochenen Fortgang. Die Kugeln pfiffen uns ohne Unterlaß um die Köpfe. Der Klang ihres Anſchlags wider die Kiefernſtämme bewies, daß die Ruſſen ihre Geſchoſſe irgendwie zugerichtet haben mußten. Ich ließ nachſuchen und hatte bald eine ganze Zigarrenkiſte voll Geſchoſſe zuſammen, die ausgebohrt oder verkehrt herum in die Hülſe geſteckt worden waren, oder auch beides; auch hohle Geſchoſſe und Bleigeſchoſſe ohne Stahlmantel fanden wir.

Im ganzen verlief der Tag recht behaglich. Nach dem geſtrigen Regen erquickender, ſtrahlender Sonnenſchein. Die feindliche Artillerie intereſſierte ſich tagsüber nicht im geringſten für uns arme Sandflöhe, beſchäftigte ſich mit unſeren Artillerieſtellungen. So ging der Graus über uns weg.

Gleichzeitig mit der Fürſorge für den hohen Bataillonsſtab hatte ich Maßregeln zum Ausbau der Stellung angeordnet: die Reſervekompagnie hatte einen Annäherungsgraben auszuheben begonnen, der von der vorderſten Linie an meinem Stabsunterſtand vorüber durch die

Reſerveſtellung bis zum rückwärtigen Waldrande führen ſollte. Dieſe Arbeit, notwendig und unaufſchiebbar, hat Opfer gekoſtet: die Erſte meldete, daß der Ruſſe ganz zuletzt, als der Annäherungsgraben bis faſt an den Kampfgraben herangeführt worden war, die Arbeiten erkannt und die Arbeitsſtelle mit Feuer überſchüttet habe: dabei ſeien zwei Mann gefallen, vier verwundet worden. Ich befahl die Arbeit einzuſtellen und erſt in der zweiten Hälfte der Nacht wieder aufzunehmen. So blieb zwiſchen dem fertigen Laufgraben und der vorderſten Linie ein Erdſtück ſtehen: es hat noch ein weiteres wertvolles Leben gefordert.

Auch vorn im Graben, wo das Schützengefecht ohne Unterlaß weiterwütete, hat es Verluſte gegeben: im ganzen hat der Tag mich neun Tote und ſechs Verwundete gekoſtet.

Daß auch für den Stab die Gefahr durch unſere Bauerei keineswegs beſeitigt war, ſollte ich nach dem Mittageſſen erfahren. Meine Telephonſtrippe war mal wieder durchgeſchoſſen, die Störungsſucher hantierten wenige Schritte von meinem Aſyl entfernt. Ich hörte einen Schrei, ſteckte den Kopf heraus, ſah die Telephoniſten um einen liegenden Kameraden bemüht. Ich ſprang herzu, ein junger Burſche, namens Lange, krümmte ſich an der Erde, ſpie ſchaumiges Blut.

Ich wußte ſeit Spiegels Tode bei Mons, daß man einen Verwundeten mit Bauchſchuß nicht transportieren und ihm weder Speiſe noch Trank geben darf. Ich verband dem armen Buben Ein- und Ausſchuß, ließ ein zwei Meter tiefes Loch graben und ihn hineinſenken. Endlich machte ich ihm klar, daß er da unten ruhig liegen müſſe und nichts zu eſſen und zu trinken bekommen würde, drei Tage, drei Nächte lang.

Er war über meinen Worten ſchon faſt eingeſchlafen vor Mattigkeit.

Ich verpflichtete die Kameraden mit Handſchlag, dem kleinen Lange nicht Speiſe noch Trank zu geben, ſoſehr er betteln würde.

Es war mir etwas unheimlich bei der Kurpfuſcherei. Ich ließ den Stabsarzt aus Slißki kommen. Keine Kleinigkeit: an vier Kilometer hin und zurück durch große Brummer und tückiſche Stechfliegen. Schnell war er da, genehmigte den Notverband und meine Anordnungen und tauchte wieder in die grüne Dämmerung.

Der Nachmittag verlief behaglich. Ich ſaß vor meinem Unterſtand in der Sonne, ſchrieb Briefe und Tagebuchnotizen; Körſtein ſchlief, Burſchen und Ordonnanzen trieben munteren Unfug. Hoch über uns kreuzten ſich die Granaten, dicht über unſeren Köpfen klackten die Ruſſenkugeln in die Kiefernſtämme. Selten burrte einmal ein Schrapnell heran, platzte mit blechernem Ton, ſtreute ſeine Saat von Bleiſtücken und Eiſenbrocken ins Dickicht. Ich war ſehr glücklich.

Gegen Abend ward ich unſanft aus Sinnen und Schreiben geweckt. Schweißtriefend, die Hände blutbefleckt, ſtürzte ein Soldat den Annäherungsgraben entlang:

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!“

„Hier — was iſt los?“

„Herr Hauptmann, der Herr Leutnant Buſch iſt ſchwer verwundet, er ſtirbt, Herr Hauptmann.“

Der Mann erzählte:

Sein Kompagnieführer, deſſen Burſche er ſei, habe mich aufſuchen wollen: der Ruſſe ſcheine Verſtärkung bekommen zu haben. Da der Annäherungsgraben noch nicht

ganz bis zum Kampfgraben durchgeſtochen war, hatte der Leutnant ſich mit einem Turnerſatz über das ſtehengebliebene Erdſtück hinwegſchwingen wollen. Dabei hatte ihn die Kugel gefaßt.

Ich folgte dem ſchluchzenden Burſchen durch die ſchmale Sandſchlucht bis ganz vorn, in trübem Sinnen. Ein trefflicher Mann, ruhig und dienſtfreudig und bei ſeiner Kompagnie beliebt. Und ſo ſchnell ſollte ich ihn verlieren?

Wir fanden den Verwundeten, entſetzlich fahl, auf der Sohle des Grabens, wo er zu Ende ging.

„Herr Buſch, was machen Sie für Geſchichten?“

„Herr Hauptmann, mit mir iſt's aus.“

Wieder ein Bauchſchuß: zum zweitenmal an dieſem Tage mußte ich einen Notverband anlegen. Ein ſchwerer Mann, in dem engen, naſſen Graben, keine Kleinigkeit. Es ſah diesmal anders aus als am Morgen. Der Schuß ſaß höher, ſchien zwiſchen den Rippen durchgegangen zu ſein, die Lunge, wenn nicht gar das Herz geſtreift zu haben. Oberhalb des talergroßen Ausſchußloches ſaß eine fauſtdicke, blutunterlaufene Schwellung. Für mein Laienauge: bös, bös.

„Laufen Sie nach Slißki,“ ſagte ich zu dem Burſchen, „und holen Sie ſofort den Herrn Stabsarzt Doktor Homuth. Wenn Sie an meinem Unterſtand vorbeikommen, ſagen Sie dem Herrn Adjutanten, er ſolle mir Leute mit Spaten ſchicken.“

Ich war allein mit dem Sterbenden.

„Ach, Herr Hauptmann, meine Frau ... meine liebe, ſchöne Frau ... ich werde ſie nicht wiederſehen.“

„Unſinn, Buſch, reden Sie keine Torheiten. Wir werden neben dem Graben ein Loch buddeln, da kommen Sie hinein, bleiben drei, vier Tage ohne Speiſ' und Trank

liegen, und dann laufen Sie auf Ihren eignen Beinen ins Lazarett, ſind in ſpäteſtens einer Woche bei Ihren Lieben.“

„Ach nein, Herr Hauptmann, ich weiß es beſſer. Meine liebe, liebe Frau, wenn ich ſie noch einmal ſehen könnte, nur einen Augenblick lang, um Abſchied zu nehmen.“

Ich mahnte zur Standhaftigkeit, ich tröſtete, ich ſchalt. Umſonſt. Er wiederholte nur immer das eine:

„Meine liebe, liebe Frau ... nur ein einziges Mal ... einen kurzen Augenblick ...“

Ich kniete über ihm, nahm ihn in meine Arme, auf die Ellenbogen geſtützt, wiſchte ihm den Schweiß von der Stirn, ſelber ſchlotternd vor Näſſe und Grauen.

Er erzählte von ſeiner Frau, ſeinen Buben.

„Sie ſollen nicht ſoviel reden, lieber Buſch ...“

„Ach laſſen Herr Hauptmann mich doch ... mir iſt ja nicht mehr zu helfen, und es tut ſo gut.“

Die Dämmerung ſank, das Geſchieße im Graben, drei Schritte von uns entfernt, wurde toller.

„Der Ruſſe hat Verſtärkung bekommen, ſagte Ihr Burſche?“

„Jawohl, Herr Hauptmann, immerzu ... man konnte es ganz deutlich ... deshalb wollte ich ja gerade zu Herrn Hauptmann ... ganz gewiß greifen ſie heute nacht an.“

„Ihre Kerls laſſen ſie nicht durch.“

Viertelſtunde um Viertelſtunde verging. Meine Gefechtsordonnanzen kamen:

„Ihr grabt hier dicht neben dem Graben ein Loch, ſo lang und breit, wie der Herr Leutnant ...“

Die Spaten klirrten, die Schollen flogen.

Der Verwundete ſprach immerzu, immerzu. Sein ganzes Leben ſchien er erzählen zu müſſen. Aber immer

verworrener wurden ſeine Reden, immer häufiger durch Stöhnen, durch Erſtickungsanfälle unterbrochen ... nur das eine Wort kam immer wieder:

„Meine Frau ... meine liebe, liebe Frau ...“

In den brechenden Blauaugen malte ſich ſeine Sehnſucht, ſeine hoffnungsloſe Liebe.

Endlich kam der Stabsarzt, in Schweiß gebadet, ein wenig verdroſſen:

„Mußte das ſein, Herr Hauptmann? Schließlich iſt dem Bataillon doch nicht damit gedient, wenn ich abgeſchoſſen werde ...“

Er unterſuchte; ich hing an ſeinen Mienen und ſah meine Ängſte beſtätigt.

„Sie haben ihm einen Graben ausheben laſſen, ſchön, da wollen wir ihn hineinlegen. Mut, lieber Herr Buſch, es wird ſchon werden. Faßt an, Jungens!“

Nun war der Verwundete abſeits des Grabens gebettet, mit ſeinem Mantel zugedeckt, der Burſche hielt Wacht, wir mußten zum Stabsquartier zurück.

„Gute Nacht, lieber Buſch, morgen früh komme ich mal nach Ihnen ſehen.“

„Leben Sie wohl, Herr Hauptmann — gehorſamſten Dank ... und ... ſchreiben Herr Hauptmann bitte an meine Frau ...“ —

„Den Gang hätten Sie mir aber wirklich ſparen können,“ ſagte Homuth, als wir den Laufgraben entlangſtapften, ich todesmatt, Knie und Ellenbogen vom Grundwaſſer triefend naß, das Herz gelähmt.

„Habe ich mir ſelbſt ſchon geſagt, lieber Stabsarzt. Kommen Sie mit in meinen Unterſtand, da kriegen Sie einen großartigen Schnaps und eine Brüſſeler Zigarre.“

„Die hab' ich verdient.“

„Haben Sie. Hoffnungslos übrigens, wie?“

„Hoffnungslos. Spitze des Herzens gefaßt. Ich gebe ihm keine drei Stunden mehr.“

Der „Asbach Uralt“ besserte die Laune ein wenig auf. Als er sich verabschiedete, war's ziemlich ruhig geworden.

„Gute Heimkehr, lieber Stabsarzt — nicht böse sein!“

Kaum war der Doktor einige Schritte waldwärts gestapft, da brach die Hölle los. Ein wahnwitziges Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Paff, paff, Schrapnells, matt aufleuchtend in der Dämmerung — ramms, ramms — Granaten ... volles Schlachtorchester.

Mit drei Sätzen war der Stabsarzt wieder neben mir im Unterstand.

„Ja, lieber Doktor, nun heißt's: mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.“

„Verdammte Bescherung!“

„Alles fertig machen! Körstein — Reservekompagnie und Radfahrerzug alarmieren! Seitengewehr aufpflanzen lassen!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Der Wald flammte — krachend prasselten Zweige, ganze Äste von den Bäumen, der kleine Lange war in seinem Loch erwacht, schrie entsetzt um Hilfe.

„Kommen Sie, Stabsarzt, wollen schnell die Kognakpulle leertrinken — die gönn' ich dem Panje nicht.“

Der Doktor dankte, der Schnapsdurst war ihm vergangen.

Vom Schützengraben her das Krachen von Handgranaten. Das konnten nur russische sein — wir selber hatten keine. Gespenstisch zuckten die weißen Scheine der Leuchtraketen auf, erhellten für halbe Minuten den ganzen Wald mit grellstem Weiß. Dazwischen die Strahlengarben der

Schrapnells, die düsterroten Vulkanausbrüche der Granaten. Und unser Unterstand — ein Kartenhaus.

„Wenn sie diesmal nicht kommen, dann kommen sie überhaupt nicht," meinte der Adjutant.

Wie lange mag das gedauert haben? Ich ahne es nicht.

„Regiment für Herrn Adjutanten!" schrie der Telephonist aus seinem Loch. Körstein schlüpfte hinüber.

„Ob Herr Hauptmann die Stellung halten können?"

„Wenn sie uns hier nicht totschlagen bis auf den letzten Mann — dann ja."

Wie stramm das herausgekommen war! Aber meine Zähne schlugen zusammen, die Hände umkrampften den Pistolenkolben, den Griff des Seitengewehrs.

Jetzt — jetzt — —

Nein — keine Veränderung — kein Nachlassen des Feuers, kein Geschrei, kein Urra ...

Viertelstunde um Viertelstunde verrannen ...

Langsam ebbte das Feuer ab.

„Scheint, Doktor, diesmal wird's noch nichts mit dem Heldentod ..."

„Herr Hauptmann — wenn Sie jetzt noch einen Schnaps hätten ..."

„Ätsch, Doktor, nee — nu hab' ich die Pulle allein ausgetrunken ... aber Körstein hat gewiß noch 'ne neue ..."

Zehn Minuten später konnte der Stabsarzt den Heimweg antreten — Panje hatte sich beruhigt. Ich hatte keinen trocknen Faden am Leib.

Ich schlief, umgeschnallt, zwei, drei Stunden wie ein Toter.

Um Mitternacht fuhr ich aus wirren Träumen empor. Aufs neue tobte die Hölle.

Und aufs neue ebbte, nach einer halben Stunde fieber-

haſter Spannung, das Gebrodel ab, wandelte ſich in tiefes Waldesſchweigen.

Die Sterne funkelten kühl und fern, die Kiefernkronen rauſchten.

Noch einmal das gleiche Spiel — zwei Uhr.

Noch einmal um halb vier, dieweil ſchon falbe Vorhelle durch die Zweige dünſtete.

Mit einem Ruck riß das tolle Getös ab —

Jetzt kommen ſie —

Jetzt mußten ſie kommen.

Nichts.

Sie ſind nicht gekommen.

Ich war völlig getroſt. Nun kamen ſie überhaupt nicht.

Bald ſchlief ich traumlos tief. Als ich gegen ſechs, bei hellem Sonnenſchein, erwachte, trugen drei, vier Soldaten die Leiche eines Offiziers an meinem Unterſtand vorüber. Einer von ihnen weinte hellauf. Das lichtblonde Haar des Toten leuchtete im Morgenſchein.

Und dann habe ich an ſeine Frau geſchrieben — an ſeine junge, ſchöne, ferne Witwe.

Besonnte Rast

Phot. Reichsarchiv

Sturmangriff durch den Wald

Phot. Reichsarchiv

13.

Die beiden folgenden Tage ist das so weitergegangen: Freitag, den 30., und Samstag, den 31. Juli. Just ein Jahr seit den Fiebertagen in Stuttgart ...

Die Schlacht ging ihren Gang: wir vernahmen ihr Toben ringsum — uns brachte sie keine Veränderung. Das Infanteriegefecht von Graben zu Graben nahm seinen Fortgang. Es kostete mich täglich ein paar Tote und ein paar Verwundete ... Manchmal beschoß unsere Artillerie die feindlichen Gräben. Sofort bekamen wir Vergeltungsfeuer. Dann machten wir uns klein und häßlich in unseren Gräben und sogenannten Unterständen, die kaum als Regendächer angesprochen werden konnten.

Außerhalb dieser Beschießungszeiten war's ganz gemütlich in meinem Kral, den ich immer ausgiebiger ausbauen ließ. Sein Dach zierte nun ein Dutzend nicht geplatzter Schrapnellhülsen, die ich in der unmittelbaren Nähe meiner Behausung hatte sammeln lassen. „Bataillonsstabsquartier zum harmlosen Ausbläser" hatten wir unseren Sandpalast getauft.

Eines Morgens fing der Russe an, ganz frech in mein Idyll hineinzuschießen. „Baumaffen". Das nahm ich übel und ließ mit den Maschinengewehren die Baumkronen über den Feindesgräben abspritzen. Half postwendend, hatte aber einen wütenden Feuerkoller der Russen zur Folge.

Jeden Morgen gegen ſechs machte ich mit dem Adjutanten einen Rundgang durch die Stellung. Jedesmal nahmen wir die Schneiſe mit „Sprung auf, marſch marſch!“ Auf dieſen Augenblick freuten wir uns ſeit dem Erwachen, waren jedesmal geſpannt, ob Anton aufpaſſen würde — und jedesmal hat er aufgepaßt.

Peng — huitt — peng, huitt ...

Dann lachten und ſprangen wir wie die Schulbuben.

Es kam auch Beſuch genug. Meine Kompagnieführer zu Meldungen und Beſprechungen; der Stabsarzt hatte ſich beſänftigt und kam heraus, um unſere Latrinenanlagen zu beſichtigen und Desinfektion anzuordnen. Mein Nachbar zur Rechten, ein achtundfünfzigjähriger Major Graf Brandenburg. Der iſt ſeit Mitte März in kein Bett gekommen!

Am Mittag des 31. habe ich meinen kleinen Telephoniſten Lange aus ſeinem Loch erlöſt. Er war ausgehungert, aber kreuzvergnügt. Seine Schußlöcher waren verheilt, die durchſchoſſenen Gedärme anſcheinend auch, er iſt tatſächlich, von zwei Kameraden geſtützt, auf eigenen Beinen zum Truppenverbandplatz nach Slißki gegangen und dort in tadelloſer Verfaſſung angekommen. Auf dies gerettete Leben bin ich heute noch ſtolz. Hätte ich ihn zurückſchaffen laſſen, war er verloren. Kleiner Lange, wenn dir dieſe Zeilen mal zu Geſicht kommen, ſchreib mir 'ne Feldpoſtkarte!

An dieſem Tage erhielt ich vom Regiment den Auftrag, das beifolgende Eiſerne Kreuz dem Leutnant Moebius auszuhändigen, einem dreiundzwanzigjährigen Reſerveoffizier, der, noch nicht ein Jahr lang Soldat, als Führer der erſten Kompagnie vor kurzem den Oberleutnant Döhring abgelöſt hatte. Er war Kaufmann ſeines Zeichens und hatte ſich bei ſeinem letzten Urlaub verlobt. Ich ließ ihn in meinen Unterſtand kommen und übergab

ihm das Kreuz mit einer kurzen Ansprache, während ringsum die Kanonen brummten, die Granaten hoch über uns durch die Lüfte gurgelten. Er war bewegt; ich auch. Ich gewann den straffen, begeisterungsfähigen Menschen lieb, wie er so glühend und sprühend vor mir stand. Ich sollte bald noch in engere Berührung mit ihm kommen, obwohl wenige Tage darauf ein älterer Offizier die erste Kompagnie übernahm und Moebius zum zweiten Bataillon versetzt wurde, wieder als einfacher Zugführer.

Kurz darauf telephonierte Ersatzregiment 6, dem ich unterstellt war: Mackensen habe Lublin und die große Bahn, viele tausend Gefangene, Feind in fluchtartigem Rückzuge! Auch erfuhren wir nach und nach, daß wir einen Teil der Belagerungsarmee bildeten, die von Norden, Westen und Süden Warschau umschloß und sich immer enger zusammenzog. Uns gegenüber sei der Widerstand am stärksten, weil der Russe uns hindern wolle, den Bug zu überschreiten, der sich südlich von uns, gegenüber dem stark befestigten, aber von uns bereits scharf bedrohten Serotzk, in den Narew ergoß. Wenn uns das gelänge, würden wir die große Bahn Warschau-Petersburg in die Hand bekommen — dann würde es dem Russen unmöglich sein, seine schwere Artillerie noch herauszuziehen.

Aber selbst diese verlockende Hoffnung schien unsere Führung nicht zu veranlassen, uns zum Angriff auf den offenbar noch zu zähem Widerstand entschlossenen Gegner vorzutreiben. Ich bekam hier zum ersten Male den Eindruck, der sich während der ganzen Offensive bestätigt und verstärkt hat:

Beim Vormarsch 1914 rücksichtsloser Vorwärtsdrang, der kein noch so riesiges Opfer scheute und uns in nervösem, tollbreistem Draufgängertum in den Feind warf. Hier im Osten eine gelassene Ruhe, die es verstand, Entscheidungen

heranreifen zu laſſen, allzu große Opfer vermied ... Wir ahnten ſchon damals, daß dieſer neue Geiſt, der unſerer geſchichtlichen Überlieferung, dem Geiſt unſerer Friedensausbildung zuwiderzulaufen ſchien — der Geiſt eines Kopfes ſei. Wir konnten nicht ahnen, daß dieſer Kopf dermaleinſt die Führung des ganzen Krieges übernehmen werde ...

Ich war nun vier Tage vorn, vier Tage und drei Nächte, in denen das Gefecht mit all ſeinen Spannungen, Erregungen, Verantwortungen nicht abriß.

Man war doch ein wenig aus der Übung, ſpürte Knochen und Nerven. Daß ich vor zehn Tagen noch in Antwerpen Iphigenie probiert hatte, vor genau einer Woche mit Frau und Tochter im Berliner Tiergarten ſpazierengefahren war — ein Fabeltraum.

Am 30. abends ſieben Uhr traf die Meldung ein, wir ſollten nach Einbruch der Dunkelheit abgelöſt werden und eine Reſerveſtellung beziehen. Für meine Leute freute mich's vollends. Sie ſtanden ſeit Pultuſk ununterbrochen im Kampf, ſchon vierzehn Tage lang.

Aber — nach Einbruch der Dunkelheit? Nein, das ging nicht. Das war ja gerade die Zeit, wo der Ruſſe allabendlich ſeinen Feuerkoller kriegte. In der Morgendämmerung mußte man ablöſen, wenn Panje ſchnarchte.

Solches hatte ich kaum mit Körſtein beſprochen, da kam ſchon der Führer des Ablöſungsbataillons, Hauptmann Eckert vom Regiment 142. Einer jener Bataillonskommandeure, die das Ideal für dieſe Dienſtſtellung im Kriege bedeuten. Ein aktiver Hauptmann von höchſtens 35 Jahren, ſtraff, zuſammengeriſſen, reif genug, um unbedingte Autorität zu ſein für die Mannſchaft wie für ſein Offizierkorps, doch im Vollbeſitz der Jugendkraft. Mit ihm ſein Stab und ſeine Kompagnieführer.

UNIV. OF CALIFORNIA

Schnell hatten wir verabredet, die Ablöſung bis zur Frühdämmerung zu verſchieben. Ich ſchritt mit meinem Nachfolger die ganze Stellung ab, ließ meine Herren kommen, alles wurde aufs beſte vereinbart.

Nach Einbruch der Dunkelheit ſetzte auch richtig das ruſſiſche Feuer auf der ganzen Linie mit toller Heftigkeit ein. Mitten in das Getobe kam telephoniſcher Befehl vom Erſatzregiment 6: die Ablöſung müſſe unter allen Umſtänden ſofort ſtattfinden, mein Bataillon zu einem gewiſſen Wegekreuz im Walde marſchieren und dort weiteren Befehl abwarten!

Nein — das ging nicht. Schon hing ich an der Strippe.

„Bitte wollen Sie einen Augenblick aufpaſſen? Ich nehme an, Sie können durchs Telephon hören, wie's hier vorn zugeht ...“

„Herr Hauptmann haben recht,“ ließ der Brigadeadjutant ſich vernehmen. „Ich höre das Infanteriefeuer und die Einſchläge ganz deutlich. Ich werde mit Herrn General ſprechen.“

Bald war alles eingerenkt, ich kroch auf allen vieren aus dem Telephonloch in meinen Unterſtand zurück, ſehr zufrieden.

Da kam einer meiner Kompagnieführer verzweifelt durch den Verbindungsgraben gelaufen: die Ablöſung ſei da, ſtehe bereits zwiſchen meinen Leuten im Schützengraben — dabei ſchieße der Ruſſe, der offenbar etwas gemerkt habe, wie verrückt!!

Ich hielt kurze Rückſprache mit den Herren und entſchloß mich, ſtatt des verabredeten wohlgeordneten Ablaufs das ganze Bataillon durch den Graben nach links herauszuziehen, da wo wir am weiteſten vom Feind entfernt waren. Ganz ſchön gedacht, aber wie das jetzt ausführen?! Im tollſten Feuer?!

Digitized by Google

Ich haſtete mit meinem Stabe nach vorn. Wie ſah's da aus!!

Der ſchmale Graben bis zum Berſten mit Soldaten vollgeſtopft, alles mit vollem Gepäck. Dazwiſchen die ratlos fluchenden und wetternden Führer — alles ſchrie einander an wie toll ... Dazu ein Feuer, daß man nicht das eigene Wort verſtand. Hätte der Ruſſe angegriffen in dieſem Augenblick — na —!!

Keine Möglichkeit, vom Fleck zu kommen — man ſtak zwiſchen Torniſtern, Menſchen, Gewehren wie geklemmt.

Was half's? Es galt das Letzte hergeben.

Körſtein hatte eine rettende Idee: die Kompagnien, dem feindlichen Feuer zum Trotz, einzeln nach hinten aus dem Graben herausziehen und eng zuſammengepfercht bis zum Morgengrauen in der Reſerveſtellung unterſtopfen.

Das haben wir mit übermenſchlicher Anſpannung ins Werk geſetzt.

Über mich kam jene rettende Wurſtigkeit, in der einem alles gleich iſt — Gegenwart, Zukunft, Leib und Leben.

„Dritte Kompagnie E 34 — kehrt marſch! Aus dem Graben heraus! Marſchrichtung Bataillonsgefechtsſtand!"

Wie es gelungen iſt — Gott mag's wiſſen. Es iſt gelungen.

Von Kugeln umpfiffen riſſen wir Kompagnie um Kompagnie aus dem Graben heraus, wieſen den Leuten die Richtung, befahlen den Führern, ihre Scharen beim Stabsunterſtand zu ſammeln und möglichſt geſchloſſen in die Reſervegräben zu ſtopfen. Ich rechnete mit ungeheuerlichen Verluſten. Das Feuer, das auf der ganzen Stellung lag, übertraf alles, was ich bis zur Stunde erlebt.

Ein ganzes Geſchwader von Cherubim ſcheint uns beſchirmt zu haben. Als ich gegen zwei Uhr, wie aus dem

Waſſer gezogen, an allen Gliedern bebend den Vorraum meines Unterſtandes betrat, lagen bereits von allen Kompagnien die Meldungen vor, daß ſie ohne einen Mann Verluſt in den Reſervegräben verſammelt ſeien!!

Froſtſchauernd dämmerte ich bis vier Uhr auf der nackten Erde hin.

Als ich erwachte, war Schweigen im Walde. Tiefe, feierliche Vormorgenſtille. Ich gab Befehl zum Aufbruch, alles klappte. Geſchloſſen marſchierte das Bataillon bis zum Wegekreuz. Dort erreichte uns der Befehl, die beiden Kompagnien von E 34 hätten zu ihrem Truppenteil zurückzukehren, ich ſelber I/341 zu übernehmen.

Die beiden Kompagnieführer meldeten ſich bei mir ab: Leutnant Edel, einer von jenen Iſraeliten, denen man im Kriege nicht ſelten begegnet — in denen das Reckenblut der Makkabäer erwacht iſt aus jahrtauſendlangem Schlaf — und der junge Nachfolger des armen Buſch. Sie zogen dahin mit ihren Mannen, die durch vier heiße Kampftage meinem Befehl unterſtanden hatten. Weidmannsheil, Kameraden!

Meine eigenen zwei Kompagnien führte ich, jetzt wieder hoch zu Roß, durch den ſonnendurchgoldeten Kiefernforſt bis zur großen Wieſe am Prut. Hier fand ich meine „Reſerveſtellung", ein Gewirr von Maulwurfslöchern aus den erſten Schlachttagen — fand für mich einen leidlich ausgebauten Unterſtand, fiel in einen tiefen, erquicklichen Schlaf.

Im Entſchlummern umgaukelte mich das alte, liebe rheiniſche Leichtſinnslied:

„Et hätt noch ömmer, ömmer, ömmer jot jejange,
jot jejange, jot jejange ..."

14.

Waldſtille, löſende Raſt, Entſpannung ...

Nur der Soldat weiß, was dieſe Worte bedeuten. Nur der Soldat weiß, wie ſchön das Leben iſt.

Ein Kiefernforſt, faſt unberührt von Menſchenhand — bis vor wenig Tagen. Da freilich hat ihn die Schlacht durchraſt. Kurz war der Graus, die heilige Schönheit des Geſamtbildes iſt unberührt geblieben. Nur hier und dort ...

Hier iſt eine Granate ſchwerſten Kalibers hochgegangen inmitten einer Gruppe prachtvoller Kiefernſtämme, hat ſie wie eine Schachtel Streichhölzer durcheinandergeſchmiſſen und zerknickt. Dort ſitzt ein Blindgänger in einem Schaft, wie von einem Rieſenhammer eingekeilt. Dort hat die Granate einen Baumrieſen durchſchlagen wie ein Kartenblatt: ſauber ausgeſtanzt durchquert der kreisrunde Schußkanal den Stamm. Hier die Kiefernſtämme ſiebartig durchlöchert von Gewehrſchüſſen.

Der Boden an vielen Stellen trichterförmig aufgewühlt: hier hat, wie der Soldat im Oſten ſo treffend ſagt, die ſchwarze Sau gelegen ... Dazwiſchen ziehen ſich in zickzackförmigen oder geſchlängelten Linien die Schützenlöcher. Zerſchoſſene Gewehre, roſtige Konſervenbüchſen, leere Patronenhülſen, gefüllte Patronenrahmen, vom Fuß geſchnittene Stiefel, blutbekruſtete Lappen und Uni-

formſetzen. Ab und an ein friſchaufgeworfener Sandhügel mit einem, zwei, drei ſchlichten Lattenkreuzen. Hier gar ein moosbelegter Aufwurf von zwei Meter Breite und zwölf Meter Länge: ein Maſſengrab.

Verſtreute Spritzer nur auf dem Sommerfriedensbilde, das eine unendlich gütige Sonne durchgoldet. Sie beſcheint die weitertoſende Schlacht — ſie durchrieſelt unſer Friedensidyll inmitten.

Hoch über uns ſchlurfen die ſchweren Granaten, die des Feindes zäh verteidigten Nordwall vor Warſchau ſturmreif machen ſollen, mit ihnen ſich kreuzend die Gegenwehr der Verteidiger. Vom Infanteriekampf, der unabläſſig weiterknattert, vorn, wo wir noch geſtern waren, ſchwirren Ausreißer über unſere Raſt. Als burrte ein ſonnentrunkener Käfer, ſchwirrte eine glasflügelige Libelle dir am Ohre vorbei. Sei froh, daß ſie vorbeiſchwirren, die munteren Brummerchen — ihr Stich iſt tödlich.

Ich laſſ' heute raſten, nur raſten, die zwei Kompagnien, die mir geblieben. Auch ich ſelber gönne mir Raſt. Es iſt ein Sonntag: der 1. Auguſt, der Jahrestag des Kriegsausbruchs. Damals träumten wir von einem Vierteljahr ...

Doch nicht lange, ſo kommt Beſuch. Der General. Er beglückwünſcht uns zum guten Verlauf des Stellungskampfes. Wenn der Ruſſe es gar nicht mehr gewagt hat, aus ſeinen Gräben heraus zum Angriff zu ſchreiten, ſo iſt das der Wachſamkeit der Musketiere, ihrem glänzenden Schießen zuzuſchreiben. Ich bekomme ein beſonderes Lob, daß ich gegen den Ablöſungsbefehl der Brigade, der ich unterſtellt war, Verwahrung eingelegt. Dann kommt der Hauptmann der Landwehr Panther, gleich mir aus dem Generalgouvernement in Belgien in die ruſſiſche Offen-

ſive hineingeſchleudert. Das Eiſerne Kreuz, das er trägt, hat er an der Spitze eines Landſturmbataillons im Etappenwachdienſt erworben. Aber der Mannheimer Rechtsanwalt hat Soldatenblut in ſich: die Erſte Klaſſe möchte er ſich aus dem Feuer holen. Dem Hauptmann Fleſſing iſt nun doch widerfahren, was er von meinem Erſcheinen befürchtet hatte: er iſt aus der Führung unſeres dritten Bataillons durch Herrn Panther verdrängt worden.

Anderen Tags ſitze ich ſchon in früher Morgenſtunde zu Pferd und trabe mit Körſtein über die taufunkelnde Prutwieſe, bis hinüber zum Lager meiner dritten und vierten Kompagnie, die ich nun erſt kennenlernen ſoll. Ich finde ſie gleich behaglich in einem Eichengeſtrüpp verſtreut. Ich begrüße die Kompagniechefs: den roſigen ſchmucken Leutnant Kaleſky, einen Poſtſekretär ſeines bürgerlichen Zeichens, den landsknechtshaft verwilderten Leutnant Paulukat, der vordem ein Lehrer des Volkes war. Brave Männer, vielerprobte Feldſoldaten.

Heimgekehrt kann ich feſtſtellen, daß meine zwei Kompagnien inzwiſchen, meinem Befehl gemäß, in unſerem Waldlager Großreinemachen abgehalten und ihre Fuchslöcher zu ſauberen, behaglichen Erdwohnungen ausgebaut haben. Auch mein „Heim“ iſt recht gemütlich geworden, für die „Telephonzentrale“ iſt nebenan eine beſondere Unterkunft ausgehoben.

Am Nachmittage reiten wir wieder nach vorn, um dem Stab des Nachbarbataillons zur Rechten, unſerer Jäger, einen Beſuch abzuſtatten. Wir finden den Hauptmann Grüdtner, einen jungen, ſchmucken aktiven Offizier, der im polniſchen Wald in vorderſter Stellung wie aus dem Ei gepellt herumſpaziert. Er führt uns durch die Gräben; die ziehen ſich durch einen halbverfallenen, melancholiſch

verwachſenen, von Granaten zerwühlten Kirchhof. Inmitten der verroſteten Eiſenkreuze, der übermooſten Grabſteine der Landeskinder Lattenkreuz an Lattenkreuz: allmorgendlich wachſen ein paar neue aus der Erde ...

Hier erreichte den Kommandeur ein Befehl: Satory werde von vier bis halb ſechs gänzlich zuſammengeſchoſſen. Starke Splitterwirkung zu erwarten, darum in den nahegelegenen eigenen Gräben ſorgfältig Deckung nehmen!

Hinter einem Hange, der uns Deckung bot, nahmen wir in tiefſtem Behagen unſeren Nachmittagstrunk. Außer einem köſtlichen Beutetee gab's allerhand gute Sachen, Gebäck, Sardinen, Schnäpſe, wundervolle Zigaretten. Wir plauderten in luſtiger Manöverſtimmung. Zweihundert Meter von uns entfernt ſauſten Schlag auf Schlag unſere Eiſenklötze in das Jammerdorf, daß Wolken roten Ziegelſtaubs in die Lüfte ſtoben.

So vergingen auch noch die nächſten zwei Tage: in Sonne und Ruhe, in friedlichem Hindämmern.

Das Regiment hatte einen neuen Kommandeur bekommen: Oberſtleutnant Struben. Er beſuchte das Bataillon und nahm meine Meldung entgegen. Ein nicht mehr junger Herr, vor dem Kriege ſchon längere Zeit Bezirkskommandeur geweſen.

Am Mittwoch, am Vierten, in der Frühe kam die kaiſerliche Botſchaft zum Beginn des zweiten Kriegsjahres. Sehr ſchön und ſchwungvoll. Ich hielt mit den beiden Kompagnien Appell im Ordonnanzanzug ab, verlas die Botſchaft, redete einiges in meiner Sprache. Dann machte ich mit Körſtein einen langen Ritt durch die herrlichen Wälder in unſerem Rücken. In ihrem Schoße ruhten einſam weltverlorene Höfe, in denen grellbunt gekleidete Bäuerinnen hantierten und niedliche halbnackte Kinder

ſpielten, bargen ſich kunſtvoll gezimmerte Lager unſerer Batterien und Kolonnen. Das Ziel bildete der Flecken Gladtſchin-Schljachetzki. In dem prunkvollen Herrenhauſe lag der Stab unſerer Schweſterdiviſion Menges. Die Wirtſchaftsgebäude des Vordergrundes waren abgebrannt, eine wüſte Trümmerſtätte. Wir wandten die Pferde, trabten gemächlich heimwärts. Bisweilen ſchnurrte etwas an unſeren Köpfen vorüber — ein Käfer? eine Libelle?!

Zum Abendeſſen hatte ich meine Kompagnieführer und unſeren Stabsarzt auf ein Fäßchen Bier und ein Gericht köſtlicher Spiegelkarpfen eingeladen. Beides hatte Leutnant Jannermann herbeigeſchafft, mein ausgezeichneter Verpflegungsoffizier. Wir verzehrten unſere Mahlzeit in einer offenen Veranda, die meine Handwerksleute uns gezimmert hatten. Nur eine Stimme: ſo halten wir's vier Wochen aus!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es kam anders.

Am Fünften waren wir gerade zum Morgenritt aufgeſeſſen, da kam telephoniſche Nachricht:

Warſchau gefallen!

Der Adjutant rief mir's aus der Telephonzelle zu, blitzartig lief die Kunde von Mann zu Mann, von Erdhöhle zu Erdhöhle. Hundert, zweihundert, dreihundert Köpfe tauchten auf, bald hatten ſich die Kompagnien vollzählig ums Stabsquartier verſammelt — Mann an Mann gedrängt.

Ein Gemurmel ging von Lippe zu Lippe, ſchwoll an, es klang wie ein einziger Schrei der Enttäuſchung:

Warſchau gefallen — ohne uns?! So 'ne Gemeinheit!

Dann nahm doch der Siegesjubel überhand: endloſe Hurras ſtiegen in die Lüfte, die Mützen wurden geſchwenkt, nun ſtimmte auch unſere Artillerie in das Triumphgeſchrei ein, legte zur Feier unſeres Erfolges ein mörderiſches Feuer auf die Feindesſtellungen — ein Toſen und Dröhnen, als trennte uns nun nur noch eine Nacht von der Heimkehr ins Vaterland ...

Und war doch nur der Auftakt zu neuen bitteren Kämpfen.

Schon nach wenigen Minuten rief der Regimentskommandeur an, beſtätigte die Siegeskunde, teilte mit, das bedeute für uns den Aufbruch. Um drei Uhr haben ſich die Bataillonsſtäbe im Regimentsſtabsquartier bei „Zu Tzſchienza" zu melden, marſchbereit; Bataillone ebendahin in Marſch zu ſetzen ...

Abſchied von unſerem lieben Wald ... Es geht wieder los.

15.

Von Warſchau zieht ſich die große ſtrategiſche Hauptbahnlinie, welche die Hauptſtadt Polens mit dem fernen St. Petersburg verbindet, in faſt genau nordöſtlicher Richtung. Ihr iſt im Norden der Unterlauf des Bug vorgelagert, im Anfang faſt parallel, ſpäter in leiſer Krümmung, ſo daß die Bahn das Tal kreuzt und überſchreitet. Wenn nun auch nach dem Fall der Feſtung die Bahnſtrecke ihre Bedeutung allmählich verlieren mußte, ſo war der Rückzug der Ruſſen gen Nordoſten doch offenbar noch im Gange, jedenfalls hatte der Feind das lebhafteſte Intereſſe daran, die Buglinie ſo lange wie möglich zu halten. Hier war offenbar ſchärfſter Widerſtand zu erwarten. So nahmen wir an, daß unſere Führung ihr Ziel, ſo bald wie möglich die Bahnlinie zu erreichen, da zu verwirklichen beſtrebt ſein werde, wo es ohne Erzwingung des Flußüberganges möglich ſein würde, nämlich bei oder jenſeit von dem Punkt, wo die Bahnlinie ſelber den Bug überſchreitet: alſo in der Gegend von Malkin, in ſcharf öſtlicher Richtung. Dieſen Erwägungen aus der Perſpektive des „gemeinen Truppenſchweins“ entſprachen genau die Befehle, die uns zuteil wurden. Es ſchien auf Gewinnung der großen Straße abgeſehen, welche dicht hinter der derzeitigen Stellung von Pultuſk aus zunächſt, die beiderſeitigen Linien kreuzend, bei Pnjewo das Prut-

wäſſerchen überſchreitet, dann bei Wyſzkow bis an den Bug herantritt und hier mit der großen Straße zuſammentrifft, die von Nowo-Georgiewſk herkommend ſich parallel der Bahnlinie über Oſtrow gen Nordoſten zieht. Gelang es uns hier, die ruſſiſche Stellung zu durchbrechen, ſo mochte es möglich ſein, die ruſſiſche Armee, ſoweit ſie noch ſüdlich des Bug ſtand, von der Hauptrückzugslinie auf Petersburg abzudrängen.

So etwa verſtanden wir den Befehl, der uns aufgab, zunächſt in öſtlicher Richtung hinter unſerer Front entlang bis gegenüber Pnjewo zu marſchieren, die dort im Stellungskampfe befindlichen Landwehrtruppen abzulöſen und Pnjewo zu ſtürmen.

Ein munterer Ritt führte uns hinter unſerer Stellung entlang über weltentlegenes Höhengelände bis zu einem Punkte, wo wir in Sicht des Feindes kamen. Hier mußten wir abſitzen und zu Fuß unſere zukünftige Stellung gewinnen, um ſie auf die Kompagnien zu verteilen. Die Ausgangsſtellung zu unſerem bevorſtehenden Sturm auf Pnjewo. Mein Abſchnitt lag genau dem Dorfe gegenüber, zwiſchen der großen Straße Pultuſk—Wyſzkow und der über Gladtſchin nördlich abzweigenden Parallelſtraße.

In ſtrömendem Regen durchſchritt ich mit meinen Kompagnieführern die recht gut ausgebauten Gräben, ließ mir von den Führern der abzulöſenden Truppen über die Lage Vortrag halten.

Bis auf die Haut durchnäßt kam ich beim Regimentsſtab an, der zwei Kilometer hinter unſerer neuen Linie in Topolnitza Budy ſein Stabsquartier aufgeſchlagen hatte. Der Kommandeur aßte mich mit Wein und Butterbrot. Bald kam auch meine Bagage: ich bekam trockene Sachen auf den Leib und konnte, bis das Bataillon an-

kommen würde, in Muße auf die Suche nach einer standesgemäßen Unterkunft für meinen Stab gehen.

Ich verschmähte die ehemals bewohnten Bauernhöhlen des menschenleeren Dorfes und wählte einen unvollendeten Neubau. Er hatte weder Türen noch Fenster und statt Fußboden nur Bauschutt — dafür war er läusefrei. Bald waren meine Gefechtsordonnanzen zur Stelle und schufen „Ordnung", „Sauberkeit" und „Gemütlichkeit".

Heute wurde mir meine Vierte als Regimentsreserve abgeknöpft. Meine Dritte baute ich als Bataillonsreserve in angefangenen Unterständen zwischen Dorfrand und Stellung auf. Die Erste und Zweite, die in den Graben kamen, führte ich zu Pferde nach Anbruch der Dämmerung zum Ansatzpunkt des Annäherungsgrabens und ließ sie dort einlaufen. Der Feind schien was gemerkt zu haben; schoß ein bißchen zu uns herüber, und mit schneidendem Schrillen pfiffen die Kugeln über unsere Helmspitzen; es ging alles gut, bald konnte ich in meinen Schlafsack kriechen, der über einem Polster von Kiefernzweigen auf meinem „Parkett" aus Bauschotter lag.

Eine Nacht und ein Tag vergingen in Ruhe, die nur selten durch einige Schrapnells gestört wurde. Zur Vorbereitung des Sturmes beschoß unsere Artillerie die russischen Stellungen — besonders Pnjewo, das dicht vor unserer Front ausbrannte.

Samstag, den 7. August, kam die Meldung: der Russe baue auf der ganzen Front langsam ab! Verfolgung ungesäumt einzuleiten. Pnjewo, das stellten meine Patrouillen fest, blieb stark besetzt und mußte im Sturm genommen werden. Ich war in einer gewissen festlichen Aufregung: der erste Sturmangriff, den ich als Bataillonsführer zu leiten hatte!

So erlebte ich zum erſten Male das großartige Schauſpiel des Zuſammenwirkens von Artillerie und Infanterie, wie dieſer Krieg es ausgebildet.

Alles war vorbereitet und mit der Schweſterwaffe vereinbart. Um halb zehn Uhr früh ging ich mit Stab und Artilleriebeobachter in die vorderſte Linie, hinter mir lief die Reſervekompagnie in den Annäherungsgraben ein, um ſofort nach Beginn des Angriffs der beiden vorderen Kompagnien die Stellung zu beſetzen.

Punkt zehn begann das Wirkungsſchießen. Über uns hinweg ſauſten die Granaten unſerer Mörſer. Ganz nach meinen Wünſchen lenkte der Beobachter das Feuer auf jene Punkte, die ich bezeichnete, Schlag auf Schlag krachten drüben die Exploſionen, ſtiegen die koloſſalen ſchwarzen Qualmtürme in die Lüfte, von roten Feuerſtrahlen durchſprüht, während ein falber Dunſt von Rauch und Ziegelſtaub das unglückſelige Dorf überlagerte und die ruſſiſchen Gräben und Drahtverhaue, die es durchzogen. Meine Spannung ſtieg, als um Punkt elf der Infanterieangriff begann.

Zunächſt ſtiegen die Patrouillen aus den Gräben, die das Drahthindernis vor unſerer Front zu durchſchneiden hatten. Sie wurden, während ſie auf dem Bauche rutſchend mit ihren Drahtſcheren arbeiteten, das erſte Ziel der feindlichen Gegenwehr. Zehn Minuten ſpäter rann der Befehl durch den Graben:

„Seitengewehr pflanzt auf!“

— ſilbergleißend, blutgierig funkelnd zuckte der blanke Stahl an den Mündungen der Gewehre auf. Ein letzter raſender Granatenſturm praſſelte auf die feindlichen Gräben, und dann —

„Marſch!“

Die erſte Reihe meiner Stürmer erklomm den Grabenrand, flutete, Mann von Mann durch zwei Schritt Zwiſchenraum getrennt, in die breite Niederung, überſprang den Lauf des Wäſſerchens im Grunde, ſtieg den jenſeitigen Hang hinan, dem Feuer zum Trotz, das aus den feindlichen Gräben ihr entgegenſchlug ...

Das Glas am Auge, in fieberhafter Spannung verfolgten wir ihr Vordringen ... Verluſte mäßig, die Kraft des Verteidigers ſchien gebrochen.

Schon folgte die zweite Welle, neben meinem Gefechtsſtand ſtrudelte die Reſervekompagnie in die geleerten Gräben. Inzwiſchen hatten meine Stürmer das Drahthindernis erreicht, überſprangen, überkletterten, durchſchnitten es — der Ruſſe hielt nicht länger — Dutzende braungrauer Geſellen in Tellermützen krabbelten aus den Feindesgräben, haſteten den brennenden Dorftrümmern zu, verfolgt vom Jubel und von den Schüſſen der Angreifer.

Nun war auch für uns der Augenblick gekommen.

„Bataillonsſtab marſch! Dritte Kompagnie antreten!“

Ein Spaziergang. Ein paar Tote, ein paar Verwundete lagen auf den Wieſen, die wir überſchritten ... die Verluſte waren verſchwindend, der Sieg billig erkauft. Ich drückte dem Artilleriebeobachter die Hand:

„Herr Leutnant Voge, das haben Sie famos gemacht!“

In den ruſſiſchen Stellungen ſah's grauſig aus. Kein Wunder, daß Panje nicht gehalten hatte. Um elf Uhr dreißig ſtand ich inmitten rauchender Dorftrümmer, diktierte dem Adjutanten mit Lachen die Meldung:

„Pnjewo feſt in meiner Hand!“

Das war mein erſter Sturmangriff als Bataillonsführer: hatte mir's ſchlimmer vorgeſtellt — iſt auch ſchlimmer gekommen.

16.

Zu Ende die Stellungskämpfe — Feind geworfen und im Weichen — Vormarſch!

Gen Oſten ging's. Nächſtes Ziel: die wichtige Stadt Wyſchkow am Bug. Ob wir dort den Fluß überſchreiten ſollen? Zum mindeſten, kannegießern wir, ſoll dem Ruſſen der Eindruck erweckt werden, als ob wir wollten.

Ich ſammelte in dem mächtigen Walde ſüdlich Pnjewo, trat auf ein am Südrande des Forſtes gelegenes Gut Sztary an. Hier hatten wir Regimentsſtab und Befehle abzuwarten.

Dann aufgeſeſſen, zwei Kompagnien entwickelt, angetreten.

Verlaſſene Dörfer, kahle Ackerflächen, überall vorwärtsſtrebende Marſchkolonnen, beſtändig wechſelnde Befehle. Eine allgemeine Linksſchwenkung gegen Oſten warf in der Ausführung die Bataillone durcheinander.

Gegen Abend Kampflärm zur Linken bei der Landwehrdiviſion, ein Teilangriff, der bald ins Stocken kam; Artilleriefeuer praſſelte auf uns nieder: der Feind hatte ſich vor der Stadt noch einmal zum Widerſtand geſetzt. Der Angriff ward befohlen, während der Entfaltung abgeſagt. Schrapnells platzten überall, eins hätte um ein Haar unſeren Regimentsſtab gefaßt. Befehl, uns einzugraben für die Nacht.

Es begann zu regnen, langſam, durchdringend. Weit auseinandergezogen ſchanzte das Bataillon ſich auf einer naſſen Wieſe ein, meine Gefechtsordonnanzen buddelten zwei Löcher für Stab und Telephon, wir hüllten uns in unſere Mäntel, deckten uns mit einer Zeltleinwand zu, ſchliefen, was man ſo ſchlafen nennt, im Matſch. Einmal wurde ich unſanft geweckt: ein Schrapnell ſchmiß ſeinen lieblichen Inhalt neben meinem „Unterſtand“ in den Kot: wir ſchwammen in Dreck.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch ſolche Nächte gehen vorüber. In der Dämmerung weckte ich meine Kompagnien: ſahen aus wie Ferkelherden, Kommandeur nicht beſſer.

Patrouillen vor: Feind noch da?

Nein — weg, hat Stellung und Stadt in der Nacht geräumt. In fahlem Nebelgrauen traten meine Schützen an; gegen halb acht ſtanden wir am Bahnhof Wyſchkow. Der Koſak hatte ihn geplündert, verwüſtet, ſchließlich angezündet. Ich bezog eine Bereitſchaftsſtellung an der nordöſtlich aus der Stadt herausführenden Straße. Tüchtiges Schrapnellfeuer vom anderen Bugufer: der Ruſſe wollte uns nicht hinüberlaſſen: ich glaube, wir haben auch nur ſo getan, als wollten wir. Ich mußte Patrouillen zum Ufer ſchicken, die Übergangsverhältniſſe zu erkunden. Sie kamen bald zurück, hatten ſchweres Feuer bekommen. Auch wir kriegten unſer Teil.

Ein Schrapnellſtück ſchlug dicht neben meinem Schädel in die kärgliche Deckung, die wir uns gewühlt. Ein wahrhaft paradieſiſcher Aufenthalt. Ich ließ die Kompagnien zugweiſe zum Eſſen zurückgehen, war froh, als alles ohne nennenswerte Verluſte — ein paar Verwundete hat's immerhin abgeſetzt — wieder beiſammen war.

Hinter unſerem Rücken marſchierten Kolonnen über Kolonnen gen Oſten. Es ſchien ein allgemeines Ziehen nach links ſtattzufinden, gen Malkin, wo die Bahn den Strom überſchreitet. Der Bugübergang war alſo überhaupt nie beabſichtigt geweſen oder aufgegeben.

Es kam Befehl, ich würde in der Dunkelheit vom Landwehrregiment 18 abgelöſt werden und hätte weiter nordoſtwärts nach Niemiry zu marſchieren, dort Ortsunterkunft zu beziehen. Klang ſehr vertrauenerweckend. Aber wo blieb Landwehr 18?

Kam nicht. Die ganze Diviſion Menges ſchob ſich hinter meinem Rücken vorüber, ſchwarze Schattenriſſe, maleriſch vom glühenden Abendhimmel abgehoben. Am öſtlichen Himmel ſtanden, wie allabendlich, die Feuerſäulen über einem Dutzend brennender Dörfer, die der Ruſſe beim Weichen hinter ſich angezündet. Dann kam die Nacht, es kamen Wolken, es kam ein feiner, es kam ein grober Regen. Die Ablöſung kam nicht.

Zum zweiten Male mußte ich mich in einer Pfütze ſchlafen legen. Triefend fuhr ich nachts um elf Uhr empor:

„Hören Sie mal, Körſtein, die Sache wird mir zu dumm: ich wette, das Landwehrregiment iſt bereits da, hat ſich irgendwo eingebaut und läßt uns hier anwachſen. Reiten Sie auf Streife.“

Nach einer Stunde kam der Adjutant zurück, es war ſo: meine Ablöſung hatte in dem Landgut nördlich meiner Stellung Quartier bezogen, Sicherungen ausgeſtellt, ſich aber nicht bei mir gemeldet, geſchweige mich abgelöſt ...

Ich fluchte, weckte das Bataillon, ſetzte es auf der großen Straße gen Niemiry in Marſch — und da ich die Diviſion Menges bereits voraus wußte, trabte ich mit Körſtein,

meinem Pferdeburſchen und meinen beiden Meldehuſaren gemächlich voran, in den Regen, die Finſternis hinein.

Ein mächtiger Kiefernforſt war zu durchreiten. Unſere Zigarren brannten, hell klackerten die Hufe auf der ausgezeichneten Heerſtraße, die vor gar nicht langer Zeit erbaut ſein mußte — mit weſſen Gelde — zu welchem Zweck? Der ſcharfe Ritt erwärmte die durchnäßten Glieder — uns wurde mollig und verſöhnlich zu Sinn.

Plötzlich aus dem Waldesdunkel zur Rechten — ein Ton ... wer ihn gehört hat, vergißt ihn nie. Daß er Unheil bedeutete, lag in ſeinem Klang. Körſtein, der kannte den Oſten — der kannte den Ton ...

„Der Koſakenpfiff!“ ſtammelte er heiſer.

In demſelben Augenblick fielen unſere Pferde in einen wahnwitzigen Galopp. Kannten auch ſie den Pfiff — oder war's dieſe unfaßbare Feinfühligkeit des Pferdes, in das der Wille des Reiters überſtrömt, noch ehe er ihm ſelber aus dem Unterbewußtſein in den Bereich des Entſchluſſes übergetreten?

Wie gejagt fegten wir durch das Waldesdunkel — lauſchend ... keuchend. Fiel kein Schuß? Hetzte nicht Hufſchlag hinter uns drein?

Nichts. Man ſagt, der Koſak iſt feige. Jedenfalls habe ich nicht oft im Leben einen ſolchen Nervenſchlag verſpürt.

Wir kamen aus dem Wald heraus, ließen die Pferde laufen, ſolange ſie laufen mochten. Ihrem Inſtinkt, ihren Sinnen konnten wir uns ſicherer überlaſſen als den unſeren. Sie hatten die Gefahr gewittert, ſie würden wittern, wann ſie vorüber wäre.

Endlich fielen die Röſſer ſchaumbedeckt in Trab, in

Schritt. Wir lachten. Wir verulkten uns ſelber. Hol's der Teufel, es war ungemütlich geweſen.

Um halb vier kamen wir in Niemiry an, fragten uns im Morgengrauen zurecht. Das Neſt wimmelte bereits von Kolonnen. Die Bagage des Bataillons ſei längſt da, für den Stab wie für die Kompagnien ſei Quartier gemacht. In einem verhältnismäßig ſauberen Bauernhofe fanden wir unſeren Stabsarzt auf dem Stroh ſchnarchend. Auch für uns war die Lagerſtatt bereitet. Wie tot fielen wir um.

Nun war es wieder wie im Weſten. Der Ruſſe wich, wir hinterdrein. Nur daß wir, ſtatt in den reichen Dörfern Belgiens und Nordfrankreichs, jetzt in den verlauſten, verdreckten, von den Koſaken halb oder ganz niedergebrannten Weilern Polens uns von den Marſchſtrapazen erholen mußten ... Vor einem Jahre fand ich faſt jede Nacht ein behäbiges Quartier, ein köſtliches, friſchbezogenes weſtliches Bett. Heuer mußte ich dankbar ſein, gab's ein Strohdach, ein Lager Kiefernzweige unter den Leib. Die Kleider, die Stiefel hatte ich ſeit meinem Ausſteigen aus dem Schlafwagen in Deutſch-Eylau nur noch für Augenblicke der Säuberung vom Leibe bekommen. Ich hätte nie gedacht, daß man ſo was aushalten könne, mit ſiebenundvierzig Jahren. Man kann noch ganz anderes aushalten.

Diesmal ging's uns, nach der etwas bewegten Nacht, beſonders gut. Als wir nach zwei Stunden Schlafs erwachten, war das Bataillon herangekommen. Ich hatte das Regiment gen Süden zu ſichern, gab meine Befehle aus, frühſtückte, warf mich noch für ein, zwei Stunden aufs Stroh. Beim abermaligen Erwachen fanden wir uns in ziemlich behaglichen Verhältniſſen, konnten uns in leid-

lich ſauberem Waſſer waſchen und raſieren. Ein Blick in den Spiegel: wie ſchnell ſich der Brüſſeler Salonſoldat in einen braunen, wilden Kriegsmann verwandelt hatte!

Dorfidyll: ein paar fidele Polenweiblein fanden ſich ein, von kreiſchendem Kinderſchwarm umkribbelt, beobachteten mit kindlichem Vergnügen unſere Morgenwäſche, unſeren Schmaus, ſchwatzten in unverſtändlichen Lauten auf uns ein, kargten nicht mit ſehnſüchtigen und verheißungsvollen Blicken, küßten uns Hände und Rockſäume, reihten ſich verſtändnisvoll am Zaun vor unſerer Kamera.

Nachtquartier bezog das Bataillon nach kurzem Marſch in dem Flecken Knurowjetz. Die Artillerie war ſchon drin und hatte mit ihrer bekannten Großzügigkeit ſämtliche Ställe, ſämtliche halbwegs anſtändigen Katen für ſich mit Beſchlag belegt. Da gab es einige etwas lebhafte kameradſchaftliche Auseinanderſetzungen, etliches unwirſche Zuſammenrücken — dennoch mußte meine Kolonne biwakieren. Alles ganz wie im Manöver. Schließlich brauchte ich noch einige Stunden, um meine Vorpoſten auszuſetzen, ſo war die nötige Bettſchwere mal wieder erreicht. In meinem Quartier ein liebliches Bild: in der Küche hatte ſich die Familie des Bauern zuſammengedrängt, inmitten kochten meine Ordonnanzen, im Scheine der Lampe ſaß in göttlicher Selbſtverſtändlichkeit die reizendſte junge Polenmadonna und reichte ihrem Säugling die ſchneeweiße Bruſt. Ein landesfarben verdrecktes Hündchen lag dicht neben dem Kind auf ihren Knien.

Als wir früh um halb fünf — es war der 10. Auguſt — antraten, brodelte gen Oſten die wildeſte Schlacht. Über die Lage erfuhren wir, daß der Feind noch in den rieſigen Wäldern ſtecke, welche die Karte ſüdweſtlich Oſtrow rechts und links der Heerſtraße wies. Für ihn handelte es ſich

darum, die Bahnſtrecke, die ſich ſüdöſtlich parallel unſerer großen Straße hinzog, ſo lange wie möglich im Beſitz zu behalten und vermutlich vor der Preisgabe noch gründlich zu zerſtören. Beſonders jenen Punkt, auf den es uns ankommen mußte, der nun gar nicht mehr ſo fern von uns im Südoſten lag, durch jene Wälderzone beſchirmt: die Stelle, wo die Bahn bei Malkin den Bug überſchreitet, ſo daß ſie hinfort der Deckung durch den Flußabſchnitt entraten muß. In dieſen Wäldern ſollte der Feind geworfen werden. Ob wir zum Eingreifen kommen? Hoffentlich nein: ſo ein paar Manövertage zwiſchen den Schlachten ſind gar zu gemütlich ...

Es blieb beim Manöver. Auf der großen Straße ein ungeheurer Zuſammenſtrom von Truppen. Das iſt ein berauſchender Eindruck, erweckt ein Gefühl von Sicherheit und Kraftfülle. Unterm endloſen Gewölbe gigantiſcher Buchen und Eichen marſchierten wir dahin: „Es kann geſungen werden!“ Bald klangen die geliebten, vertrauten Weiſen:

„In der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiederſehn!“

— Ich erhoffte mir ſeit einigen Tagen ein Wiederſehen, nicht in der Heimat, ſondern hier draußen in der Kriegsfremde. Das Wiederſehen mit meinem Buben.

Als ich ihm geſtattet hatte, mit ſeinen ſechzehn Jahren am 1. April als Fahnenjunker bei den Vierzigern einzutreten, da hatte ich die beſtimmte Hoffnung hegen können, er werde bei ſeiner angeborenen Begabung für jede ritterliche Übung ein tüchtiger Soldat und Offizier werden. Nun hatte ich vor wenigen Tagen einen Brief ſeines Regiments bekommen, in dem mir ſchonend eröffnet wurde: das Regiment ſei mit der Haltung, den militäriſchen An-

lagen und dem Dienſteifer meines Sohnes in höchſtem Maße zufrieden, aber ſeine Schwerhörigkeit habe unter der Anſtrengung des Dienſtes in einem Maße zugenommen, daß ſie ihn zum Beruf des aktiven Offiziers ungeeignet erſcheinen laſſe und nach Auffaſſung des Regiments eine Kriegsverwendbarkeit überhaupt in Frage ſtelle. Das Regiment befürchte zu ſeinem Bedauern, es werde demnächſt genötigt ſein, meinen Sohn als dienſtunfähig zu entlaſſen.

Bei Empfang dieſer Nachricht hatte ich meinen Entſchluß ſchnell gefaßt. Daß der Junge ſich bei dieſer Entſcheidung nicht beruhigen und verſuchen werde, woanders anzukommen, dafür kannte ich ihn. Wenn mein einziger Sohn trotz ſeiner Jugend und ſeines Leidens den Drang empfand, für das kämpfende Vaterland einzuſtehen — dann wollte ich ihn in meiner Nähe haben.

Ich hatte mit meinem Regimentskommandeur geſprochen und ſeine Zuſtimmung zu einem Verſetzungsantrage bekommen. Dieſer war unterwegs, ich konnte hoffen, in nicht zu ferner Zeit meinen kleinen Kriegsfreiwilligen als Regimentskameraden von der hohen Hausnummer 341 im Felde begrüßen zu können. Dieſe Ausſicht trug dazu bei, die heitere, zufriedene Stimmung zu heben, die mich nicht mehr verließ, ſeit ich wieder im Felde ſtand. Ein Stück Heimat ſollte mir mein kleiner Feldgrauer mitbringen in den wilden Krieg ...

„In der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiederſehn!“

Meine munteren Musketiere ſangen's, und ich ſang mit, ſtolz an ihrer Spitze reitend.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Etwas ſtörend war, daß mein Bataillon heut am Anfang des Regiments marſchierte, und alſo der Regimentsſtab dicht vor meinem Bataillonsſtab ritt. Der Oberſtleutnant hatte einen großen Tatendrang im Leib ... Alle Stunden ſchwenkte er mit ſeinem Stab aus der Marſchkolonne links heraus und ließ das Bataillon an ſich vorbeimarſchieren. So ein ſchlachterprobtes Tauſend Kriegsſoldaten kommt nicht vorbei wie eine aktive Truppe im Manöver.

Marſchdiſziplin iſt im Krieg eine notwendige Sache. Um des Krieges willen haben wir ſie im Frieden geübt und gelernt. Aber — es iſt ein Unterſchied. Unſer neuer Regimentskommandeur — ich fand ihn, mit Reſpekt zu melden, ein bißchen „kommiſſig“ ... Das düſter-gewaltige Schauſpiel der vorwärts flutenden Armee half mir ſchnell über ſolch kleine Reibungen hinweg. Auf jeder Seite der breiten, kunſtvoll und verſchwenderiſch angelegten Heerſtraße wälzte ſich je eine Kolonne gen Oſten. Inmitten welch ein Verkehr von Meldereitern, Motorradfahrern, Stabsautomobilen!

Bewegung — vereinzelte Hurras. Ein geſchloſſenes Auto mit der Flagge des Generalkommandos raſt nach vorn, zwei, drei Begleitautos hinterdrein. Im Vorüber erkennen wir die rotleuchtenden Aufſchläge eines Generalsmantels, darüber ein grauer, ſtrammer Schnurrbart, ein paar funkelnde Augen —

„Hindenburg!“ läuft's durch die Kolonne, wie ein elektriſcher Schlag.

Ich hab's auch geglaubt.

's iſt aber unſer Kommandierender General geweſen, Exzellenz Surén.

Der große Wald war voller Spuren des geſtrigen und

heutigen Gefechts. Frische Gräber mit weißleuchtenden Kreuzen — nun gar das Schauspiel einer Beerdigung: ein Hauptmann, der auf einem vor kurzem weiter vorgezogenen Truppenverbandplatze seinen Wunden erlegen war, wurde von ein paar Sanitätern, fern von seinen Kameraden, in den polnischen Sand gebettet.

Bei dem niedergebrannten Orte Dybki kurze Rast. Hier lernte ich den Kommandeur des zweiten Bataillons kennen, Hauptmann Schuch, einen liebenswürdigen, echt kameradschaftlich gesinnten Herrn mit einem Zug leiser Melancholie in seinem Wesen. Hier hatte der Oberstleutnant Gelegenheit, zum erstenmal das ganze Offizierkorps seines Regiments zusammenzurufen.

Es war aus Herren von ungefähr so vielen Friedensregimentern zusammengewürfelt, wie es Offiziere zählte. Der Regimentskommandeur war z. D., der Hauptmann Schuch aktiv, der Hauptmann Flessing a. D. Sämtliche anderen Herren gehörten der Reserve und der Landwehr an, der Regimentsadjutant, wie bereits erwähnt, der Feldartillerie. Dieser trug als einziger das Eiserne Erster, das er sich schon bei der Schwesterwaffe verdient hatte.

Wir hatten uns in Brüssel oft den Kopf zerbrochen, wie es wohl bei solchem im Krieg aus der Erde gestampften Regiment, bei einer Reservedivision, einem Reservearmeekorps zugehen möchte. Ich hatte den Beginn des Feldzugs bei einem unserer ältesten aktiven Regimenter mitgemacht. In den zwölf Tagen, seit ich Dreihundteinundvierziger war, hatte ich bereits herausbekommen: es ging genau so zu wie bei einer aktiven Truppe. Die glänzende Friedensausbildung, die unser Reserveoffizierkorps den aktiven Kameraden verdankt, hat herrliche Früchte getragen.

Jedenfalls hätte kein Regimentskommandeur im Frieden ſein aktives Offizierkorps energiſcher begrüßen können, als unſer Oberſtleutnant das tat. Als es überſtanden war, ſchauten wir uns alle mit einem ſtummen Blick des Einverſtändniſſes an:

Na, mit dem können wir ja noch was erleben.

Ganz anderes Bild, als nun der General Liebeskind ſich das Offizierkorps vorſtellen ließ. Regiment: eitel Finſternis, Brigade: eitel Licht. Wir wurden wieder ein bißchen größer.

„Bitte fertigmachen zu laſſen, meine Herren!“

„Erſtes Bataillon — an die Gewehre!“

Die Schlacht verbrodelte gen Oſten. Der Feind ſchien aufs neue zu weichen. Gegen Abend raſteten wir neben den glimmenden Brandſtätten, den angeröſteten Backſteinkaminen des Dorfes Nagoſzewo.

Überraſchung: der Major von Jarotzky, der das erſte Bataillon acht Monate lang geführt hatte und wenige Wochen vor meiner Ankunft durch einen Granatſplitter am Kopfe verwundet worden war, erſchien unerwartet als geneſen wieder beim Regiment. Ein Offizier, der länger als ſechs Wochen ſein Kommando hat niederlegen müſſen, hat ſeine Dienſtſtelle verſcherzt, und dieſe wird neu beſetzt. Das war mein Fall. Ich war nicht nur im Beſitze, ſondern auch im Recht.

Trotzdem war die Lage peinlich. Ich weiß das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, mit dem monatelanges Kriegsleben Führer und Truppe zuſammenſchweißt, viel zu ſehr zu ſchätzen, als daß ich nicht die Gefühle meines Vorgängers hätte würdigen können und natürlich doch auch die des Bataillons, das mich ja noch kaum kannte. Ich erklärte mich bereit, zurückzutreten. Aber Regiment und

Brigade ſtellten ſich, wie es ſich ja wohl auch gehörte, auf den Standpunkt des formalen Rechts. Nach etlichem Hin- und Herverhandeln kam auf meine Anregung ein Vergleich zuſtande: der Major wurde bis auf weiteres dem Stabe meines Bataillons zugeteilt und ſozuſagen mein Gaſt, bis zum Eintritt einer anderen Verwendungsmöglichkeit — das heißt alſo auf deutſch, bis ich oder einer der anderen Bataillonsführer „ausfiele“ ...

Das ergab ein etwas eigenartiges und geſpanntes Verhältnis, das ohne Takt und kameradſchaftliche Geſinnung zu Unerträglichkeiten hätte führen können. Ich hatte meine Beſorgniſſe, aber auch den guten Willen, Schwierigkeiten zu vermeiden. Es hat ſich alsbald herausgeſtellt, daß dieſer gute Wille auch auf der anderen Seite vorhanden war. Die acht Tage bis zum Eintritt des erwähnten „Ausfalls“ haben den Major von Jarotzky und mich in herzlicher und dauernder Geſinnung zuſammengeführt.

Daß es ſo kommen werde — in dieſem beſtimmten Vertrauen habe ich mich ſchon am erſten Abend mit meinem „Gaſte“ Seite an Seite ins Stroh legen können. Schnell hatten die Sanitäter unſer wie ſtets dreckiges Quartier mit Beſen und Lyſollöſung ſauber und wohnlich gemacht. Wir veranſtalteten ein feſtliches Begrüßungsmahl, waren freigebig mit Trinkſprüchen und Verſicherungen, uns anſtändig aufführen zu wollen. Der Abend, der etwas gezwungen angefangen hatte, endete in ſchönſter Harmonie.

Über dieſen kameradſchaftlich-geſellſchaftlichen Pflichten war ein anderer großer Augenblick etwas zu kurz gekommen: die Ankunft der erſten Poſt aus der Heimat!

Langerſehnt — und nur im Fluge gekoſtet ...

Das wollte nachgeholt ſein. Andern Morgens ließ ich mich eine Stunde vorm allgemeinen Aufſtehen wecken,

ſpazierte ein paar hundert Schritt in die taufeuchten Wieſen hinein und las dann in köſtlicher Früheinſamkeit die Berichte meiner Lieben.

Von meines Sohnes Regiment kam die Nachricht, daß er endgültig entlaſſen ſei. Wie hätte mich dieſe Nachricht geſchmerzt, wäre nicht anderweitige Verfügung über ihn bereits in die Wege geleitet geweſen! Nun war er vielleicht, gewiß ſchon unterwegs zu mir!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Weiter ging's gen Oſten, noch immer in Reſerve, in Manöverſtimmung. Oſtrow war geſtern vom erſten Korps genommen worden. Nach dreiſtündigem Marſche lagerten wir vor der Stadt. Vier Straßen treffen hier von Weſten und Südweſten zuſammen: auf allen wälzte ſich die feldgraue Völkerwanderung heran.

Alle Straßen und Plätze geſtopft mit Menſchen, vor allem mit Flüchtlingen ſamt ihren Fahrzeugen. Der Ruſſe hatte ſie vor ſich hergetrieben, bis er ſie laufen laſſen mußte, da er die Straßen nun ſelber gar nötig brauchte, um Geſchütz und Kolonnen in Sicherheit zu bringen.

In ſtarkem Gegenſatze zu den Flüchtlingen die Stadtbevölkerung, faſt alles Juden, denen es anſcheinend auch unter der Knute recht gut gegangen war, die nun vollends auflebten. Die Männer bis zum vierjährigen Bocher hatten ſich zum Zeichen ihrer Befreiung vom Ruſſenjoch ſchleunigſt die verbotenen Peierches angedreht, die Ringellöckchen vorm Ohr. Der lange, ehrwürdige, fettglänzende ſchwarze Kaftan, den auch die Buben ſchon trugen — das ſchwarze Käppchen, die funkelnden ſchwarzen Augen, die beredten Hände und zappelnden Füße — bezwingende Komik.

Zwiſchen dem allen unſere Grauen — hin und wider

flutende Kolonnen aus Männern, Roſſen, Geſchützen, Wagen — die Stabsautos, die Radfahrer hin und her flitzend, die Telephoniſten Leitungsdrähte legend, Requiſitionskommandos mit beſchlagnahmtem Vieh und Hafer, dienſtlich haſtende, dienſtfrei ſchlendernde Offiziere.

Ein Bild, berauſchend wild, kaleidoſkopartig wechſelnd, ungeheuerlich in ſeiner Unwahrſcheinlichkeit.

Auf dem Marktplatz fanden wir unſeren Diviſionsſtab. Jarotzky meldete ſich bei Exzellenz und wurde herzlich bewillkommnet. Papa Wernitz war ſehr erfreut, daß wir zwei uns verſtändigt hatten.

„Es wird ſich ſchon bald eine Verwendung für Sie finden, mein lieber Jarotzky. Das erſte Korps hat ſchwere Kämpfe hinter ſich: morgen, ſpäteſtens übermorgen kommen wir wieder in die vorderſte Linie.“

Und dann zu mir:

„Na, Sie ſehen ja ſchon ganz anders aus als neulich früh am Narew, als Sie ſich bei mir meldeten. Und immer vergnügt — ſo iſt's recht, das ſeh' ich gern.“

„Warum ſollte ich nicht vergnügt ſein, Euer Exzellenz? Ich habe, was ich mir erſehnt hatte.“

Einer der Herren des Stabes erzählte eine entzückende Geſchichte von Papa Wernitz. Er hatte vor dem Kriege ſeinen Abſchied genommen und bebaute als ſchlichter Landmann ſeine Scholle. Wer ihn in ſeiner verwitterten Uniform ſah, an der die goldene Generalsſtickerei, die vormals roten Kragenpatten vom verblichenen Feldgrau des Grundtuchs kaum zu unterſcheiden waren, das gutherzige Geſicht mit dem rieſigen Wachtmeiſterſchnurrbart, das Stoppelkinn — der konnte ſich vorſtellen, wie unſer Alter als Agrarier ausgeſehen haben mochte. So

iſt er eines Morgens über ſeine Fluren geſtiefelt, als ihm ein eleganter Huſarenleutnant aus der benachbarten Garniſon entgegengetrabt kommt.

„He, Sie, Männeken, kommen Sie doch mal her und halten Sie 'n Augenblick meinen Gaul — verdammter Kerl von Burſche hat den Sattelriemen nicht feſt genug angezogen — muß mal nachgurten.“

Bereitwillig hält der Angeredete das ſtampfende Pferd, erlaubt ſich aber die Bemerkung:

„Na hören Sie mal, Herr Leutnant — wenn ick Ihr Jaul wäre, und Sie hätten die Kinnkette ſo feſt anjezogen — ick jinge hinten und vorne hoch.“

„Oho,“ meint der Huſar, „verſtehen Sie ooch was von, Männeken? Haben bei der Kavallerie gedient?“

„Jawoll, un ob, Herr Leutnant.“

„Sieh mal an! Womöglich Gefreiter geweſen?“

„Noch höher 'ruff, Herr Leutnant.“

„Donnerwetter — ſogar Unteroffizier?“

„Sogar Generalleutnant.“

— Solche und ähnliche Geſchichten erzählt man vom alten Wernitz. Die ganze Diviſion kennt ihn und — hier iſt die Redensart wirklich am Platze — vergöttert ihn.

Unſere Stunde Urlaub war im Nu verflogen.

Aufbruch: Marſch durch die Stadt, bei dem ſich die Bilder des Morgens in raſchem Vorüberzug noch einmal erneuten — dann wieder in die Dämmerſchwüle eines ragenden Waldes. Die Mannſchaften ſchleppten keuchend und ſchweißüberſtrömt ihre ſchweren Torniſter. Viele Verwundete kamen uns entgegen: vorn ging's heiß zu. In einem Dorf ſüdlich der Straße, Wyſzomierz, war uns Quartier verheißen. Als wir ankamen, lag's in rauchenden Trümmern, von Koſaken eingeäſchert, wie all die

vielen, vielen Dörfer ringsum, deren Qualm zum Himmel ſtieg, von unten brandig durchgloſtet, nach oben in weiße Wolkenberge ſich verdichtend und roſig angeſtrahlt von der Scheideſonne. Was dachte ſich Nikolaj Nikolajewitſch? Wollte er 1812 ſpielen? Haha! Er kannte uns nicht ... Was fragten wir nach Behaglichkeit? Unſeren Nachſchub würden wir ſchon organiſieren. Wie Napoleon ins Blaue hineinlaufen und die Verbindung mit der Heimat hinter uns abreißen laſſen — war das unſerem Hindenburg zuzutrauen?

Mancher meinte: Die Ruſſen wiſſen ganz genau, daß ſie Polen doch nicht wiederkriegen. Darum machen ſie's wenigſtens kaputt.

Für die eine wie für die andere Vermutung ſprachen die Tatſachen. Kein Dorf war unangeſengt geblieben.

Auch Szumowo, das wir nach einem harten Nachtragsmarſch erreichten, lag zur Hälfte in Aſche. Es blieb uns nichts übrig, als die Truppe biwakieren zu laſſen. Keine ſchlimme Prüfung: die Nacht war köſtlich mild.

Der Stab ſamt Sanitätsſtab kam in einem verlaſſenen, ausgeplünderten Hauſe unter; unſere Ordonnanzen ſchütteten ſtatt Stroh unausgedroſchenen Hafer zur Lagerſtatt. Wir hatten Pellkartoffeln und Sekt.

Anderen Morgens, es war der 13. Auguſt, waren wir von ſieben Uhr an befohlenermaßen marſchbereit. Wir ſaßen noch beim Frühſtück — da wurde die Tür ſchüchtern geöffnet, ein von öligem Schwarzgelock umflatterter Hebräerkopf guckte herein.

„Verßaihen, Cherren Offizieri — mecht' ich fragen, ob Cherren Offizieri ſich fiehlen ßufrieden in main Chaus?"

„In Ihrem Haus?"

„Ju, ju — is Chaus ſich main Chaus."

(Ich verſuche den Klang des Jiddiſch wiederzugeben, wie er mir im Ohre geblieben iſt, ohne Anſpruch auf ſprachliche Echtheit.)

„Waren Sie ausgerückt?“

„Chat Rußki mich und meine Lait geßwungen mitßugehen — ſind ſich gekommen Daitſche, chat Rußki geſchoſſen, bum! bum! Chabben Daitſche auch geſchoſſen, bum, bum! Is Rußki gelaufen, chat mir gegeben Fußtritt, chat geſagt: Lauf, Jude, daß Germanſki dich totſchlagen.“

Mit dem Ausdruck ſichtlicher Angſt, unter Handküſſen und, als wir ihm unſere Hände entſetzt entzogen, unter Küſſen auf unſeren Rockſaum:

„O Panje Offizieri — bitt' ich in Gottes Namen: kommt Rußki widdär?! Kommt Rußki widdär?!“

Wir beruhigten ihn: nein, Rußki kommt niemals wieder ins Polenland. Wo ſeine Frau, ſeine Kinder ſeien?

„Iſe Frau noch in Wald, mit Chindärr, mit Wagänn ... haben ſärr viel Angſt, wollen nur kommen, wenn daitſche Offizieri ſagen zu ſein gutt mit Frau und Chindärr.“

Na alſo, wir ſagten zu ſein gutt.

Noch ein anderer Iſraeliter ſtellte ſich ein und erzählte mir unter Tränen ſeine Leidensgeſchichte:

„Hob ich gehobt ſärr ſchaines Chaus, Panje Offizieri — iſe gekommen Koſakenchetman mit viel, mit graußlich viel Koſaken. Chat geſagt: Judda, chabe ich Bäfell, zu brennen ab dein Chaus. Aber wenn du mir gibſt fünfchundert Rubäll, ich nicht werde brennen ab dein Chaus. Chabbe ich ihm gägeben fünfchundert Rubäll, iſe Chetman geritten fort. Anderen Tag iſe gekommän gerittän anderes Koſakenchetman, chat geſagt: Judda, chab ich

Befäll, zu brennen ab dein Chaus. Aber wenn du mir gibſt fünfhundert Rubäll —“ na und ſo weiter, noch einmal und noch einmal. Endlich habe er kein Geld mehr gehabt, und ſo habe denn der letzte Koſakenhetman ihm auch richtig ſein „Chaus“ abgebrannt . . .

Der Befehl zum Aufbruch ließ auf ſich warten. Von der Front heute kein Laut. Unſer Diviſionspfarrer fand ſich ein und erbot ſich, dem Bataillon einen Gottesdienſt zu halten. Das war mir ſehr willkommen. Ich fühlte mich eins mit Welt und Gott, wie ich's immer an der Front gefühlt. Meinen Leuten gönnte und erwünſchte ich eine Auffriſchung, eine Erhebung. Pfarrer Pohlmann ſchien mir der Rechte, ſie zu ſpenden.

Ich hatte mich nicht getäuſcht. Er wußte, was der Soldat braucht. Er traf den Ton.

Ein Anblick, der das Herz wärmt: eine wandernde Männerſchar, verwildert, abgeriſſen, abgehagert, bartumſtarrt, verdreckt — wenn ſie ſtumm der Predigt von ewigen Dingen lauſcht.

Der Pfarrer ſprach über die Worte des 103. Pſalms:

„Ein Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, er blüht wie die Blume auf dem Felde;
wenn der Wind darübergeht, ſo iſt ſie nicht mehr da, und ihre Stätte kennet man nicht mehr.
Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit — —“

Wie viele von den ſtummen Lauſchern würden heut in acht Tagen nicht mehr daſein, „und ihre Stätte kennet man nicht mehr . . .“

Mitten in der Predigt trat eine Ordonnanz an mich heran und brachte den Befehl zum Aufbruch. Ich gab

dem Pfarrer ein Zeichen, er kam ſchnell zum Schluß. Wir ſangen:

„Wir treten zum Beten
vor Gott den Gerechten ...“

— dann ging's wieder aufs Pferd, auf den Marſch — dem dumpfen Dröhnen entgegen, das im Oſten aufs neue aufbrodelte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Über die allgemeine Lage erfuhren wir, wie immer, nicht das mindeſte. Was hart vor unſerer Naſe vorging, davon ſickerte wenigſtens einiges zu uns durch.

Das vor uns kämpfende erſte Korps hatte den Feind bis in eine Linie zurückgeworfen, die einige Kilometer der großen Heerſtraße Zambrowo—Czyzew vorgelagert war. Das 17. Reſervekorps hatte das erſte Korps abzulöſen und den Feind zu werfen. Was braucht der Soldat weiter zu wiſſen? Wenn er ſeinen Gefechtsſtreifen, die Stellung des Feindes und ſeinen eigenen Auftrag kennt, weiß er genug.

Grimmig war die Schlacht entbrannt, der jeder Schritt uns näher entgegenführte. Noch fehlten im Nachmittagsbilde die aufgloſtenden Brände: Beweis, daß der Feind hielt.

In heißer Spannung haſteten die Marſchkolonnen vorwärts — raſteten in ſtummem Lauſchen. Gerüchte ſchwirrten von Stab zu Stab, von Kompagnie zu Kompagnie:

Lomſcha ſollte gefallen ſein und vier Forts von Nowo-Georgiewſk ...

Gewitterſchwüle, fernes Zucken am ſchwärzlichen Nachmittagshimmel. Wetterleuchten? Widerſchein irdiſcher Entladung?

Es dunkelte: die beiden anderen Bataillone wurden vorgezogen — ins Gefecht; das meine — Diviſionsreſerve. Befehl: In Srebny-Borek zur Ruhe überzugehen, aber nicht unterzuziehen, ſondern gefechtsbereit zu biwakieren.

Solches Warten, ſolche Spannung legt ſich beklemmender auf die Nerven als das Gefecht ſelber.

Kaum hatte ich meinen Kompagnien am Weſtrande des nach Norden und Süden lang hingeſtreckten Dorfes ihre Biwakplätze angewieſen — da kam ein Überfall — —

Ein Überfall, vor dem das ganze Bataillon Reißaus nehmen mußte.

Ein paar unternehmungsluſtige Geſellen hatten ſich in die Baumgärten verkrümelt, um dort etwas Eßbares zur Aufbeſſerung der eintönigen Feldküchenmahlzeit aufzutreiben. Was hatten ſie gefunden? Honig ... Wenigſtens Bienenſtöcke der landesüblichen Art, ausgehöhlte Baumſtämme, von fleißigen Völkern beſetzt. Unbeſonnen hatten ſie, um zum ſüßen Inhalt zu gelangen, die Stämme umgeſtürzt, bearbeiteten ſie mit Beilen und Beilpicken, um ſie zu ſpalten ... Die Inſaſſen nahmen das übel und machten ſtachelbewehrt einen Ausfall, erſt gegen die Angreifer, dann vom Dunſte der Pferde angezogen gegen meine der Platzanweiſung harrende Bagagekolonne, ſchließlich gegen das Bataillon einſchließlich des hohen Stabes.

Was halfen unſere Waffen, unſere Helme? Es gab einen tollen Wirrwarr. Die Kerle ſtoben ſchreiend auseinander, die Gäule ſtiegen gepeinigt, das ſtruppige Fell quoll auf unter dicken Beulen — das Bataillon ging aus dem Leim.

Nicht ganz einfach, es einen halben Kilometer ſüdlich wieder zuſammenzubekommen.

Und dann gab es doch ein wunderſchönes Biwak — freilich ohne Honig. Die Gärten lieferten Kartoffeln und

frische Schneidebohnen, die mit Speck gebraten eine köstliche Abendmahlzeit abgaben. Bald flammten überall die Lagerfeuer, vom trockenen Holz der Zäune und Scheunen gespeist. Der Stab samt seinem Gaste, dem Major, schmauste in tiefstem Behagen vor dem schnell aufgeschlagenen Zelt. Dann gingen wir von Kompagnie zu Kompagnie, ließen uns vorsingen und saßen fröhlich lauschend, lebhaften Beifall spendend an der knisternden Glut.

Die schwermütigen Weisen zogen über die schweigenden, sachte sich umnebelnden Wiesen. Fern am Horizont flammten die Leuchtraketen, knatterten die Feuergarben der Schrapnells, zogen die Granaten, ratternd wie schwere Güterzüge, hoch in den Lüften ihre Bahn.

Vor uns stand, flammenumspielt, der Stolz des Bataillons, der Gefreite Dudek, Barbier und Poet dazu. Beim Sprechen stotterte er so gründlich, daß eine Unterhaltung kaum möglich war. Im Singen hatte er eine Zunge, geläufig wie ein Fink. Er schmetterte ein selbstgedichtetes Lied, das auf jene allbekannte Operettenweise verfaßt war. Es feierte unseren „Oberbefehlshaber Ost", und sein Rundreim lautete also:

„Das war der Hindenburg, der Tag und Nacht
mit seinem Stabe treu für uns gewacht —
Das war der Hindenburg, ein großer Mann,
der wird den Russen zeigen, was der Deutsche kann."

Mein guter Dudek — ob du wohl noch unter den Lebenden bist? Wie viele von jenen, die in der munteren Biwaksnacht von Srebny-Borek deinem Couplet lauschten, mögen noch auf dieser wahnsinnig gewordenen Erdkugel herumspazieren oder herumhumpeln?!

17.

Dieſer Zuſtand hat noch zwei weitere Tage gedauert: beſtändiges Hin- und Hermarſchieren im Hinterlande der vorn wütenden Schlacht; bald Regen, bald Sonnenſchein; Schlafen in Erdlöchern oder einfach auf dem nackten Waldboden; Marſch über friſche Schlachtfelder, durch brennende Dörfer. An einem ſolchen Tage fand ſich beim Regiment ein hochverdienter Offizier ein, der von ſeiner zweiten, ſchweren Verwundung geneſen war: der Hauptmann Krauſe, von Beruf Poſtrat. Ein ſympathiſcher Kamerad, von ruhigem, geſetztem Weſen, durch und durch Soldat. Wir haben uns ſofort herzlich angefreundet. Leider kam er nicht zu meinem, ſondern zum zweiten Bataillon, er bekam die achte Kompagnie.

Das war bereits ſüdlich der Stadt Maſowiezk, die zu unſerer Linken, von den Koſaken angezündet, als koloſſale Qualmſäule ſich den Elementen vermählte.

Dann iſt ein Tag gekommen, der Großes gebracht hat — an dem I/341 aber auch wieder nur als Reſerve aus der Ferne teilgenommen hat. Ich klagte im Kreiſe meiner Kompagnieführer, für uns ſchienen keine Lorbeeren mehr zu wachſen; Leutnant Kaleſky meinte trocken:

„Nur nicht drängeln, Herr Hauptmann, es kommen alle dran.“

An dieſem Tage, dem 14. Auguſt, lagen wir in einem

Gehölz, auf das ſich die feindliche Artillerie mit Schrapnells einſchoß. Hier erreichte uns ein Befehl des Kommandierenden, der uns endlich einen Begriff über die allgemeine Lage auf unſerem Kriegsſchauplatz gab:

Prinz Leopold und Mackenſen hätten den Teil der ruſſiſchen Front, der ſüdlich des Bugabſchnittes kämpfe, entſcheidend geſchlagen. Der Feind ſei in vollem Rückzuge nach Nordoſten, wolle anſcheinend zwiſchen Drohiczyn und Breſt-Litowſk den Bug überſchreiten. Die Armee Gallwitz habe den Auftrag, den uns gegenüberſtehenden Teil der Front zu durchbrechen, den Südteil des Feindes nach Südoſten zu drücken, die zurückflutende Armee der Südfront von ihrer Rückzugslinie abzudrängen und womöglich überhaupt abzuſchneiden!

Es erwies ſich alsbald, daß dieſe große Unternehmung ſchon in vollem Gange war. Dieweil wir, noch raſtend, an der Hand unſerer Karten die uns gewordene Eröffnung durchſprachen, brodelte gen Südoſten ein Getöſe auf, wie ich noch keins vernommen hatte. Unſere Augen ſuchten den Weg des Schalles ab — da lag zu unſerer Rechten ein kahles Höhengelände, auf das der Artilleriegraus niederging. In wenig Minuten ſah man nichts mehr als eine viele Kilometer breite kohlſchwarze Wand aus Rauch und Dreck, in der es zuckte und wetterte:

Trommelfeuer!

Teufel — wie nahe!

Ruſſiſche Geſchütze — oder unſere?

Kein Zweifel – der Flug der Granaten kommt von rechts.

Nun, Panje, nun gnade dir Gott!!

Ein ſchauriges, erſchütterndes Schauſpiel ...

Daß man nicht dabeiſein darf!

Nicht drängeln, Herr Hauptmann! lächelte Kaleſky.

Jetzt: der Angriff — der Sturm ...

Ganz deutlich konnten wir unſere endloſen Schützenlinien auf die Rauchwand zuſtreben ſehen.

Bald kam General Liebeskind vorbeigaloppiert:

„Durchbruch gelungen! Ruſſe zeigt die weiße Fahne!“

Herrgott, wie das in die Knochen ging!

Wer doch endlich 'ran dürfte!

Es ſollte noch immer nicht ſein — heute noch nicht.

Wir rückten vor, kriegten einen tüchtigen Poſten Abwehrfeuer des verzweifelt ſich wehrenden Gegners auf den Hut...

Raſteten ſchließlich in dem Dorf Tatary, bekamen einen hübſchen Garten als Quartier angewieſen, ſchliefen friedlich im Zelt.

Erwachten an einem köſtlichen Sonntagmorgen, hielten große Wäſche, frühſtückten in tiefſtem Behagen, während im Oſten das Kanonengebrüll aufs neue zähen Widerſtand ankündigte.

Nach dem Mittageſſen kam Befehl, das Bataillon — das jetzt Brigadereſerve war, während die beiden anderen Bataillone bereits ſeit zwei Tagen vorn im Kampf ſtanden — habe bis Dobki vorzurücken und weitere Befehle dort abzuwarten. Bald waren wir im Marſch: der Major und ich zu Pferde etwa hundert Meter vor dem Bataillon.

Zur Rechten entwickelte ſich aufs neue das ungeheure Schauſpiel des vorigen Tages. Trommelfeuer auf die rückwärtige Stellung, in welcher der Feind ſich noch einmal zu entſchloſſener Verteidigung geſetzt hatte. Ich konnte mir's nicht verſagen, dies Bild vom Gaul aus mehrfach zu knipſen.

Der Ruſſe wehrte ſich verzweifelt. Auch wir bekamen unſer Teil. Klar, daß er die Anmarſchſtraße unter Feuer legte. Donnerwetter! ordentliche Nummern!

Die erſten ſchlugen links von uns ins freie Feld. Die Splitter ſchrillten durch die Wipfel der Chauſſeebäume zu unſeren Häupten.

Achtung! Die geht auf uns! Schon von weitem erkennt man's am Klang ...

Ro—ro—roo—rooo, gurgelt's uns entgegen — fegt dicht über unſere Helmſpitzen, daß wir uns unwillkürlich im Sattel ducken, plumpt mit ungeheurem Bums hinter uns in den Straßendamm, daß wir entſetzt zurückſchauen, denn dort kommt ja das Bataillon, die Leutnants Kaleſky und Abraham an der Spitze.

Krach!!!

Das Bataillon iſt verſchwunden: eine rieſige Wolke, kohlſchwarz, blitzdurchzuckt, pafft in die Höhe, türmt ſich empor, fünfmal höher als die Pappeln rechts und links, ſpeit kreiſchende Splitter, läßt einen Wuſt von Steinen, Schotter, Baumzweigen auf unſere Helme, unſere Schultern niederpraſſeln.

Arme Dritte! Mindeſtens zwei Gruppen ſind hin ...

Wir haben die Gäule herumgeriſſen, ſind im Nu die hundert Meter bis zur Einſchlagſtelle zurückgepreſcht —

Schon verzieht ſich der ſtickige Qualm — da klettern dreckbeſpritzt und ſtaubbepudert die zwei Leutnants lachend aus dem Straßengraben, in den ſie hineingepurzelt — ihnen nach die erſte und zweite Gruppe der Dritten ...

Kein Mann verletzt! Keinem auch nur die Haut geritzt ...

Durch die ganze Kolonne geht ein wildes, vertrauensvolles Gelächter ..

„Sie haben Glück, lieber Bloem — nicht nur für ſich, auch für die Truppe," ſagt Jarotzky. „Glauben Sie mir, die Leute rechnen das Ihnen an, daß nichts paſſiert iſt."

So, nun iſt das Blut erſt richtig in Wallung gekommen.

Seltſam, dem Kanonendonner entgegenzureiten mit dem beſtimmten Wiſſen: heut kommſt du dran! Ein Gefühl, berauſchend, benebelnd und leiſe beklemmend, wie ein ſchwerer Wein. Wer's nicht erlebte, faßt's nicht. Wer's je erlebte, bewahrt eine Sehnſucht: das noch einmal auskoſten zu dürfen.

Auf dem Hügel am Waldrand links hält der Brigadeſtab. Der Adjutant, Hauptmann Knochenhauer, ſprengt mir entgegen, überbringt mir den Befehl, das Bataillon links der Straße aufzuſtellen, gegen Sicht gedeckt.

Der General begrüßt mich, ſiegſtrahlend, hoffnungsfreudig. Er erzählt: vorn ſteht's glänzend; der Durchbruch iſt völlig gelungen, die feindliche Front durchriſſen, der Südteil rechts auf die Rückzugslinie der von Leopold und Mackenſen geſchlagenen Armee abgedrängt; Teile des Nordflügels halten ſich noch uns gegenüber auf den Höhen jenſeits der vor uns liegenden Talſenke, in deren Tiefe das Dorf Koſcielna liegt. Mit ihnen ſteht insbeſondere unſer zweites Bataillon in ſchwerem Kampf.

In dieſem Augenblick ſtiebt auf ſchaumbedecktem Kommißgaul ein Meldehuſar des Regiments heran:

„Meldung für Hauptmann Bloem!"

Ich reiße den Briefumſchlag auf, leſe, reiche ihn ſtumm dem General.

„Hauptmann Schuch, Bataillonsführer II/341, verwundet, Adjutant Leutnant Pieſchel gefallen, ebenſo Hauptmann Krauſe, Kompagnieführer 8. Komp.

Hauptmann Bloem übernimmt Führung II. Bataillons. Leutnant Moebius Adjutant, Major v. Jarotzky Führer I. Bataillons.

A. B.
Mühlhaus."

Na alſo — der „Ausfall“ iſt da.

„Bitte Herrn General, geſtatten zu wollen, daß ich das zweite Bataillon übernehme.“

„Wird nicht ſo ganz einfach ſein, mein Lieber, müſſen's ſich aus der Schlacht herausſuchen. Weidmannsheil!“

„Weidmannsdank, Herr General!“

Der Major geſtattet mir, „Lieſe“ zum Vorreiten zu benutzen — ein ſchneller Abſchied von lieb gewordenen Kameraden, lieb gewordenen Verhältniſſen ... von dem Bataillon, das ich durch drei wechſelvolle Wochen geführt — und allein trabe ich vorwärts — in die Schlacht hinein.

Welcher Umſchlag! Welche Aufgabe! Abermals im Kampf ein Bataillon übernehmen — und diesmal war's keine Stellungs-, war's eine heißentbrannte Bewegungsſchlacht! Das Bataillon ſeit ein paar Stunden führerlos — die drei einzigen Menſchen, die ich bisher aus ſeinem Beſtand — außer dem Führer — kennengelernt hatte, waren der Leutnant Moebius, der liebenswürdige und friſche junge Offizier, dem ich vor zwei Wochen am Narew das Eiſerne Kreuz überreicht hatte — der ſollte nun mein Adjutant werden! — der arme kleine Pieſchek, der bisherige Adjutant, der alſo gefallen war — und der wackere Hauptmann Krauſe, der von ſeiner zweiten ſchweren Verwundung erſt vorgeſtern zum Regiment zurückgekehrt war — den hatte nun ſchon das ſchlangenhaarichte Scheuſal verſchlungen!

Ganze Schwärme ruſſiſcher Gefangener kamen mir entgegen, von Musketieren mit aufgepflanztem Seitengewehr geleitet. Ein toller Miſchmaſch ſlawiſcher Typen mit halb und ganz aſiatiſchen, mongoliſchen! Manchen hätte ich glatt für einen Japaner gehalten.

Auch einzelne kamen ohne jede Begleitung, grinſend,

zufrieden. Sie kannten ihren Weg, ſie begrüßten ihr Schickſal. Armes Geſindel, einer ſcheußlichen Blutfron entronnen, einem Gemetzel, das für ſie ohne jeden Sinn war.

Ich hatte das Glück, meinem Vorgänger zu begegnen, dem Hauptmann Schuch. Er war durch einen Halsmuskelſchuß verwundet, trug den rechten Arm in einer Schlinge, war noch ganz erſchüttert über ſeines Adjutanten und ſeines beſten Kompagnieführers Tod. Daß Krauſe gefallen, wußte er nur gerüchtweiſe; der kleine Pieſchel war dicht neben ihm durch Kopfſchuß ſchwer verwundet worden, unrettbar, jetzt zweifellos ſchon tot. Das Bataillon liege nordöſtlich von Koſcielna auf dem Hang in der erſten feindlichen Linie, die es am Nachmittage geſtürmt habe, das Feuer ſei heftig; ein weiteres Vortragen des Angriffs vorderhand kaum möglich.

Die Landſtraße ſenkte ſich zum Dorf im Grunde; das Schlachtfeld am jenſeitigen Hang kam in Sicht. Ich konnte nichts erkennen als Gräben, über denen immerfort die Rauchbällchen der Schrapnells aufpafften, und zwiſchen denen Granateinſchläge ſich bäumten. Wie das ins Blut ging! Trab, Lieſe, keine Müdigkeit vorſchützen!

Im Dorf Haus um Haus zum Verbandplatz eingerichtet. Die Kirche das Hauptziel der herbeiſtrömenden Verwundeten. Hier ſah ich einen Augenblick die gedrungene Geſtalt des Stabsarztes Doktor Bode auftauchen, der nunmehr mein Bataillonsarzt war. Keine Zeit, ihn zu begrüßen — vorwärts!

Auf dem Dorf lag nur mäßiges Feuer. Ich kam gut bis zum Oſtrand. Vor mir ſtiegen die Höhen hinan, auf denen der Kampf tobte. Ich konnte es nicht verantworten, Lieſe noch weiter mit vorzunehmen. Einem Unteroffizier

vom zweiten Bataillon, der den linken Arm in der Schlinge trug, übergab ich das Pferd mit der Erlaubnis, aufzusitzen, um es dem Major da und dort hinzubringen.

Ich stapfte zu Fuß die Höhen hinan. Verwundete humpelten mir entgegen, wiesen mir die Richtung.

Jetzt war ich heraus aus dem toten Winkel. Im Nu umzwitscherte mich das Gesumm der giftigen Insekten, prasselten die Schrapnellgarben, bald näher, bald ferner, in die stiebenden Schollen. Wo war das Bataillon?! Um mich nichts als die berühmte „Leere des Schlachtfeldes". Nur hier und da ein graues oder braunes Kleiderbündel in die Schollen geschmissen, aus dem blau angelaufene, verkrampfte Fäuste starrten, nagelschuhbekleidete Beine, fahle Gesichter mit halbgeschlossenen, verdrehten Augen.

Eine lang hingezogene Sanddüne dehnte sich vor mir frisch aufgeworfen, aber von Artillerietreffern bös zugerichtet; überall klafften Trichter in allen Größen. Über sie tauchte ab und zu ein Helm unterm grauen Bezug auf, die Rückseite eines Tornisters mit der grauen Mantelwurst, ein paar Ellenbogen, ein Gewehr im Anschlag nach vorn: ein kurzes Zielen, ein Knall, ein winziges Rauchwölkchen, wie das Aufpaffen einer Zigarette — und der Schütze verschwand wieder im bergenden Graben. Das mußten sie sein, die nunmehr die Meinen waren. Ich schritt auf den Graben zu, von Kugeln umpfiffen. In diesem Augenblick schob sich über die stiebenden Schollen der Kopf eines Offiziers — der Kopf des Hauptmanns Krause.

Mit einem Satz war ich an seiner Seite, mit einem Sprung neben ihm im Graben.

„Krause — ist's möglich — Sie leben?"

„Nanu — warum sollte ich nicht?!"

„Der Regimentsſtab beweint Ihren Heldentod ...“

„Famos — um ſo länger werde ich leben.“

„Ich bin Ihr neuer Bataillonsführer.“

„Ah — Hauptmann Schuch iſt alſo —? Ich vermiſſe ſeit zwei Stunden ſeine Befehle.“

„Er iſt verwundet, der Adjutant tot oder im Sterben. An deſſen Stelle tritt Leutnant Moebius — ahnen Sie, wo er ſteckt?“

„Zu Befehl — werde ihn ſofort holen laſſen.“

„Bitte orientieren Sie mich über die Lage.“

Wir ſteckten die Köpfe über den Sandaufwurf: er zeigte mir die Richtung, in welcher er die anderen Kompagnien vermutete. Mehr konnte er auch nicht ſagen.

„Wie ſteht das Gefecht?“

„Wir liegen hier in den ruſſiſchen Gräben, aus denen wir den Feind gegen zwei Uhr hinausgeworfen haben. Er hat ſich auf dem oberſten Höhenſaum noch einmal geſetzt. Das feindliche Feuer ſcheint nachzulaſſen. Meiner Anſicht nach ſollte das Bataillon angreifen.“

„Was für Befehle vom Regiment?“

„Vordringen bis zur Straße, die weſtlich von Racibory die Bahn ſenkrecht kreuzt, aber nicht darüber hinaus.“

„Werden wir machen, ſowie die Befehlsübernahme durchgeführt iſt.“

Da kam auch ſchon der brave Moebius mit langen Schritten den Grabenſaum entlang geſprungen und hüpfte hinunter:

„Melde mich gehorſamſt zur Stelle.“

„Ich bin Ihr Bataillonsführer, und Sie ſind mein Adjutant.“

„— — Nicht möglich, Herr Hauptmann!“

Ein Stolz und eine Freude glühten auf dem friſchen

Phot. Scherl

Panje kapituliert

Phot. Scherl

Der Kleine will ins Feld

jungen Geſicht — ich hätte den ſchmucken Bengel umarmen mögen.

„Na, und nun ſofort an die Arbeit, in zehn Minuten greife ich an. Haben Sie Meldekarten? Gut, machen wir alſo drei Befehle an die anderen Kompagnien, helfen Sie, Krauſe, jeder ſchreibt einen. Alſo, ich diktiere:

1. Hauptmann Schuch verwundet, Leutnant Pieſchel tot. Ich habe 5^{15} N. die Führung des Bataillons übernommen. Adjutant Leutnant Moebius.

(Haben Sie's?)

2. 5^{30} Angriff des Bataillons im Gefechtsſtreifen, Richtung Racibory, Straße weſtlich des Dorfes nicht überſchreiten. Erſte Welle: 6. rechts, 5. links, zweite mit 300 Meter Abſtand 8., dahinter 7. mit 500 Meter Abſtand zu meiner Verfügung. Anſchluß rechts, Bataillonsſtab hinter der zweiten Welle.

3. Jede Kompagnie ſtellt ſofort zwei Gefechtsordonnanzen zum Bataillonsgefechtsſtand. Führer Überbringer dieſes.

So, lieber Krauſe, nun ſchicken Sie je einen vernünftigen Mann zu den anderen Kompagnien. Daß mir aber die Kerls auf dem kürzeſten Wege zurückkommen und ſich bei mir perſönlich melden! Und nun, meine Herren, wie wär's mit einer Zigarre?"

Zuſammen mit Krauſe klemmte ich mich, Knie angezogen, auf die Grabenſohle, wir rauchten und beſprachen die Lage. Moebius, ſogleich ganz im Bilde, ſetzte die Gefechtsordonnanzen an, verfolgte mit dem Glas ihren Weg zu den Kompagnien.

Im Lauf einer Viertelſtunde kamen zwei zurück. Nur der, den wir zur Siebenten entſandt, ſtellte ſich nicht wie-

der ein. Er hatte also die Kompagnie nicht gefunden oder war abgeschossen worden. Hoffentlich war der Führer verständig genug, aus eigenem Entschluß mit anzutreten, wenn das übrige Bataillon vorging. Krause meinte, das habe keine Not, ihr Führer sei der Leutnant Voraß, ein Berliner Landschaftsmaler, der beste Kompagnieführer im Bataillon.

Zuletzt schickte ich noch an das Dritte, das rechts von mir in einem Walde lag, eine Gefechtsordonnanz und bat Hauptmann Panther, sich meinem Angriff anzuschließen. Panther ließ antworten, er mache mit.

Ob alles funktionierte? Richtig: genau zur befohlenen Minute tauchten zur Rechten wie zur Linken lange Schützenlinien aus dem bisher menschenleeren Gefild, hasteten gen Osten, gewannen von links her Anschluß, zogen sich zu einer einzigen langen Kette zusammen, rechts an den Wald angelehnt, in welchem das dritte Bataillon stak.

Kaum waren die Stürmer aus den Gräben, da setzte ein rasendes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer des Feindes ein. Die vorderste Welle ging in Stellung, eröffnete auch ihrerseits das Feuer, und nun ging's wie auf dem Exerzierplatz: vom rechten Flügel her, zugweise vorspringend, arbeiteten sich die Kompagnien an den Feind heran.

„So, Krause, nun schwärmen Sie ein und tragen Sie den Angriff vor!"

„Achte Kompagnie! Sprung! — Auf, marsch, marsch!"

„Bataillonsstab schließt sich an!"

Wir kletterten fast gleichzeitig mit den Schützen der Achten aus dem Graben, ich, Moebius und die sechs Gefechtsordonnanzen, die sich inzwischen beim Adjutanten gemeldet hatten.

Hei, wie pfiff's uns um die Ohren! Hier und da ein Schrei, ein Stolpern, ein ſchwerer Fall, ein Wimmern, Blutbäche rinnend über jählings erbleichende Geſichter, die kotigen Waffenröcke mit dunkler Lebenswelle durchfeuchtend ...

„Hinlegen!“ ſchrie Hauptmann Krauſe.

Wir plumpten in die Schollen, verpuſteten uns, keuchend, ſchweißgebadet ...

Weiter! weiter!

„Sprung! — Auf, marſch marſch!“

Nun waren wir in der Linie der erſten Welle. Starke Verluſte ... Tote, Verwundete rechts und links ...

„Seitengewehr pflanzt auf!“

Die blanke Waffe blitzte aus der Scheide; ich riß die Piſtole aus dem Futteral.

„Sturmangriff!“

Das war zuviel für den Ruſſen. Er riß aus.

„Hurra!!“

In toller Hetzjagd ſtrudelte das Bataillon nach vorn, verbreiterte ſich zu einer grauen Sturmflut vorwärts keuchender Männer ... Schon war der feindliche Graben erreicht; nur ächzende Verwundete noch drin, die winſelnd in Todesangſt uns die von Lehm und Pulverſchleim überzogenen Hände entgegenſtreckten.

„Hinlegen!“ befahlen die Führer. „Auf den abziehenden Gegner — Schnellfeuer!“

Unſere Schüſſe hetzten dem Feinde nach. Der entſtob in der Dämmerung auf das Dorf Racibory zu, das mitten vor der Front des Bataillons lag. Aus ſeinen Strohdächern züngelten die erſten Flammen.

Wir lagen nun hart an der Straße, die wir nicht überſchreiten ſollten. Rechts und links des Fleckens hatte jeder

Widerſtand aufgehört, aber vom Dorfrand her knatterte und praſſelte uns noch immer ein tolles Maſchinengewehrfeuer entgegen. Da duckte ſich jeder Kopf tief, tief hinter den Straßendamm. Wie ein waagerechter Schloßenſturm ſchwirrte es über uns hin.

„Hauptmann Krauſe!“

„Hier!“

„Kommen Sie her zu mir!“

Auf allen vieren kroch er zu mir hin.

„Der Befehl ſagt, wir ſollen dieſe Straße nicht überſchreiten. Wie denken Sie über den Fall?“

„Meiner Anſicht nach müſſen wir das Dorf auch noch haben, ſonſt iſt unſere Lage hier nicht haltbar.“

„Das wollte ich hören. Schaffen Sie das noch mit Ihrer Kompagnie?“

„Selbſtverſtändlich.“

„Sie haben fünf Minuten Zeit zur Verſtändigung mit Ihren Unterführern. Bitte dann ſelbſtändig zu handeln.“

Während Krauſe ſeine Vorbereitungen traf, hob ich den Kopf, um Umſchau zu halten. Wie mochte es zur Rechten ſtehen? Daß Hauptmann Panther ſein Verſprechen, ſich meinem Angriff anzuſchließen, erfüllte, daran war kein Zweifel. Aber: ob er vorwärts gekommen war? Ich hatte freie Hochebene vor meiner Front gehabt, er mußte ein Waldgefecht liefern. Wie mochte es ſtehen — hinter der dunklen Wand, die zur Rechten den Blick begrenzte?!

Meldung von meiner Sechſten: rechts ſei kein Anſchluß mehr, das dritte Bataillon nicht heran, im Walde ſtecke der Feind, Kompagnie bekomme Flankenfeuer.

Und — meine Reſervekompagnie — die Siebte?

Nach rückwärts fiel das Gelände in flacher Senkung ab. Von der Siebten nichts zu ſehen.

„Moebius, die Siebte muß 'ran! Schicken Sie ihr Befehl: ſich auf zweihundert Meter ans Bataillon heranzuziehen!“

Ha: nun ſtürmte die Achte ...

Der Befehl ihres Führers riß alles, was zu ihr gehörte, aus der Linie der völlig durcheinandergekommenen Verbände nach vorn und halblinks gegen das Dorf, das nun in hellen Flammen ſtand.

Meine Schützenlinie, nur aus den zwei durch Verluſte geſchwächten Kompagnien 6 und 5 beſtehend, war verdammt dünn geworden — und hing nach rechts in der Luft.

Wenn nur die Siebte käme! Hoffentlich ſchießen ſie mir meinen Befehlsübermittler nicht ab ...

„Moebius, ſchicken Sie lieber noch eine zweite Ordonnanz an die Siebte ... Sie ſoll ſich ſputen.“

Scharf abgehoben vom hell und immer heller aufgloſtenden Brande ſchoben ſich meine wackeren Stürmer von der Achten an den Dorfrand heran, verſchwanden im Qualm. Hurragebrüll, Kampfgeſchrei klang herüber. Das Maſchinengewehrfeuer verſtummte. Sieg!

Im ſelben Augenblick praſſelte tolles Feuer von vorn halbrechts los, wo im Walde verſteckt — die Karte ergab's — die Weiler Grzywy-Gluchy und Wojſlawy liegen mußten. Auch aus dem Forſt zur Rechten, in dem das dritte Bataillon kämpfte, fielen noch immer Schüſſe in unſere Flanke.

„Moebius, Moebius, ich habe den Eindruck, wir ſind zu toll vorgepreſcht, kommen nun in des Deuwels Küche. Sollte Panje uns nur haben anlaufen laſſen, um uns von rechts zu überrennen?“

„Ich fürchte faſt, Herr Hauptmann haben recht ...“

Minuten höchſter Spannung ... toller praſſelt das

Feuer von halbrechts, ſtreicht haarſcharf über unſere Helmſpitzen. Nun erkennt der Feind, daß er zu weit gehalten — eine Viertelminute Feuerpauſe, ſchon liegt die Garbe vor uns auf der Straße, daß es klingt, als regne es Kieſel. Die Steinſplitter ſpritzen uns um die Naſen ...

„Macht euch klein, Jungens, macht euch klein ...“

Hilft nichts ... den und jenen erwiſcht's doch ...

Um mich lauter fremde Geſichter ... alle ſchauen ſie zu mir hinüber — forſchend, prüfend ... Ob der neue Bataillonspapa ſeinen Kram verſteht? Ob er ein Kerl iſt?

Dieſe Blicke geben mir meine Ruhe wieder. Ich zünde mir eine friſche Zigarre an, verteile den Inhalt des Etuis rechts und links ...

„Kalt Blut, Kinder, die Sache wird ſchon ſchief gehen.“

Ha! Kommandos hinter uns — Schattengeſtalten anlaufend, ſcharf abgehoben von der Glut des verblutenden Sonnenrades ... Triumph — die Siebte!

„Leutnant Voraß — hierher, hierher!“

So haben wir uns kennengelernt: ich und der Leutnant Voraß, der im Frieden Landſchaften gemalt hat — einſt, vor einer Ewigkeit ... Und nun „mein beſter Kompagnieführer“ iſt.

„Eröffnen Sie das Feuer auf den Gegner im Wald halbrechts! Viſier 500!“

„Siebte Kompagnie: halbrechts, Waldrand aufſitzen laſſen, Viſier 500: Schützenfeuer!“

Im ſelben Augenblick tönt aus dem Walde zur Rechten das Hurra des dritten Bataillons: der Panther tut ſeinen Sprung.

Eine Gefechtsordonnanz hüpft in langen Sätzen von halblinks heran, wirft ſich neben mir in den Chauſſeegraben, keucht heiſer:

„Meldung von der Achten: Dorf genommen ... Oſtrand erreicht ... Feind reißt aus!“

Bravo, Krauſe!!

Viktoria!!!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit der Feind mit dem Dorfe Racibory ſeinen wichtigſten Stützpunkt verloren hatte, zudem das dritte Bataillon im Walde rechts auf meine Höhe gekommen war, ließ auch das abſcheuliche Flankenfeuer aus den im Walde halbrechts vorwärts gelegenen Weilern nach. Ich rückte mit den drei Kompagnien noch fünfhundert Meter über die Straße hinaus vor, bis Anſchluß an das Dorf zur Linken, an Panther zur Rechten gewonnen war, befahl Eingraben, Aufklärung nach vorn und Übergang zur Ruhe.

Ich ſchickte dann Meldung von meinem Erfolg ans Regiment und begab mich nun mit meinem Stab dorthin, wohin das Herz mich zog:

Rechts von mir, das wußte ich ja längſt aus der Karte, zog ſich das Ziel des wochenlangen Ringens:

Die Bahnſtrecke Warſchau—Petersburg!

Da lag ſie, die Schickſalsſtraße — ſchweigend, tot —

Unſer!

Tief aufatmend ſtarrten wir die mattblinkenden Geleisſtränge an, die ſich hinter uns, vor uns, ſchnurgerade verlaufend, in die Unendlichkeit, in das tiefe Schweigen der ſäumenden Forſte verloren. Ein Augenblick verſtummenden Stolzes.

Es hatte inzwiſchen ſachte zu regnen begonnen; es begann allmählich zu gießen. Grund genug für den Wunſch, ein Dach über den Kopf zu bekommen, um im Trockenen

die Befehle auszuarbeiten, Telephonverbindung nach rückwärts herzuſtellen, unſere Karten zu ordnen. Vielleicht gar ein paar Zeilen heimwärts aufs Papier zu werfen. Es war ja nun alles „im Blei“.

Als Stabsquartier kam allein in Betracht ein winziges, aus zwei Kammern beſtehendes Fachwerkhäuschen, das „Stationsgebäude“, etwa dreihundert Meter hinter meiner Linie. Eine andere menſchliche Behauſung war auf Kilometer im Umkreiſe für uns nicht vorhanden. Bald hatten wir's erreicht. Natürlich ſah's drinnen ſchweinemäßig aus, aber der deutſche Soldat weiß ja ſeit langem, wie man ruſſiſchen Dreck binnen einer halben Stunde in deutſche Ordnung und Sauberkeit verwandelt.

Hier meldete ſich bei mir, wie vom Himmel gefallen, als hocherwünſchter Erſatz für die Verluſte, welche das Offizierkorps meines Bataillons heute erlitten hatte, ein junger Offizier, der Leutnant der Reſerve Lindau. Er war ins Regiment verſetzt, hatte ſich mutterſeelenallein wie ich vorgearbeitet, zunächſt zum Regimentsſtab, war dann, dem zweiten Bataillon zugeteilt, durch die Schlacht bis zu mir durchgedrungen. Er hat ſich als ſehr tüchtiger Soldat entpuppt und iſt eine bewährte Stütze des Regiments geworden.

Wir ſollten unſerer Unterkunft nicht lange froh werden.

Kaum hatten wir's uns behaglich gemacht, da erſchien — der hohe Regimentsſtab.

Was? Der Regimentsſtab fünfhundert Meter hinter der vorderſten Linie?! Das hätte er nicht nötig gehabt. Ich hatte ihn in einem warmen und trockenen Quartier in Koſcielna vermutet.

Der Oberſtleutnant war mißvergnügt — vermutlich, weil er beim Vorgehen bis auf die Haut naß geworden

war, und dann ———— weil ich auch noch das Dorf Raciborz genommen hatte.

Ich wurde kurzerhand vor die Tür geſetzt, mein ſchönes Bahngebäude bezog der Regimentsſtab.

Wir tappten in die Regennacht hinaus und ließen uns unter triefenden Büſchen ein Zelt aufſchlagen, eine winzige Hundehütte aus zwei Zeltbahnen. Daneben eine zweite für den Fernſprecher.

Krochen unter, zu müde, einen Biſſen aus dem Brotbeutel zu eſſen. Das Zeltdach, durchweicht wie ein Scheuerlappen, löcherig wie ein Bettlermantel, lag auf unſeren Knien. Dennoch ſind wir eingeſchlafen: mein Moebius und ich.

Nicht für lange. Bald knarrte der Apparat.

Das Regiment! Die Brigade ſei ungehalten, daß die beiden Weiler dicht vor meiner Front mit den unausſprechlichen Namen noch nicht in meinem Beſitze ſeien ... Ich ſolle ſie ſofort nehmen.

Da hatten wir die Beſcherung. Wie man's macht, iſt's falſch. Vom Regiment war ich getadelt worden, weil ich zuviel, von der Brigade, weil ich zu wenig genommen hätte.

Was? Meine todmüden Kompagnien, die ſich eben in Schlamm und Waldmodder eingerichtet haben mochten, jetzt noch einmal ins Gefecht ſchicken? Wozu? Um in der erkämpften Front eine kleine Ausbeulung einzudrücken, die ſich auf den Einzeichnungen der Brigade vielleicht als Schönheitsfehler bemerkbar machen mochte, an Ort und Stelle völlig bedeutungslos war, jedenfalls nur mit blutigen Opfern beſeitigt werden konnte? Mit nutzloſen ... Morgen früh würde Rußki die Ortſchaften kampflos geräumt haben ...

Nein! Nicht zu machen!!

„Moebius, teilen Sie dem Regiment mit, die Dörfer seien zur Zeit noch stark besetzt, wie ich aus Meldungen meiner Patrouillen wisse, ich hätte noch bis vor kurzem scharfes Feuer von dort bekommen. Ich bäte die Brigade veranlassen zu wollen, sie möge auf Ausführung des Befehls verzichten.

„Nun, was sagt das Regiment?“

Es sei sehr ungnädig, wolle aber die Entscheidung der Brigade einholen.

Schön, also schlafen wir inzwischen einen Abzug.

Eine Viertelstunde später:

„Regiment für Herrn Adjutanten!“

Abermals kroch Moebius aus der einen Hundehütte in die andere und rief mir alsbald durch die doppelte Zeltwand hinüber zu: das Regiment verlange persönlichen Vortrag des Bataillons; ich möge zum Regimentsstabsquartier hinüberkommen.

Ich stapfte in den Regensturm hinaus, stand zehn Minuten später vor dem Kommandeur, der warm und trocken im Stroh lag. Im Eisenöfchen des Bahnvorstehers prasselte ein molliges Feuer.

„Also Bloem, die Brigade verlangt kategorisch, daß Sie sofort die zwei Nester in Ihre Hand bringen.“

„Gestatten Herr Oberstleutnant, daß ich ein paar Worte mit dem Brigadeadjutanten spreche?“

In zwei Minuten hatte ich dem Hauptmann Knochenhauer die Lage klargemacht, meinen Entschluß begründet. Ich sei bereit, die Verantwortung zu übernehmen, daß die von mir erkämpfte Front gegen jede feindliche Unternehmung gehalten würde. Der General kam selbst an den Apparat, beglückwünschte mich zum Siege meines Ba-

taillons, erklärte ſich mit meinem Entſchluß einverſtanden Ich erſtattete dem Regimentskommandeur Bericht. Er drehte ſich verdrießlich auf die Seite.

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Herr Oberſtleutnant.“

Kaum lag ich, naß wie eine erſäufte Katze, unter meinem Scheuerlappen — da klingelte das Telephon aufs neue: das Regiment verlangte, ich ſolle ſofort durch Patrouillen feſtſtellen, ob die Neſter noch beſetzt ſeien.

„Haben Sie denn geſagt, Moebius, daß ich ſelbſtverſtändlich ſtändigen Patrouillengang im Vorgelände angeordnet habe?“

„Jawohl, das habe ich geſagt, Herr Hauptmann. Aber das Regiment verlangt noch eine Spezialaufklärung.“

Alſo: Fünfte eine Patrouille gegen das eine, Sechſte gegen das andere Stinkloch.

Um vier Uhr telephonierte das Regiment: das Bataillon ſolle ſich ſofort fertigmachen und die beiden Dörfer ſtürmen.

Ich befahl den Aufbruch, ſetzte mich perſönlich an die Spitze meiner Schützenlinie und betrat, nach einem Marſche von einer Stunde durch ſperriges Unterholz und ſchwammigen Waldmoraſt, noch in rabenſchwarzer Nacht, als erſter den ſchmalen Pfad, der zwiſchen Gärten in die Hauptgaſſe von Grzywy-Gluchy hineinführte.

Natürlich war es leer. Woſſlawy desgleichen.

18.

Es gehörte kein Übermaß an ſtrategiſcher Weisheit dazu, um unſere Lage nach dem geſtrigen Siege zu beurteilen, unſere nächſten Aufgaben vorauszuſagen. Ein Blick auf die Karte lehrte erkennen, welches bedeutſame ſtrategiſche Ziel uns, nach Erreichung der Strecke Warſchau—Petersburg, ſozuſagen vor der Naſe lag: die große Querbahn Kowel—Breſt-Litowſk—Bielſk—Bialyſtok, eine der wichtigſten Strecken des überaus klaren Syſtems der ruſſiſchen Großbahnen. Der gerade Weg von dem nunmehr erkämpften Punkt an der Warſchauſtrecke zu dem neuen Ziel führte in eine üble Gegend. Zwiſchen unſerer Naſe und der Bahn lag das Narewknie bei Suraz, umgeben von einer breiten Wald- und Sumpfzone. Eine einzige Straße und Brücke überquerte die Flußniederung in gerader Richtung auf die genannte Stadt. Hier den Übergang verſuchen zu wollen — Selbſtmord. Wir konnten uns an den fünf Fingern abzählen: erſtens, daß unſere Führung verſuchen würde, das Narewknie nach Süden zu umgehen und der Bahn in der allgemeinen Richtung auf die große Stadt Bielſk zu Leibe zu rücken; zweitens: daß der Ruſſe ſich in unſerem Abſchnitt mit dem Defilee im Rücken nicht mehr ernſthaft zur Wehr ſetzen, ſondern den Übergang bei Suraz für ſich ſelber benutzen und uns hernach verwehren würde. Mit ſeinen Hauptkräften würde

er ebenfalls um das Narewknie herum nach Südoſten ausbiegen, um ſüdlich dieſes ſich ſelbſt verteidigenden Geländes vor der Bahn und der Stadt Bielſk ſich zu ſchärfſter Gegenwehr aufzubauen.

Das Programm der nächſten Tage lag klar vor uns: zwei Marſchtage, dann eine neue, wahrſcheinlich noch erheblich ſchwerere Schlacht. So iſt es auch gekommen.

Der erſte Marſchtag, der 16. Auguſt, hatte für mich mit dem unnötig frühen Aufbruch begonnen, den das Regiment befohlen hatte.

Kaum hatte ich dieſe Neſter erreicht und in Erwartung anderer Befehle an ihrem Weſtrand eine Bereitſchaftsſtellung aufgebaut, da erſchien der Regimentsſtab! Man mußte es dem Kommandeur laſſen: auch er ſchonte ſich nicht!...

Wirkte das alsbaldige Erſcheinen des Oberſtleutnants in der vorderſten Linie ſehr gewinnend, ſo bedeutete es doch, wie nun bereits erfahrungsmäßig feſtſtand, für den betreffenden Bataillonsführer keine reine Freude.

Nach einer halben Stunde erſchien mein neuer Pferdeburſche mit meinen und des Adjutanten Gäulen. Von den meinigen konnte ich allerdings nur die ſtramme, aber etwas ſchwerfällige Lotte gebrauchen; das andere, ein Koſakenpferd, hatte weder einen Namen noch ein Kopfzeug: der Burſche, ein polniſcher Pferdeknecht, ritt es mit einem Strick als Zügel. Mit jedem anderen Reiter wäre es abgegangen. Auch zwei vertrauenerweckende Meldehuſaren ſtellten ſich ein, ſo kam alles in wenigen Minuten in Ordnung. Alsbald hatte ich das Bataillon in der Hand und konnte in vorderſter Linie antreten.

Nun entwickelte ſich wieder das überwältigende, mir ſo neue Bild des öſtlichen Vormarſches. Eine Taktik wie

dieſe war mir weder während meiner vierundzwanzig Friedens-Soldatenjahre noch während des gewaltigen Vormarſches vor einem Jahr im Weſten bekannt geworden.

Es war, kurz geſagt, die Übertragung des Gedankens der Gefechtsſtreifen von dem Kampfe ſelbſt auf die geſamte Vorwärtsbewegung.

„Gefechtsſtreifen“ hatte es auch im Frieden, auch Herbſt 1914 in Belgien und Nordfrankreich gegeben. Aber erſt von dem Augenblick an, wo wir in Fühlung mit dem Feinde getreten waren. Man verſtand darunter die Zuteilung eines beſtimmten Geländeabſchnittes an die Truppeneinheiten. Seine Grenzen wurden beſtimmt durch die Ausgangsſtellung und das Angriffsziel und durch die Linien, welche die Eckpunkte dieſer beiden Linien verbanden.

Dieſen Grundſatz der Einteilung der Karte in lange ſchmale Streifen und ihre Verteilung unter die eingeſetzten Einheiten fand ich im Oſten auch auf den Vormarſch angewendet. Mit dem Lineal wurden auf der Karte parallele Striche in der Richtung unſeres Vorgehens gezogen, im Abſtande von etwa achthundert Metern für das Regiment, vierhundert für das Bataillon. Daraus ergab ſich, daß ſtets zwei Bataillone jedes Regiments in vorderſter Linie eingeſetzt werden mußten, während das dritte entweder als Regimentsreſerve zur Verfügung des Regiments oder als Brigade- oder Diviſionsreſerve zur Verfügung des betreffenden höheren Stabes ſtand.

Die Bataillone der vorderſten Linie nun hatten ſich innerhalb ihres Gefechtsſtreifens vorwärts zu bewegen, indem ſie ihn ausfüllten, ſich innerhalb des Streifens aber nach der Tiefe ſtaffelten. Daraus ergab ſich als natürliche

und regelmäßige Einteilung, daß zwei Kompagnien als weit auseinandergezogene Schützenlinie je 200 Meter des Gefechtsſtreifens einnahmen, die dritte Kompagnie ebenfalls aufgelöſt hinter der Mitte mit 300—400 Meter Abſtand folgte und die vierte Kompagnie als Bataillonsreſerve möglichſt geſchloſſen noch etwa 500 Meter weiter rückwärts.

Die vorderſte Linie durfte beim Vorgehen rechts und links den Gefechtsſtreifen nicht überſchreiten, hatte aber Anſchluß an die Nachbarbataillone zu halten, das heißt mit ihnen in enger Verbindung zu bleiben und ſich auf annähernd gleicher Höhe zu halten. Das ergab jenes typiſche Bild des Vorgehens einer ungeheuren, Hunderte von Kilometer breiten Schützenlinie, der in gemeſſenen Abſtänden die zweite Linie und dahinter die Reſerven folgten.

In dieſer Formation haben wir mit eiſernem Beſen den Ruſſen aus Polen, Litauen, Kurland hinausgekehrt!

War die feindliche Gegenwirkung nicht zu ſtark, ſo folgte der Bataillonsſtab zu Pferde der zweiten Linie, um von dort aus die Vorwärtsbewegung des Bataillons zu lenken und durch Befehl die Schwankungen und Unebenheiten auszugleichen, die etwa unter dem Einfluß von Geländehinderniſſen, wie Dörfern, Wäldern, verlaſſenen feindlichen Stellungen, entſtehen mochten. Das erforderte vom Führer des Bataillons der vorderſten Linie eine beſtändige angeſpannte Aufmerkſamkeit, gewährte aber zugleich hohe Befriedigung.

Wenn das Gelände Überſicht gewährte, gab's Bilder zu ſehen von einer überwältigenden Großartigkeit:

Soweit das Auge reichte, konnte es die endloſe Linie der vorrückenden Infanterie verfolgen und manchmal auch

die zweite Linie, die geſchloſſen nachrückenden Reſerven, womöglich gar ganz rückwärts die auf der Straße ſich hinterdrein ſchiebenden dunklen Züge der Kolonnen der Artillerie, der Bagagen ...

Das Bild des unwiderſtehlichen Vorwärtsdrängens einer ganzen Armee.

Traf ein Teil auf ernſthaften feindlichen Widerſtand, ſo machte er halt, holte den Spaten heraus und ſchuf ſich in einer Viertelſtunde die Anfänge einer Stellung. Natürlich kam dadurch das Vorgehen der Anſchlußtruppen ins Stocken. Die Führer der Spitzenbataillone ſandten Meldung nach hinten: Ich bin bis da- und dahin vorgekommen, bin auf feindliche Gegenwehr aus der und der Linie geſtoßen, habe mich eingegraben und erbitte weitere Befehle.

Bis zur Ankunft dieſer Befehle führte man ein „hinhaltendes Feuergefecht", das der Truppe zugleich eine vorbereitende Ruhe gewährte, zog die Feldküchen ſo nahe wie möglich heran und war bemüht, das Bataillon vor dem Kampfe noch einmal zu verpflegen.

Inzwiſchen liefen bei der oberen Führung die Meldungen der vorderſten Linie nach und nach zuſammen und ergaben ein Bild der Geſamtlage, ließen erkennen, wo der Verlauf und das Zentrum des feindlichen Widerſtandes ſich befanden, und wo andererſeits der locus minoris resistentiae ſaß, der ſchwache Punkt der feindlichen Aufſtellung. War ein ſolcher überhaupt erkennbar, dann wurde dieſer zum Angriffsziel gewählt, Artillerie in aller Gelaſſenheit aufgebaut, um dieſen Abſchnitt ſturmreif zu machen, Reſerven herangeführt, um dem Angriff den nötigen Rückhalt zu gewähren. Während der Ruſſe gerade da, wo er ſich mit vollen Kräften zu entſchloſſenem Widerſtande, vielleicht in ſtark befeſtigter Feldſtellung, bereit-

Phot. Reichsarchiv

Die Vertriebenen

Bei Exzellenz von Wernitz

Digitized by Google

geſtellt hatte, ſich durch Truppenentwicklung und Feuerwirkung feſtgehalten ſah, einen ernſtlichen Angriff aber vergebens erwartete — brachen wir mit voller Kraft an einer oder mehreren Stellen durch, an denen er weniger ſtark war, durchriſſen ſeine Geſamtaufſtellung, kamen in den Rücken ſeiner Hauptſtützpunkte und zwangen ihn, Stellungen zu räumen, oft völlig kampflos, an denen wir uns bei frontalem Angriff die Köpfe eingerannt hätten ...

Das war, in großen Grundzügen umriſſen, die Taktik, welche unſere ungeheuren Erfolge gegen die unermeßlichen Heere des Großfürſten ermöglicht hat.

Jeder Tag lehrte uns dieſe Methode unſerer oberſten Führung klarer erkennen, tiefer begreifen.

Die wahrhaft gigantiſche Ruhe, mit der ſich das alles abwickelte, durchdrang nach und nach den Körper der Armee. Sie wirkte in der Truppe wie in der Unterführung ein unerſchütterliches Vertrauen. Weil ſie die Gewähr bot, daß die obere Führung beſtrebt ſei, Blut zu ſparen und ſelbſt anſcheinend unerläßliche Entſcheidungen zu vertagen, wenn ſie nur mit ſtärkeren Opfern zu erkaufen waren — weil der Soldat nachgerade dahinterkam, daß man ihn nur dann und da wirklich dem Feind entgegenwarf, wann und wo die Ausſicht auf Erfolg ſo gut wie zweifellos war, das Ziel den Einſatz verlohnte — darum folgte er willig, wenn der Befehl den Angriff heiſchte.

Führer und Truppe erkannten und nannten ſchon damals in täglich wachſender Ehrfurcht vor dem neuen Geiſte, der die öſtliche Kriegführung durchdrang, die Perſon und den Namen ſeines Trägers.

Dieſe Auseinanderſetzung wird das Verſtändnis jener

Kämpfe erleichtern, die uns von nun an durch Wochen in ihrem Bann gehalten haben.

Zunächst fing die Sache recht behaglich an. Der Feind war weg. Nur vereinzelt orgelten aus weiter Ferne ein paar schwere Granaten heran, plumpten weit hinter unseren Linien in die Landschaft, schleuderten ihre Dreckfontänen in den Morgenhimmel. Manchmal rasselten auch ein paar Schrapnells über uns hin und mochten unsere Kolonnen ein wenig beunruhigen. Aber nirgendwo mehr knatterten Gewehrschüsse, nirgend ratterten Maschinengewehre — offenbar war die feindliche Infanterie in vollem Rückzug, nur die Artillerie markierte schüchterne Störungsversuche.

Ich war sehr vergnügt in meiner neuen Aufgabe, auf meiner neuen Lotte, meinen Moebius in seiner neubackenen Adjutantenherrlichkeit neben mir hoch zu Roß, dieweil er wochenlang als simpler Zugführer hatte zu Fuß tippeln müssen. Er strahlte vor Stolz, glühte vor Diensteifer.

In den ersten Nachmittagsstunden bereits waren wir dicht am Saum der Narewsümpfe, gegenüber Suraz, und bezogen in einem weitgedehnten, behäbigen Orte Grochy-Stare Ortsbiwak. Ich war bestrebt, mich mit den neuen Verhältnissen vertraut zu machen. Zunächst besuchte ich die Bagage, die unter Führung des Offizierstellvertreters Kramer stand, eines fünfzigjährigen Mannes. Ehemals aktiver Unteroffizier, jetzt Kriminalschutzmann in Berlin, hatte er sich bei Ausbruch des Krieges freiwillig zur Verfügung gestellt und genoß im Bataillon größtes Ansehen als wackerer, pflichtbewußter Mann. Ich wunderte mich, warum er noch nicht Feldwebelleutnant

ſei. Er zuckte mit den Achſeln: es habe ſich wohl noch niemand dafür intereſſiert. Ich nahm mir vor, ihn zu beobachten und für ihn zu ſorgen.

Übrigens trug die Bagage den Stempel des „jungen Regiments“. Von den etwa 18 Wagen des Bataillons waren nur ſechs richtige, vorſchriftsmäßige Dienſtwagen, erſt vor kurzem eingetroffen. Der Reſt requirierte polniſche Bauernkarren, ſogenannte Panjewagen, beſpannt mit Panjepferden, den niedrigen, geſpenſterhaft hageren und doch unverwüſtlichen Polengäulen.

Dann ließ ich mir die Feldwebel des Bataillons vorſtellen. Im Geſpräch fragte ich, ob es beim Bataillon üblich ſei, daß die Feldwebel mit ins Gefecht gingen. Sie bejahten ein wenig verwundert: das verſtehe ſich doch von ſelber. Ich erklärte, das verſtehe ſich keineswegs von ſelber; ich wolle keinen Feldwebel mehr im Gefecht ſehen, nur einen Feldwebeldienſttuer, der etatmäßige gehöre zur Bagage. Einer bei jeder Kompagnie müſſe einen klaren Kopf behalten, als ruhender Pol — das ſei eben der Feldwebel, der Verſorger und Verwalter der Kompagnie.

In meinem „Stabsquartier“, das Moebius inzwiſchen findig ausgewählt und inſtand geſetzt hatte, empfing man mich mit einem glänzenden Schmaus. Ich lernte meine Bataillonsärzte kennen: den behäbigen, gemütlichen Stabsarzt Doktor Bode und den ſtets zu Scherz und Betrieb aufgelegten Aſſiſtenzarzt Doktor Strasburger, von dem zu mir bereits der Ruf gedrungen war, daß er ſich im Gefecht mit rückſichtsloſer Tapferkeit bis in die vorderſte Linie durchſchlage, wenn es gelte, Verwundete unter ſchwierigen Umſtänden zu bergen. So ſah ich mich in einem neuen, aber überaus angenehmen Kreis. Unſer

Begrüßungsmahl verlief unter freiem Himmel in beſter Laune, während am Gartenzaun verwitterte Polengreiſe neugierig gafften, trotz der Sommerglut in ihre mit dem Fell nach innen gekehrten Pelze gehüllt, in denen die Läuſe ordentlich kniſterten.

Nach Tiſch ſuchte ich mit dem Adjutanten das Bataillon auf, das auf einer Wieſe neben meinem Hauſe biwakierte. Vor allem lag mir daran, meine Unterführer kennenzulernen.

Die Kompagnieführer der Siebten und Achten, Leutnant Voraß und Hauptmann Krauſe, kannte ich ja ſchon. Die Fünfte führte der aktive Leutnant Teſch, bisher infolge eines Leidens noch ohne Kriegserfahrung.

Der Führer der Sechſten, Leutnant Dobrunz, von Beruf Volksſchullehrer, war ein unterſetzter ſchlichter Mann von derbem, vertrauenerweckendem Weſen, kurz angebunden, ſtramm und ſoldatiſch, mit ſeiner Kompagnie feſt verwachſen.

So glaubte ich mich auf meine Stützen verlaſſen zu können. Dazu auch auf Verpflegungsoffizier und Bagagenführer, vom Sanitätsſtab gar nicht zu reden.

Die Zugführer waren, bis auf die Leutnants Lindau und Kaiſer, Unteroffiziere, meiſt mit Portepee, viele von dieſen letzteren Offizierſtellvertreter, dieſe ſamt und ſonders altgediente Unteroffiziere, die anderen Vizefeldwebel und Offizieraſpiranten. Überall ſah ich guten Willen, bei den meiſten bewährte Kriegserfahrung.

So hatte ich den Umkreis meiner neuen Tätigkeit umſchritten und durfte mit einem Gefühl von Sicherheit und Vertrauen an den Abendtiſch zurückkehren, den die Herren Doktoren kennerhaft beſtellt hatten. Man denke: Schokoladenſuppe mit Puddingklößen, dann prachtvoller Eier-

kuchen mit Kompott, dazu den üblichen Kriegssekt, die Flasche zu drei Mark und zehn Pfennigen! Ach ja, das waren noch Zeiten ...

All diese Schlemmerei kam selbstverständlich aus unserer eigenen Tasche. An dienstlicher Verpflegung empfingen wir nicht ein Gramm mehr als der Mann.

Wir lagen schon in tiefem Schlummer, da wurde der Adjutant ans Telephon gerufen und empfing eine Nachricht, die wichtig genug war, uns alle wachzurütteln.

Kowno genommen, hundertzwanzig Geschütze erbeutet!

Wenn das so weiterginge, würden wir den Krieg gegen Rußland noch vor dem ersten Schnee zu Ende bringen.

Und — war das nicht das Ende des Zweifrontenkrieges? Mußte das nicht den allgemeinen Frieden bedeuten?!

In dieser Hoffnung entschliefen wir vergnügt.

Der folgende Morgen brachte den erwarteten Befehl, eine scharfe Rechtsschwenkung zu machen und, das Narewknie zur Linken lassend, gen Süden abzumarschieren. Die Division Wernitz wurde von der Division Breugel abgelöst und trat als Armeereserve in die zweite Linie.

Der Erleichterung, die das bedeutete, sind wir nicht lange froh geworden. Zwar verlief der nächste Marschtag, der 17. August, bei vollem friedensmäßigem Behagen, in Marschkolonne, statt wie gestern zum Gefecht entwickelt. Im Südosten aber bei Bielsk schien es heiß herzugehen. Zwar drang noch kaum ein Hall der Schlacht zu uns herüber, aber ganze Züge Verwundeter strömten uns entgegen und berichteten von harten Kämpfen. Und welche Unmenge Gefangenentransporte! Alles Leute von einem ganz anderen Typus als die, welche wir bisher

zu ſehen bekommen hatten: große, ſtarkknochige, finſterblickende Geſellen mit buſchigen Blond- und Braunbärten: Sibirier und Garden, Elitetruppen, zur Verſtärkung und zum Schutz der Bahn herangeworfen. Wir durften uns auf einiges gefaßt machen.

Abends Biwak bei ſchwülem, bedecktem Himmel. Es verſprach recht idylliſch zu werden. Das erſte Bataillon hatte zu einem Glaſe Bier eingeladen. Wir ſaßen, Moebius und ich, als Gäſte im Kreiſe der vertrauten Kameraden und waren ſehr vergnügt.

In unſere Oaſe platzte nachts um elf — etliches Bier war bereits vertilgt — der Befehl herein:

Stäbe ſofort beritten und marſchbereit zum Regimentsſtab!

Es wurde uns eröffnet, daß wir wieder in die vorderſte Linie kämen zur Ablöſung der 99. Diviſion, die infolge heftigen feindlichen Widerſtandes vor der Zeit abgekämpft ſei. Die Ablöſung ſei noch in der Nacht zu bewirken. Alle Bataillone ſofort in Marſch zu ſetzen, Führer voran zur Übernahme der Stellungen!

Bald trabten alle vier Stäbe unter Führung des Regimentskommandeurs in die rabenſchwarze Nacht hinein. Der Oberſtleutnant erwies ſich, was ich ihm nie zugetraut hätte, als ein ſcharfer Reiter. Das Tempo, das er auf ſeinem ſtämmigen Braunen angab, war gediegen. Es koſtete ihn ſelber ſeine Kartentaſche, mich meine rechte kleine Packtaſche mit Gummiwaſchbecken und Handtuch, meinen Adjutanten gar ſeinen Woilach ...

Am Ziel angekommen hatten wir Mühe, den Kommandeur des Regiments, das wir ablöſen ſollten, aus tiefem Erſchöpfungsſchlafe wachzutrommeln: er hatte den Ablöſungsbefehl noch gar nicht erhalten.

Dann ſchwere Not, das Bataillon heranzukriegen. I und III kamen auf Vorpoſten, ich war Regimentsreſerve, hatte ſonach den Vorzug, mit dem Regimentsſtab zuſammen in einem völlig ausgeplünderten Panjehaus unterzuziehen und von vier bis ſechs Uhr morgens auf einem Strohbündel hinzudämmern. Dabei quäkte immerfort das Telephon, kamen Meldungen über Meldungen, Befehle über Befehle — keine reine Freude. Ich bewunderte den Oberſtleutnant, daß er, noch etliche Jährchen älter als ich und von Rheuma geplagt, ſeinen knurrigen Humor und eine nicht totzukriegende Spannkraft behielt.

Um ſechs Uhr Meldung, der Feind habe die uns gegenüberliegenden Stellungen geräumt. Kurz darauf Befehl, zu ſofortiger Verfolgung anzutreten. Es war, trotz höchſt mangelhaften Nachtſchlafes, eine Erleichterung, aus der muffigen, lärmhaften Bude ſich herauswickeln und in den leuchtenden Vormorgen hinaustreten zu dürfen.

Der Tag, der eben heraufglühte, ſollte einer der ſtolzeſten meines Lebens werden.

19.

Es fing an wie alle Tage. Der Feind war weg, wir traten unſeren Vormarſch an, ohne eine Spur vom Ruſſen zu ſehen, ohne nur ein Schrapnell zu bekommen.

Das erſte und das dritte Bataillon waren aus ihren Vorpoſtenſtellungen gleich in die Schützenlinie übergegangen. Ich, als Regimentsreſerve, pendelte in Marſchkolonne gemächlich hinterdrein.

Wir durchritten ein flaches Hochgelände, auf dem niedere, ziemlich düſtere Föhrenwaldungen mit Ackergebreiten wechſelten. Inmitten die üblichen kümmerlichen, eingeäſcherten Dorfſtätten.

Quer durch die Landſchaft zogen ſich in Abſtänden von etwa je einem Kilometer nicht weniger als drei vollkommen ausgebaute und doch kampflos uns überlaſſene Stellungslinien!

Gefangene hatten ausgeſagt, die ruſſiſche Armee führe ſozuſagen eine zweite Armee von Zivilarbeitern beiderlei Geſchlechts mit ſich, die während der Kämpfe weiter rückwärts Stellung hinter Stellung ausbaue. Glaublich nach dem, was unſere Augen ſahen. Nikolaj konnte ſich alſo den Luxus geſtatten, mit Stellungsbauten zu „aaſen“ ... Steckte doch in ihnen nicht ein Teil der Kampfkraft ſeiner Armee, ſondern lediglich der Schweiß von Helotenbanden, die unter Knute und Kolben ſtanden.

Die Gefechtsſtreifen, die uns heute zugeteilt waren, reichten ſtolz und zuverſichtlich bereits bis über die Bahn Bielſk—Bialyſtok hinüber, unſer nächſtes großes ſtrategiſches Ziel. Das verriet viel Vertrauen bei unſerer oberen Führung. Aber wir wußten ja, daß wir nun Elitetruppen vor uns hatten. Überdies erfuhren wir, daß zwiſchen uns und unſerem Ziel ſich noch mehrere feſte Stellungen hintereinander befänden. Heute mußte es zu ſchweren Kämpfen kommen.

Das Dorf Malinowo war durchſchritten, als unſere beiden Bataillone der vorderſten Linie aus den Wäldern, die unſer Marſch durchqueren mußte, gegen halb zwölf Uhr Feuer bekamen und in Stellung gingen. Alsbald orgelten die erſten Granaten heran, ich zog das Bataillon auseinander. Bei dem heftigen Artilleriefeuer, das uns alsbald überſchüttete, dauerte es keine zehn Minuten, und meine Kompagnien waren in der Erde verſchwunden. Wie ſchnell der Spaten arbeiten kann, wenn's ſchießt!

Panje ſchien bei Munition. Es praſſelte gehörig da vorn. Bald humpelten ganze Trupps Verwundete der vorderen Bataillone an uns vorüber. Wen's kräftig gehaſcht hatte, der ſchlich und wankte ſtumm ſeines Weges, in ſich gekehrt, fahlen Geſichts, und achtete nicht der Zurufe, die aus unſeren Gräben ihm entgegenflogen:

„Na, Fritze, drückſte mal wieder die Knie nach de Heimat durch?“

„Orje, jrieße Muttan und mach 'n ſtrammen Kriegsbengel!“

Wer das Glück hatte, ein „Urlaubsſchüßchen“ zu erwiſchen, der lachte und ulkte munter zurück:

„Det kannſte ooch haben, Willem! Jeh man nach vorne, da kannſte Urlaubsſcheine in alle Jreeßen vapaßt kriejen!“

Nicht lange, und auch in meinen Gräben wurden „Urlaubsscheine verpaßt“, mancher gleich für die Ewigkeit.

Immer dichter fielen die Granaten, immer wütender kläfften die Schrapnells. Die Witze verstummten; die Verwundeten, die unsere Gräben kreuzten, humpelten mit letztem Kraftaufgebot, um der Zone des Verderbens zu entrinnen; wem's Wunden und Schmerzen irgend gestatteten, der lief, was er laufen konnte. Wir drückten uns immer tiefer auf die Grabensohle. Nur die Führer hoben von Zeit zu Zeit die Köpfe, warfen durchs Glas einen schnellen Blick nach vorn, um die Entwicklung des Gefechts der vordersten Linie zu verfolgen, tauchten schnell wieder unter, wenn das langgezogene Röhren der schweren Granaten heranschwoll, das scharfe, kreischende Schwirren der Schrapnells.

Ernste Stunden, unzählige Male durchlebt, dennoch jedesmal eine erneute Prüfung für Nerven und Seele ...

Das beste: sich beschäftigen. Ich schrieb, mit angezogenen Knien auf der feuchten, frisch ausgestochenen Grabensohle sitzend: Tagebuch; einen Brief nach Hause.

Hoch über mir auf der Grabenböschung schlugen ein paar Absätze knallend zusammen: Offizierstellvertreter Kramer stand droben stramm, wie auf dem Kasernenhof, und meldete:

„Feldküchen zur Stelle!“

„Wollen Sie machen, daß Sie in den Graben kommen?“

Der Graukopf sprang mit einem eleganten Satz, federnd wie ein Jüngling, zu mir herunter.

„Wo stehen sie?“

„Am Ostausgang des Dorfes, Herr Hauptmann — dort hinter den letzten Häusern.“

„Famos. Was meinen Sie, Moebius — ob wir's verantworten können, noch ſchnell eſſen zu laſſen?“

„Ich würd's unter allen Umſtänden empfehlen, Herr Hauptmann.“

„Alſo gut, mündlicher Befehl an die Kompagnien: von jeder Gruppe zwei Mann mit ſämtlichen Kochgeſchirren zum Eſſenholen! Nur zuverläſſige Leute ſchicken, damit ſich keiner verkrümelt! Danke Ihnen, lieber Kramer, haben Sie ſehr gut gemacht. Denken Sie auch an den Bataillonsſtab!“

Bald hörte man überall die Kochgeſchirre klappern, ſah aus den Gräben die Eſſenholer rückwärts laufen, dem Dorfrande zu. Wenn's Futter gibt, wird jede Gefahr in den Kauf genommen.

Uns brachten unſere Burſchen die willkommene Atzung. Diesmal kein Kinderſpiel. Gar manches Mal mußten die guten Jungen mit ihren Körben ſich hinwerfen, wenn eine „ſchwarze Sau“ in ganz bedenklicher Nähe herunterſprang. Dafür bekamen ſie ein paar Zigarren extra. Eure Treue, ihr prachtvollen Schlingels, wer kann euch die bezahlen?

Unglaublich, wie ein gefüllter Magen die Gefechtskraft hebt. Von uns aus konnte es losgehen.

Die anderen Bataillone ſtiegen aus ihren Gräben, ſtürmten mit Hurra den Waldrand, warfen den Feind, verſchwanden in der Tiefe des Forſtes.

Das Bataillon hatte inzwiſchen abgegeſſen, ich ließ es kompagnieweiſe weit ausgeſchwärmt nachrücken, zunächſt bis an die Ausgangsſtellung unſerer erſten Linie, bald an die geſtürmten Gräben des Feindes am Waldrand. Da lag mancher Tote, krümmte ſich manch Schwerverwundeter — hüben in Feldgrau, drüben im ſtumpfen Rehbraun des Ruſſen.

So folgten wir abſchnittweiſe dem Vorgehen der vorn kämpfenden Bataillone, die ſich im Walde vorarbeiteten. Um uns die ohrenzerſprengenden Getöſe des Waldgefechtes; das Rollen der Infanterieſchüſſe, das Mordgehämmer der Maſchinengewehre, vom hundertfachen Widerhall zu blutaufpeitſchendem Geraſſel verſtärkt.

Doch ohn' Ermatten vorwärts ging's. Die Kameraden da vorn machten gute Arbeit, von Stellung zu Stellung warf ich meine Kompagnien hinterdrein, um die Fühlung nicht zu verlieren und als Rückhalt zur Stelle zu ſein.

So ward in ſtundenlangem Ringen der Wald durchſtoßen. Vor uns lag ein flaches, kahles Gelände, gen Süden von einem Walde parallel der geradeaus führenden Straße geſäumt. Vorn in einer flachen Senke lag ein Dorf, deſſen Weſtſaum der Feind mit Zähigkeit hielt. Von dort aus ſcholl uns das Gebelfer der Maſchinengewehre entgegen.

Woronje nannte es die Karte. Ein Name, von dem die große Kriegsgeſchichte nie etwas wiſſen wird. Ein Name wie der von vielen Tauſenden von Dörfern, die in dieſem ungeheuerlichen Kriege verteidigt und geſtürmt worden ſind. Ein Name, der niemand etwas ſagt — niemand, außer den paar hundert Menſchen, die ihr Blut und Leben in einer der fürchterlichſten und erhabenſten Stunden ihres Erdendaſeins an den Beſitz dieſes Dorfes geſetzt haben. Dieſen aber oder den paar Dutzend von ihnen, die nach dem Weltkrieg vielleicht noch ein paar Jahre oder Jahrzehnte zu leben haben werden — ihnen klingt dieſer namenloſe Name bis an ihr Lebensende wie Schwertgeklirr und Wogenprall, wie jauchzender Walkürenſchrei, wie Todesgeſtöhn und Siegesjubel, wie Vaterland, Ehre, Unſterblichkeit.

Wir hatten den Waldrand kaum verlaſſen, da ſchlug auch uns, die vorderſte Linie überfliegend, ein Feuer entgegen, das uns zwang, in ſchnellem Laufe vorhaſtend die verlaſſenen Stellungen unſerer Sturmbataillone zu gewinnen — Reihen von Löchern, zwiſchen dem Schießen haſtig in den Sand gewühlt.

Spaten 'raus!

Hinter dem Dorf erfaßte der Blick ein halbmondförmig ſich um die Örtlichkeit herumziehendes flach anſteigendes Höhengelände, auf dem das Glas feindliche Drahtverhaue und Gräben erkennen ließ. Hinter dem Saume mußte die feindliche leichte Artillerie ſtehen. Dort ſtiegen die falben Wolken empor, von dort klang das Murren der Abſchüſſe, flatterte der Flug der Todesvögel zu uns herüber.

Das erſt war offenbar die ruſſiſche Hauptſtellung, das Dorf Woronje ein ſtark befeſtigter Stützpunkt im Vorgelände. Zwei ſchwere Stürme ſtanden in Ausſicht.

Hart hinter uns am Waldrand erkannten wir — den Regimentsſtab. Kaum um mehr als hundert Meter war der Oberſtleutnant ſeiner Reſerve gefolgt, lenkte von dort aus, gelaſſen an eine Tanne gelehnt, das Gefecht ſeiner Dreihunderteinundvierziger.

Die Mannſchaften, leuchtenden Auges, machten einander auf den Kommandeur aufmerkſam. Mit einemmal, es war ordentlich zu fühlen, war aus dem wenig beliebten Nörgler uns allen ein geliebter Vater geworden, vor deſſen Augen ſich zu bewähren höchſter Stolz für ſeine dreitauſend Jungens werden ſollte ...

„Regimentsbefehl: Bataillone warten in ihren jetzigen Stellungen, ohne weiter vorzugehen, die Artillerievorbereitung ab. 4^{30}—6 Uhr Wirkungsſchießen der Artillerie,

6 Uhr Sturmangriff. Woronje unter allen Umſtänden in die Hand des Regiments zu bringen.“

Unſere vordere Linie ſchanzt heftig. Auch bei uns rühren ſich die Spaten. Es gilt, möglichſt tief in die Erde zu kommen, bis das Wirkungsſchießen losgeht. Der Feind wird mit der Munition nicht ſparen, um uns die Luſt zum Sturm zu vertreiben.

Buddelt, Kinder, buddelt, hernach, wenn die Bumſerei losgeht, könnt ihr euer Verdauungsſchläfchen halten.

Aha — nun iſt es ſo weit.

Sch! ſch! ſch! ſch! fegen die erſten Granaten unſerer Feldartillerie über uns hinweg. Eine Feuer-, Dreck- und Qualmſäule nach der anderen ſchießt in der feindlichen Stellung, ſchießt am Dorfſaum empor. Nun hoch über uns in der Luft, wlwlwlwlwl —

Unſere Schwere!

Bautz! Verdammt — die liegt im Ziel!

Kohlſchwarz bäumt ſich ein blitzdurchzucktes Gewölk aus Woronjes Strohdächern empor, wölbt ſich auseinander, ſteigt mißfarben in ſcheußlicher Ungeſtalt bis zum Himmel ...

Schon antwortet der Feind. Die Stellung unſerer Artillerie ſcheint er noch nicht herauszuhaben, nimmt ſich unſere Stürmer aufs Korn.

Über unſeren vorderſten Gräben, wo Jarotzky und Panther des Befehls zum Anſprung harren, ſtehen in langen Linien die tückiſchen weißen Wolkenbällchen. Krach, krach, krach, krach — vier Granateinſchläge, noch nicht im Graben drin, aber hart jenſeits. Feind ſchießt ſich ein, offenbar mit guter Beobachtung von dem Höhenſaum jenſeits des Dorfes.

Das große Kanonenduell, das den Endkampf einleiten ſoll, hat begonnen.

Anderthalb Stunden liegen vor uns, die ertragen ſein wollen. Wir kauern in unſeren Gräben, ſtumm ergeben, laſſen den Graus über uns hinwegbranden. Bald näher, bald ferner ſchlägt's ein, dumpf dröhnend, gleich darauf zerreißt ein Krach die Lüfte — beidemal wankt der Boden, ſtürzen ganze Stücke der Böſchung unſeres kaum ausgehobenen Grabens in ſich zuſammen. Über uns iſt die ganze Luft gefüllt mit einem wüſten Konzert aus hunderttauſend Stimmen. Nun klingt's wie das Miauen eines rieſigen Katzentiers, jetzt wie das Bellen und Kläffen einer Meute Satanshunde, es ſchmatzt und grunzt, es röhrt gleich dem Brunſtſchrei des Hirſches, es brüllt mit Löwenwut, faucht mit Hyänentücke, ſchmettert wie die Poſaune des Jüngſten Gerichts.

Eine Zeitlang quält die Seele ſich ab, gegen die lähmende Mattigkeit anzukämpfen, mit der dies entfeſſelte Toben ſie betäubt. Dann kommt Erlöſung: Kopf an Kopf ſinkt an die Grabenwand oder vornüber auf die Bruſt, bald miſcht ſich in den Orkan, der uns umwirbelt, ein vielſtimmiges, raſſelndes Schnarchen.

Bisweilen wird dieſer ſeltſame Schlummer jählings unterbrochen: ein gar zu naher Einſchlag weckt den zäheſten Schläfer, die halbe Grabenwand ſtürzt ein, verſchüttet den oder jenen, der mühſam zappelnd, von Kameraden an Arm und Bein gefaßt, ſich befreien muß ...

Dann ſchaut man blöden Auges umher: noch immer nicht zu Ende? Ach nein, erſt fünf Uhr ...

Man lauſcht in den Schwall des entfeſſelten Erdengewitters: verdammt! iſt das nun ein Wirkungsſchießen der deutſchen oder — der ruſſiſchen Artillerie?! Die unſere

iſt recht ſchweigſam geworden. Sollte ſie niedergekämpft ſein? Oder hätten gar die Unken recht, die ſchon ſeit Tagen von immer ſchwieriger werdenden Nachſchubsverhältniſſen, von beginnender — Munitionsknappheit zu munkeln wußten?!

Jedenfalls: leicht wird der Sturm nicht werden ...

Panje ſchießt wie verrückt. Ihm ſcheint's an nichts zu fehlen.

Was hilft's? Was kommen ſoll, das kommt ...

Wieder flüchtet ſich die gemarterte Natur in erlöſendes Verſinken.

„Herr Hauptmann! Sechs Uhr! Vorn wird zum Sturm angetreten!"

„Was iſt — was?! Was wollen Sie, Moebius? Ach ſo, ganz recht — ja, ja, ich bin ſchon wach."

Richtig, Jarotzkys und Panthers erſte Welle klettert aus den Gräben, reiht ſich zu endloſer Schützenlinie — haſtet nach vorwärts.

Auf dieſen Augenblick ſcheint der Feind gewartet zu haben. Vom Dorfrand praſſelt ein wütendes Geknatter los, auf dem dürren Sandboden zucken überall die feinen Spritzer der Geſchoßeinſchläge auf. Zugleich hauen in langen Reihen die Granaten, die Schrapnellgarben des Sperrfeuers in den Boden, türmt ſich eine Wand ſchwarzen Qualms vor den Stürmern empor.

Eine Weile widerſtehen die Angreifer, ſtapfen mit geduckten Köpfen vorwärts, ob auch der und jener plötzlich die Arme in die Luft wirft und jählings nach vorn plumpt.

Nicht lange. Schon werfen ſich einzelne, nun ganze Gruppen und Züge zu Boden, beginnen in fieberhaftem Wühlen mit dem Spaten ſich flache Gruben zu ſchaufeln, niedere Deckungen zu häufen.

Verdammt!

Die zweite Welle ſteigt aus dem Graben, um die erſte mit ſich fortzureißen. Umſonſt — auch ſie wird zu Boden geſchleudert von dem Orkan, der ihr entgegenſchlägt.

Hier und dort gelingt es den Führern, Gruppen, Halbzüge, ganze Züge einige zwanzig, dreißig Meter weit mit vorzureißen. Immer wieder ſieht man einzelne Tapfere für ihre Perſon ſich vorarbeiten, in jähem Sprung aus dem kaum gewühlten Loch bis zum nächſten Geländeabſchnitt, wo eine Ackerfurche, ein Feldrain kümmerliche Deckung verheißt. Immer weiter fledern die Bataillone auseinander, bald iſt vor uns die ganze Ebene nach dem Dorf zu mit einem Gewimmel grauer Kleckſe bedeckt, die einzeln, faſt ohne Zuſammenhang untereinander, ſich nach vorn bewegen, zwiſchen denen immerfort die Rauchfontänen, die Schrapnellgarben niederpraſſeln, die feinen Sandſpritzer emporwirbeln.

Wie lange dies Schauſpiel währt? Eine viertel, eine halbe Stunde?

Wir kauern am Grabenrande, das Glas ans Auge geklemmt, nicht achtend der Geſchoſſe, die uns um Helmſpitzen und Wangen pfeifen, der Granatſplitter, die kreiſchend über uns hinſchwirren — geſpannt, gebannt — nur Auge zum Schauen.

„Herr Hauptmann," tönt da eine Stimme hinter, über mir, „ich bringe einen Regimentsbefehl."

Eine Gefechtsordonnanz vom Kommandeur.

Ich reiße den Umſchlag auf und leſe:

„Zweites Bataillon den Angriff der vorderſten Linie vortragen. Woronje muß genommen werden.

A. B.

Mühlhaus."

Ich ziehe die Uhr, ſtelle feſt:

6 Uhr 20 Minuten.

Notiere die Zeit des Empfangs auf Befehl und Umſchlag, gebe dieſen dem Überbringer zurück:

„Danke — Gefechtsordonnanz Sechſte, Achte?“

„Hier! — Hier!“

Zwei ſtramme Burſchen ſpringen auf, zwei Augenpaare ſchauen mich an in ſtählernem Gehorſam.

„Sechſte und Achte folgen als zweite Welle auf dreihundert Meter. Sturm iſt vorzutragen bis zum Oſtrand des Dorfes. Woronje muß genommen werden.“

Stramme Kehrtwendung — mit zwei Sätzen ſind meine Boten entſtoben.

„Kommen Sie, Moebius!“

Schon ſteh' ich auf dem Grabenrand. Wenn's ſein muß, durchdringt meine Stimme den tollſten Schlachtengraus.

„Fünfte, Siebte — marſch! Weiterſagen!“

„Fünfte, Siebte, marſch!“ rollt's an der Front des Bataillons entlang. Ich bin ſchon im Schreiten — neben mir der Adjutant, hinter mir die Gefechtsordonnanzen. Hinter mir, ich weiß es, ohne umzuſchauen, die Fünfte, die Siebte, Mann für Mann, die Führer mit langen Sätzen voranſpringend, um den vorgeſchriebenen Abſtand zu gewinnen.

Aber — Teufel ... *geht* denn das überhaupt?

Gegen *dies* Feuer anzurennen, iſt denn das überhaupt menſchenmöglich?!

Wie ein waagerecht ſtreifender Hagelſchauer ſurrt's und ſchwirrt's uns entgegen ... daß man noch aufrecht ſteht — kaum zu begreifen.

„Marſch marſch!“

Es iſt, als ſei alle Erdenſchwere von den Gliedern gewichen — als trügen nicht die von dreiundeinhalb Wochen der Kämpfe, der Ritte, der Biwaks ermüdeten Beine — als trüge ein Sturmwind mich vorwärts.

Auch dieſe Beflügelung ermattet. Ich plumpe wie ein Sack in die Schollen. Um mich praſſelt der Hagel in die ſtiebenden Furchen.

„Hinlegen!!“

Neben mir, hinter mir purzelt's an die Erde — ein Keuchen aus allen Brüſten, das die Lungenflügel ſprengen will. Jedes Geſicht iſt von jähem Schweiß übergoſſen, über manche Wange rinnen rote Tropfen.

„Sprung, auf, marſch marſch!“

Zwanzig, dreißig Meter weiter preſchen wir vor.

Fallen abermals nieder, wie hingemäht — nun ſchon inmitten der Nachzügler der vorderen Linie.

„Warum geht ihr nicht vor?! Schlappe Kerle, warum ſeid ihr liegengeblieben?“

„Herr Hauptmann, det jeht ja nich — det jeht ja nich ...“

„Natürlich geht es — muß gehen!“

„Waſſer! Waſſer!“ wimmert's hier, klagt's dort.

„O — o ... ich ſterbe ... meine arme Mutter ... o — o ...“

„Auf, Kerls — vorwärts! In Dreideibelsnamen — vorwärts!“

Nein — das — das geht wirklich nicht —

Drei Schritt vor mir praſſelt mit zehn Schritt Zwiſchenraum eine Lage Granaten in den Sand, geht mit Getös in die Luft, daß mir das Trommelfell berſten will, die Splitter heulen uns um Schultern und Stirnen, es regnet Lehmklumpen.

Entſetzen will die Seele lähmen. Nein — das geht wirklich nicht ...

Da!

Aus den Giebeldächern des Dorfes ſteigen ſchwere Rauchſchwaden auf — zucken gelbe Flammen.

Räumt der Ruſſe?!

Nein — diesmal denkt er nicht dran. Toller als je rattern ſeine Maſchinengewehre. Den Brand hat unſere Artillerie geſtiftet.

Woronje muß genommen werden ...

Befehl iſt Befehl!!

Mit einem Male kommt wieder dies wundervolle Gefühl über mich, das ich kenne ... vom Monskanal, vom verhexten Walde bei Miſſy ...

In mir verſinkt mein Ich, Hoffnung und Angſt, Vergangenheit und Zukunft, Heimat und Liebe ...

Woronje muß genommen werden!

Vorwärts, Kinder! Wir müſſen's haben, das Dorf —

Es iſt befohlen —!!

Ich ſpringe auf — die Knie wanken, das heilige Müſſen ſtrafft ſie.

Vorwärts!

Überall, zur Rechten und zur Linken, ſehe ich die hingeduckten Nacken ſich heben, die hingeſtreckten Leiber ſich aufrichten. Dutzende ſind's ſchon, die mir folgen. Allen voran, Schulter an Schulter neben mir, mein Moebius. Hinter mir — mein Stab, meine Getreuen.

Vorwärts, Kinder, vorwärts!

Jetzt ſterben! Seligkeit wäre das — ein Flug ins Licht, geradenwegs in den Schoß des Alliebenden.

Aber nein — ich werde nicht ſterben.

Woronje muß genommen werden.

Der Feind ſchießt gut, nur hält er ein bißchen tief. Als hätt' er's nur auf unſere Schienbeine abgeſehen. Haarſcharf über dem Erdboden ſauſen ſeine Geſchoſſe. Die Stirn hebt ſich frei über dem Flug des tödlichen Geziefers.

Aber — jetzt — —!!

Aus der rechten Flanke, genau aus der Flanke knarrt das wohlbekannte blecherne Gelärm: Schrapnells!

Der Wald, der bisher unſeren Anſturm zur Rechten geleitete, weicht zurück, ein Höhenrücken hebt ſich aus der Ebene, auf dem das Städtchen Auguſtowo liegen muß.

Da ſtehen ſie!!

Da ſteht noch unerſchütterte feindliche Artillerie.

Sie hat unſer Vorgehen erkannt, ſchmettert, übers Viſier zielend, aus der Flanke ihre Todesgeſchoſſe in unſere ſtürmenden Reihen.

In dichten Schwärmen, faſt ſo dicht wie die Maſchinengewehr- und Gewehrkugeln von vorn, ſauſen uns von rechts her die Schrapnells, die Granaten um die Köpfe, hauen zwiſchen uns hinein, ſpritzen ihre Dreck- und Splittergarben, aus der Gießkanne des Teufels rauſchen Schauer bleierner Tropfen.

Heiſa! Heiſa!

Ein Rauſch kommt über mich, eine jauchzende Welle höchſter Lebenswonne kocht in mir empor.

Heiſa! Heiſa!

Iſt dies noch Leben? Iſt dies nicht ſchon Ewigkeit?!

„Langſam, langſam, Herr Hauptmann!" mahnt Moebius. „Die Kerls kommen nicht mit!"

Ich ſchaue zurück. Das Häuflein zu meiner Rechten und Linken iſt klein geworden.

Eben wirft der ſtramme Angermeier, die blonde Gefechtsordonnanz von der Siebten, die Arme hoch:

„Ich bin getroffen!“

— plumpt gurgelnd in die Schollen.

Ein Augenblick der Erſchlaffung überkommt mich, mitten im höchſten Rauſch. Ich laſſe mich fallen. Sehe, daß ich noch nicht einmal der Vorderſte bin. Um mich liegen, im Gelände verſtreut, die Bravſten vom erſten, vom dritten Bataillon — grabend, ſchießend, blutend. Was an meinen Ferſen geblieben, läßt ſich gleich mir an die Erde fallen.

Ich wende mich. Das weite Blachfeld iſt bedeckt von Stürmern, einzelnen und zu Gruppen zuſammengeballten, wie der Mut wackerer Führer, das eigene tapfere Herz ſie vorgeriſſen. Aber nun ſcheint die Lähmung des Entſetzens alle an den Boden zu zwingen. Da ſpringt von hinten her ein langer bärtiger Offizier heran, einzelne Kerls folgen ihm. Er wirft ſich neben mir an die Erde. Es iſt der Hauptmann von Gellhorn, einer der tüchtigſten Bataillonskommandeure der Diviſion, vom Schweſterregiment 342.

„Herr von Gellhorn — ja, wie kommen Sie denn hierher?!“

„Bin Ihrem Regiment unterſtellt — habe Befehl, Ihrem Bataillon hart aufbleibend zu folgen.“

„Was — und ſeid ſchon ſo weit vorn?! — Ich verſchnaufe nur einen Augenblick — gleich geht's weiter. Ich krieg' das verdammte Neſt, ich krieg's!“

Ich ſpringe auf:

„Kerls,“ ſchrei' ich heiſer, „wer kein Hundsfott iſt, ſtürmt mit!! Woronje muß genommen werden! Seitengewehr pflanzt auf! Was ſich wehrt, wird totgeſchlagen!“

Sieh: ſchon ſpringen ſie auf: ein halbes Dutzend, ein Dutzend, zwei. Das muß reichen.

„Marſch marſch!“ brülle ich. „Hurra!“

Noch fünfzig Meter bis zum Dorfrand — bis zum Graben, in dem ich ſchon die flachen Tellermützen erkenne, die geduckten Geſichter überm Aufblitzen der Schüſſe. Drüber, immer höher und höher aufgloſtend, die jache Flamme.

„Hurra!“ brüllt's zur Rechten und zur Linken. Die Eiſen funkeln, die Augen, mordgierig, treten aus den Höhlen im grimmen Tigerſprung.

Das hält der Ruſſe nicht aus. Plötzlich ſchweigt das Gewehrfeuer, das Gebelfer der Maſchinengewehre wie abgeriſſen — nur die Schrapnells und Granaten gröhlen noch zwiſchen uns hin. Die braunen Tellermützen fahren in die Höhe, braungewandete Geſellen ſpringen empor, verſchwinden jäh entſetzt im Dunkel, im Rauch, im Glutofen.

„Hurra!“ tönt's wilder, ſiegestrunkener aus den weitgeöffneten Mäulern der Tapferſten, die mir folgen.

Vergebens mahnt Moebius:

„Herr Hauptmann, wir haben keine zwei Dutzend mehr hinter uns!“

„Aber — wir haben Woronje!“

Ich ſpringe mit einem Satz über den feindlichen Graben, in dem nur noch Tote und Wehrloſe ſtecken.

Das Dorf iſt ein Scheiterhaufen. Eine Siedehitze ſchlägt uns entgegen, daß die Zunge im Halſe verdorren will.

Durch, Kerls, durch!

Zwiſchen den rotflammenden Feuerſtätten, die ehemals friedliche Menſchenbehauſungen waren, winden wir uns hindurch. Geröſtet ſtarren die Kamine aus der Weißglut.

Wir ſind auf der Dorfgaſſe. Einen Augenblick Raſt, mein Häuflein zu ſammeln!

Da!

Ein neuer Schloßenſturm wirbelt von Oſten heran. Kaum hat der Ruſſe erkannt, daß die Beſatzung des Dorfes flieht, da legt er, ſeiner barbariſchen Gewohnheit gemäß, von der Hauptſtellung aus Feuer auf die geräumte Vorſtellung, ohne Sorge, er möchte die zurückflutenden Kameraden mit den Stürmern zugleich niedermähen.

Im Nu liegen wir flach am Boden. Der Schauer raſt über uns hinweg.

Die Dämmerung iſt da. Uns leuchtet der Brand ringsum, der uns den Atem verſetzt.

Ich ſchaue umher. Lauter fremde Geſichter; nur drei von meinem Bataillon — meine Gefechtsordonnanzen: Schubert, Veſper und Müller.

Was iſt zu tun? Teufel auch, das Feuer wird immer ärger. Wenn's einen Gegenangriff ankündigte? Wieviel ſind wir denn eigentlich?

Abzählen!

Donnerwetter: ganze ſiebzehn. Ich, der Adjutant, ein Offizierſtellvertreter vom dritten Bataillon, vierzehn Mann von verſchiedenen Kompagnien, darunter ſogar einer vom Regiment 342.

Wenn der Ruſſe anläuft, ſind wir erledigt.

Alſo Moebius, ſofort ſchriftliche Meldung ans Regiment: Woronje feſt in meiner Hand, erbitte dringend Verſtärkung, ſonſt Gegenangriff zu erwarten.

Na, und nun einen feuerfeſten Boten. Wen hab' ich zur Hand? Liegt da nicht Veſper, Gefechtsordonnanz der ſiebten Kompagnie, mein bergiſcher Landsmann?

Vorwärts, kleiner Veſper, das iſt was für dich.

Das Bürſchchen ſtiefelt gelaſſen durch den Höllengraus.

Ich ſandte zunächſt eine Patrouille bis zum öſtlichen Dorfrand vor, um feſtzuſtellen, wo der Feind geblieben ſei. Wie die Schlangen krochen die Erwählten auf dem Bauche vorwärts, in das Chaos aus züngelnden Flammen und immer tiefer laſtender Dämmerung.

Bis die zurückkommen würden, war Zeit zum Sinnen. Es iſt ein Sturz aus Wolkenhöhen in den Erdenſchlamm, kommt man aus ſolch einer Trunkenheit zur Beſinnung. Moebius und ich tauſchten unſere Gedanken.

„Eigentlich ein Unfug," ſage ich, „mit fünfzehn Mann ſo ſinnlos vorzupreſchen. Wenn nun der Gegenangriff kommt — gute Nacht, Bataillonsſtab II/341."

„Ich hab's fortwährend geſagt, Herr Hauptmann," ſagte Moebius. „Herr Hauptmann waren ja nicht zu halten. Einen Anpfiff vom Regiment werden wir überdies beſehen, weil wir als Regimentsreſerve durchs ganze Regiment nach vorn durchgebrochen ſind."

„Na, von wegen Anpfiff — da würde ich verdammt feindlich werden. Ich hatte Befehl, den Angriff vorzutragen und Woronje unter allen Umſtänden zu nehmen. Haben wir den ausgeführt oder nicht?"

Veſper kam. Er hatte dem Regimentskommandeur perſönlich Meldung erſtatten können. Der liege mitten unter den Stürmern und ſei raſtlos bemüht, die Wankenden vorwärts zu bringen. Verſtärkung ſei zugeſagt.

Und nun zu euch, die ihr bei mir ausgehalten habt: ihr ſollt nicht vergeſſen werden. Wenn ich noch einmal die Erlebniſſe dieſer Stunde ſollte aufſchreiben dürfen, dann ſollen eure Namen leben, ſo lange wie die Blätter, auf denen ich ſie aufzeichnen werde. Wie wir ſo hingeſtreckt lagen, zog ich eine Meldekarte aus meiner Kartentaſche

und befahl den Kameraden, ſie Mann für Mann weiterzugeben, auf daß jeder ſeinen Namen aufzeichne. Ich beſitze ſie noch heute: ſie iſt mir teuer wie ſonſt nur noch ein Stück meiner Kriegsandenken. Sie lautet alſo:

1. Landſturmmann Wilhelm Budde, 5. Komp.
2. Musk. Otto Schubert, 7. Komp.
3. Reſ. Guſtav Sagorny, 1. Komp.
4. Nehmer, 3. Komp.
5. Moebius, Ltn. u. Batl.-Adj. II/341.
6. Musk. Guſtav Veſper, 7. Komp.
7. Bloem, Hptm. u. Batl.-F. II/341.
8. Freiw. Alfred Müller II 6/341.
9. Taubert, Vizefeldw. 10/341.
10. Franz Meryk, Inf.-Rgt. Nr. 342, 8. Komp.
11. Wehrmann Eikermann 10/341.
12. Musk. Beckmann 10/341.
13. Musk. Lingt 3/341.
14. Untfz. Tielert 10/341.
15. Musk. Rejewſki 10/341.
16. Musk. Michaelis 10/341.
17. Musk. Koſchnitzki 10/341.

Dann plauderten wir alle zuſammen, noch immer platt am Boden liegend, vom Maſchinengewehrfeuer faſt bewegungslos niedergehalten, über unſere Erlebniſſe. In meinem Herzen war ein helles, reines Glücksgefühl. Faſt alles wildfremde Männer um mich: welch herrliche Herzen, welch gute Kameraden! Volk, welch einen Reichtum birgſt du in deinen Tiefen! Wie ſchön: in dieſen Namenloſen, dieſen nie zuvor und nie wieder Geſehenen dich zu fühlen, deinen unüberwindlichen Lebenswillen, deine Treue zu dir ſelbſt, deine Kraft und Herrlichkeit!

Die Patrouille kam: vom Feind in der Nähe keine Spur mehr; die Hauptſtellung liege kaum weiter als dreihundert Meter hinterm Dorfrand, ſei ſehr ſtark beſetzt.

Die Verſtärkung — kam nicht.

Nur das feindliche Feuer wuchs und wuchs, nun auch von links.

Veſper, mein guter Junge, ich kann dir nicht helfen, du mußt noch einmal nach hinten: die Verſtärkung muß heran, mit meinen fünfzehn Mann kann ich das Dorf nicht halten.

Abermals ſtapft der brave Junge durch das Feuer, durch die Brutofenglut gen Weſten.

Ich konnte mir die Zögerung nur ſo erklären:

Da das Dorf inzwiſchen völlig in Aſche geſunken war, konnte das feindliche Feuer aus der Hauptſtellung, das ganz flach über die Trümmer hinfegte, nun ungehemmt das ganze Angriffsgelände beſtreichen. So mochte da hinten der Eindruck erweckt werden, als ſei der Dorfrand noch immer in Händen des Feindes. Gewiß war die Wirkung jetzt faſt noch ſtärker als vor unſerem Eindringen, weil die Hauptſtellung ja viel ſtärker beſetzt war als vorher das Dorf ...

Horch!

Das ſind die Unſeren!

Hinter uns klang deutlich das Sturmſignal, das Hurra ...

Wahrhaftig, ſie glauben's nicht, daß wir ſchon drin ſind — ſie ſtürmen zum zweiten Mal!

Kinder, nun macht euch aber klein, bis ſie dicht heran ſind — ſonſt ſchießen die uns glatt über den Haufen!

Sie ſtürmen! Zum Berſten! Stürmen mit aufgepflanztem Seitengewehr, mit markerſchütterndem Hurra!

Wir laſſen ſie anlaufen, zwiſchen den Gluthaufen der verflackernden Häuſerſtätten hindurch — und auf zwei Schritt richten wir uns plötzlich auf und empfangen die Stürmer mit markerſchütterndem — Gelächter.

„Ik bün all hier, ſäd de Swinegel!“

Dann führ' ich, was in meiner Nähe iſt, zum öſtlichen Dorfrand und befehle Patrouillengang nach vorn, befehle Eingraben. Ein paar Minuten ſpäter findet ſich auch Veſper ein. Lachend hält er ſich den blutüberſtrömten Arm:

„Diesmal hab' ich aber was erwiſcht, Herr Hauptmann.“

Glücklicherweiſe nur ein Fleiſchſchuß.

„Sowie die Schießerei etwas nachläßt, gehſt du zum Truppenverbandplatz. Grüß' mir die Heimat, hörſt du?!“

Der Oberſtleutnant, berichtet Veſper, liege in einem Graben kaum hundert Meter vom Dorfrand entfernt.

Von meinen Kompagnieführern finden ſich die Führer der vorderen Welle ein, Voraß und Teſch.

„Wie ſteht's mit den Verluſten, meine Herren?“

„Ziemlich bitter,“ meint Voraß. „Das war ein teurer Tag — und morgen koſtet's noch mehr.“

Nun kommt allmählich wieder Syſtem in die Unternehmung. Von meinen Gefechtsordonnanzen iſt die Hälfte abgeſchoſſen. Die Siebte und Fünfte müſſen mir neue ſtellen. Die ſchicke ich zunächſt auf Suche, um Verbindung mit der Sechſten und Achten aufzunehmen.

Zwiſchen den verglimmenden Scheiterhaufen wimmelt's von Dreihunderteinundvierzigern aller Kompagnien, die ihre Truppe ſuchen. Etliche Gierſchlünde röſten ſich bereits in der Aſche ihre eiſernen Portionen. Das feindliche Infanterie- und Maſchinengewehrfeuer iſt eingeſchlafen.

Von links kommen die mir noch persönlich bekannten Gefechtsordonnanzen des ersten Bataillons und rufen:

„Alles, was zum ersten Bataillon gehört, nach links an das Haus, was noch steht!“

„'n Abend, Jungens — wo ist der Herr Major von Jarotzky?“

„Der ist auch an dem Haus, was noch steht.“

Ich suche ihn auf. Er ist frisch und munter, allerdings der festen Meinung, er sei zuerst in Woronje eingedrungen, und ein wenig enttäuscht zu hören, daß ich schon seit anderthalb Stunden drin bin. Guter Kamerad, der er ist, hat er sich schnell getröstet und spendet mir Verschmachtendem von dem vortrefflichen Moselwein, den seine Gefechtsordonnanzen auch in der Schlacht für ihn stets im Brotbeutel mitführen müssen.

Zurück zu den Meinen! Sie hatten inzwischen mächtig geschuftet; am östlichen Dorfrand war ein richtiger Schützengraben entstanden, für mich sogar ein „Unterstand“ — ein Loch, zugedeckt mit ein paar Zaunbrettern, auf welche Rasenstücke gelegt waren.

Auch lag Meldung vor, die achte Kompagnie stehe links vom Dorf auf Höhe des Weststrandes, die sechste am Weststrand selber.

Ich gab Befehl, sich an Ort und Stelle einzugraben.

So — nun war soweit alles wieder im Lot.

Es war auch höchste Zeit.

Als wir zum Sturm angetreten waren, hatte das Artilleriefeuer aus der Front vollkommen aufgehört. Offenbar nahm der Russe seine Geschütze zurück.

Nun schien der Stellungswechsel beendet — es ging wieder los.

Bald hagelte es Schrapnells und Schwarze auf unser

nun mit Feldgrauen geſpicktes Dorf. Leider hatte ich alsbald ein paar Volltreffer im Graben. Schauerlich ſcholl das Stöhnen der Verwundeten zu mir herüber.

Dennoch: es mußte geruht werden. Der morgige Tag würde wiederum die volle Kraft von Führern und Truppen verlangen.

Ich hatte ein wenig geſchlafen, da wurde ich vom Klang der Spaten geweckt. Neben mir gruben meine Telephoniſten ſich ein — bald hatte ich wieder Verbindung mit der Welt. Das Regiment fragte nach meinem Ergehen, war ſehr erbaut von meiner Meldung und beglückwünſchte mich.

Vor meinem kümmerlichen Nachtquartier blinkte am weſtlichen Himmel, zwiſchen ſchwerlaſtenden Wolken, ein einſamer Stern. Der Abendſtern.

Und morgen — der 19. Auguſt — Töchterleins Geburtstag ...

Sehnſuchtsträume wanderten heimwärts.

Gorr, gorr, gurgelten über mir die Schrapnells.

Rautz, rautz, grunzten die ſchwarzen Säue, bald näher, bald ferner ...

Gute Nacht — ihr Lieben — gute Nacht ...

20.

Auch ſolche Nächte gehen zu Ende.

Von Schlaf war nicht viel die Rede geweſen.

Klar, daß unſer Dorf die Artillerie des Feindes mächtig anziehen mußte.

Immer wieder riſſen die ſchweren Granaten, die in unmittelbarer Nähe meines Loches einſchlugen, uns aus dem Schlummer. Aufatmend begrüßten wir den Tag, ſo trüb er uns anblinzelte. Es iſt beſſer, im Licht zu leiden, als in der Finſternis.

Mein erſtes war, daß ich eifrige Schanzarbeit befahl. An vielen Stellen liefen die Gräben mitten durch die Schutthalden hindurch, welche noch geſtern friedliche Bauernkaten geweſen waren. Hier ſahen meine ſchuftenden Grauen bald wie Schornſteinfeger aus.

An warmes Eſſen oder auch nur an Kaffee war bei dieſem Feuer, das immerfort auf Dorf und Hintergelände lag, nicht zu denken. Ich für meine Perſon habe welchen bekommen, ſogar warmen. Mein Burſche Helms hat ſich von Malinowo her, wo die Feldküchen ſtehengeblieben waren, mit einem Kochgeſchirr voll Kaffee und einem Korb voller Marmeladeſtullen durch den Graus bis zu mir vorgearbeitet. Der Kaffee wurde in dem noch unerkalteten Brandſchutt einer benachbarten Trümmerſtätte gewärmt und ſamt dem Frühſtück brüderlich zwiſchen

Bataillonsführer, Adjutanten und Gefechtsordonnanzen geteilt.

Dann flitzten meine Boten hin und her, von Kompagnie zu Kompagnie. Noch immer waren die Verbände durcheinandergeworfen, die Kompagnien zwischen die der anderen Bataillone verstreut. Ich ließ mir einen Kompagnieführer nach dem andern in meinen Unterstand kommen, um die Lage zu besprechen. Die Verluste waren schmerzlich, vor allem auch an Zugführern. Meine Kompagnieführer waren mir wunderbarerweise sämtlich erhalten geblieben.

Es begann leise zu regnen. Nach dem wilden Schlachtrausch des gestrigen Tages lag über Herz und Welt eine fahle Katzenjammerstimmung. Dort hinter jener niederen Mauer hatten wir die Verwundeten zusammengetragen. Doktor Strasburger war vorgekommen und verband sie. Ihr Wimmern und Ächzen klang in unsere Beratungen hinein. Am Grabenrande lagen stumm und starr die Toten, die gestern abend den Volltreffern zum Opfer gefallen waren — mit zerrissener Brust, mit zerfetzten Eingeweiden.

Zu dieser Stunde, in einer Dresdner Fremdenpension, mochte meine Frau den Gabentisch zum achtzehnten Geburtstage meiner Eta decken.

Das Telephon knarrte ohn' Unterlaß. Alle Stäbe erkundigten sich nach Lage, Verlusten, Beschaffenheit der feindlichen Stellung. Was diese betrifft, so hatten meine Patrouillen trotz heftiger Verluste gut gearbeitet, ich konnte genaue Auskunft geben: sie zog sich kaum dreihundert Meter vor dem Dorfe hin, halbmondförmig um uns herumlaufend, stark verdrahtet, mehrere Gräben hintereinander an dem ziemlich stark an-

ſteigenden Hange, ſo daß der Feind Etagenfeuer abgeben konnte.

Soviel war klar: Selbſt nach ſtärkſter Artillerievorbereitung war ein Sturm an dieſer Stelle ſo gut wie ausgeſchloſſen.

Dabei ſchwieg unſere Artillerie ſeit geſtern abend faſt vollſtändig. Wir ahnten Munitionsknappheit ... Mußte doch jede Granate von Warſchau aus auf der Achſe herangeſchafft werden.

Ein Artilleriebeobachter, der ſich bei mir meldete, beſtätigte unſere Vermutung, tröſtete: im Laufe des Morgens große Nachſchübe zu erwarten.

Zum Glück waren anſcheinend auch beim Feinde die Granaten knapp geworden. Die Beſchießung ließ nach. Alle fünf Minuten gab's eine einzelne mittelſchwere Nummer ins Dorf, daß kohlſchwarze Türme ſich aufbäumten, eine Wolke Aſchenſtaubes ſich auf uns niederſenkte. Wir erkannten einander kaum; fahl, eingefallen, bartumſtoppelt unſere Wangen, die Augen entzündet und matt in ihren Höhlen. Kleider, Hände ſtarrten von Schmutz, den der Sprühregen zu einer zähen Kruſte verrieb.

So ſchlichen die Stunden, während dahinten bei den hohen Stäben fieberhaft gearbeitet werden mochte, die notwendigen Entſchlüſſe auszuarbeiten.

Wer noch ein Krümel Tabak beſaß, rauchte ſtumm brütend vor ſich hin. Ich ſchrieb Briefe; an meine Frau, an Etakind, daß ſie doch in acht bis vierzehn Tagen erfahren möchte, wie ihr Vater ihrer gedacht.

Grauſamer Krieg ... ein Jahr nun ſchon hältſt du mich von meinem Liebling getrennt! Heut vor einem Jahre hab' ich die Feuertaufe bekommen, in dem ekelhaften

Franktireurgefecht vor Löwen ... Wie fern das alles ſchon liegt ... Ah bah ... in wenig Wochen wird der Ruſſe Frieden ſchließen müſſen — ob Frankreich, England, Italien dann noch wagen werden, dem Anſturm unſerer verbündeten Heere auf einer einzigen Front zu trotzen?!

Gegen zehn kam Leutnant Voraß, der dienſtlich ſchon einmal zur Beſprechung an meinem Unterſtand geweſen war, zu einem kameradſchaftlichen Schwätzchen. Ein großer breitſchulteriger Mann mit einem fertigen, durchgebildeten Geſicht, braunen, ſcharfblickenden, verſonnenen Künſtleraugen, die auch voll Schalkheit und Laune funkeln konnten. Er hatte eine „Spezialität", und zwar eine ſehr ſchätzbare: es gab bei ihm immer etwas zu eſſen und zu trinken, etwas ganz Beſonderes. Wie er das fertigbrachte, blieb ſein Geheimnis. Er verſchmähte es, ſeine Herrlichkeiten in einſamer Zurückgezogenheit zu vertilgen: er mußte abgeben. Auch heute brachte er die wunderbarſten Sachen mit: Schokolade, Ölſardinen, Krabben ... Ich mußte an eine bekannte Geſtalt aus Liliencrons Kriegsnovellen denken.

Da!

Verdammt!

Von Oſten quarrt's und orgelt's durch die Lüfte heran — ſcharf auf uns zu — wir kennen den Ton. Wumms! haut's in den Boden, kaum zwanzig Schritt von uns entfernt, daß die Erde wankt und — krach! folgt in Sekundenſchnelle die Exploſion. Uiiih! heulen die Splitter, klack, klack, klack, rattern die Erdbrocken und Ziegeltrümmer auf unſer dünnes Dach.

Panje hat wieder Munition.

Der Biſſen bleibt uns im Munde ſtecken, die Geſpräche

ſind verſtummt wie abgeriſſen, die ſcharfkantigen Geſichter ſind fahl geworden.

Nun geht's Schlag auf Schlag. Bald näher, bald ferner ſchmettern wie Niederſturz koloſſaler Eiſenhämmer die rieſigen Stahlzylinder in den Boden, Exploſion auf Exploſion, das hölliſche Konzert umbrodelt unſer jämmerliches Verſteck, deſſen Decke kaum dem Anprall eines Schrapnellausbläſers gewachſen wäre ...

Solches Harren iſt ſo qualvoll, ermüdend, zermürbend, wie der Sturmangriff beſeligend, erlöſend, berauſchend iſt.

Ha — zum Teufel — das iſt zu toll ...

Drei Schritt vor unſerem Loch haut ſo ein Satansbieſt in die Erde, der Luftdruck reißt unſeren Vorhang fort, wirbelt ihn in die Höhe, Splitter, zackig und kreiſchend, fahren in die Bretter unſerer Bedachung, daß alles kracht und zuſammenzuſtürzen droht.

„Auf die Nerven geht's doch!“ knurrt Voraß. Sein ſchlachtgegerbtes Geſicht iſt geſpannt und gelb wie ein Trommelfell.

So enden zu ſollen — wir alle drei als Haufen Fetzen in die Lüfte zu ſpritzen — eine ekelhafte Vorſtellung.

„Regiment für Herrn Leutnant!“ ſchreit in dieſem Augenblick der Telephoniſt aus ſeinem Loche nebenan. Moebius ſpringt hinüber.

Nach zwei Minuten iſt er zurück. Sein ſtarres Geſicht, ſeine wie geronnenes Blei verhärteten Augen verkünden: Der Angriffsbefehl!

Alſo richtig: von 11 Uhr 45 bis 12 Uhr 30 Wirkungsſchießen der Artillerie, 12 Uhr 30 allgemeiner Angriff auf die Hauptſtellung ...

„Was ſagt ihr, Herrſchaften?“

„Unmöglich,“ ſagt Moebius.

„Unmöglich," ſagt Voraß.

„Wieviel iſt's denn eigentlich?"

„Halb zwölf. In einer Viertelſtunde fängt die Artillerie an."

Mein Gott, und man hat doch ſämtlichen hohen Stäben die Lage hier vorn erklärt: vor uns drei Etagen Gräben, dicke Drahtverhaue, ſtark überhöhende, ſtark beſetzte Stellung, Flankierung von rechts und links ...

Was denken ſich die hohen Herren?! Hat das Regiment geſtern noch nicht genug gelitten?

Da bleibt nichts übrig, ich muß mal ſelber ...

Ich klettere ins Telephonloch, während ringsum Schwere um Schwere niederplumpt, Krach um Krach mir den Schädel ſprengen will. Ein Todeswunder, daß die Strippe noch nicht gefaßt iſt!!

Zunächſt mal beim erſten Bataillon anfragen. Geben Sie mir mal Major von Jarotzky.

„Hier Jarotzky!"

„Hier Bloem! — nun Jarotzky, was ſagen Sie?!"

„Unmöglich!"

„Ganz meine Meinung! Haben Sie's dem Regiment ſchon geſagt?"

„War gerade im Begriff. Gut, daß wir uns vorher verſtändigen können. Wollen doch mal Panthern fragen. Bleiben Sie am Apparat."

(Die militäriſchen Fernſprecher ſind ſo eingerichtet, daß mehrere Stellen gleichzeitig untereinander und mit einem Dritten verbunden ſein können.)

Nach wenigen Minuten meldet ſich Panther, der ſüdlich des Dorfes auf dem offenen Felde liegt. Natürlich iſt er der gleichen Anſicht:

„Angreifen? Wir? Unmöglich!"

„Na, Jarotzky, dann rufen Sie als Älteſter mal das Regiment an.“

Jetzt entſpinnt ſich, modernes Kriegsmärchen, über granatenbeſtrichene Unendlichkeiten hinweg ein hitziges Wortgefecht.

Es muß ſein! ſagt das Regiment. Das Armeeoberkommando verlangt's! Unweigerlich!

Ausgeſchloſſen! rufen wir drei Kommandeure durcheinander. Kein Schwanz bleibt übrig.

Es muß ſein! befiehlt das Regiment.

Es iſt unmöglich, echoen die Bataillonsführer.

Nach langem Hin und Her verſpricht das Regiment noch einmal bei der Brigade vorſtellig zu werden.

Aber — was iſt das? Da ſauſen ja ſchon die erſten Granaten unſerer leichten Artillerie über uns hinweg! Natürlich, die Viertelſtunde iſt herum ...

Es geht los!!

Zu ſpät ...

Als hätte die ruſſiſche Artillerie auf ihr Stichwort gewartet, hagelt ein wahnſinniges Feuer aller Kaliber auf unſere Stellung los. Zugleich beginnen auf der ganzen Ruſſenfront die Maſchinengewehre zu hämmern, in langen Sturzwellen ſchauern ihre Garben über uns hin, um uns in den Gräben niederzuhalten, unſeren Angriff im Keim zu erſticken.

Was hilft's? Ich muß die Kompagnieführer verſammeln, um mit ihnen den Angriffsplan zu entwerfen.

Die Gefechtsordonnanzen ſauſen in den Aufruhr der entbrannten Schlacht hinaus, meine Führer zuſammenzuholen.

Fünf Minuten ſpäter iſt Voraß wieder zur Stelle, jetzt wieder ganz Herr ſeiner Nerven, aufgepeitſcht vom Fieber

der unerbittlich nahenden Entſcheidungsſtunde. Kommt da nicht der Leutnant Teſch, die Hände in den Manteltaſchen, die blinkende Scherbe ins Auge geklemmt, die Zigarette im Munde, hochaufgerichtet durch den Kugelſchauer, die Schrapnellgarben?

Hierher, Teſch! Marſch marſch! Noch zu früh, ſich abnicken zu laſſen.

Teſch nimmt ſich Zeit. Es macht ihm Spaß, zu ſehen, wie aus allen Gräben ſtaunende, bewundernde Blicke an ihm hängen.

Kriegsmäßiger pirſcht ſich der ſtämmige Dobrunz heran. Haut eine Schwarze nieder, nimmt er volle Deckung — liegt wie eine zertretene Padde flach am Boden, ſpringt auf, hüpft mit langen Sätzen aus einem Trichter in den anderen, bis er zuletzt in den Unterſtand hineinplumpt, in dem wir nun eng zuſammengepreßt kauern und auf den Führer der Achten harren, der den weiteſten Anmarſch hat.

Endlich iſt auch Hauptmann Krauſe in Sicht. Bedächtig und korrekt kommt er anſpaziert, den Kopf tief zwiſchen die Schultern gedrückt, vornübergebückt, als könne er unter den Geſchoſſen durchkriechen. Sein ehrenfeſtes Beamtengeſicht liegt in ſtraffen Falten, als ſei er beim Herrn Oberpoſtdirektor zum Vortrag befohlen.

„Melde mich ganz gehorſamſt zur Stelle!“

II/341 in ſeinen Führern iſt vollzählig zum Kriegsrat verſammelt.

Um uns, über uns kracht's, blitzt, brandet und brodelt, als ſei ein lang angeſammeltes ſchweres Gewitter vom Himmel gepurzelt und tobe ſich auf der Oberfläche des Planeten aus.

Schulter an Schulter, Schädel an Schädel beſprechen wir den unweigerlich befohlenen Angriff.

In einem großen gemeinsamen Ansprung, so befehle ich, soll das ganze Bataillon zum Sturm antreten. Ich will alles gleichzeitig in einer breiten dreifachen Welle an den Feind werfen, Zug zweihundert Meter hinter Zug.

Um das zu erreichen, müssen die weiter zurückliegenden Kompagnien zuerst antreten, bis sie auf Höhe der vorderen angekommen sind. Die Achte wird zuerst aus dem Graben müssen. Sie, lieber Krause, werden den schwersten Stand haben. Übrigens sind Sie ja auch durch die ganze Breite des ersten Bataillons, das links von der Fünften liegt, von den anderen drei Kompagnien getrennt. Sie werden das ganze Feuer des Feindes auf sich ziehen, machen Sie sich auf schwere Verluste gefaßt. Aber der Angriff darf nicht „verkleckern".

Wenn die Achte auf Höhe der Sechsten ist, tritt diese an, zieht sich im Vorgehen durch die Dorftrümmer rechts neben die Siebte. Wenn so die Flügel die Höhe des Dorfrandes erreicht haben, bricht die ganze Front — ich werde das mit dem ersten Bataillon vereinbaren — auf einmal los, Welle hinter Welle. — So, meine Herren, zu Ihren Kompagnien!

Gott befohlen!

Wir schütteln uns noch einmal die Hände, schauen uns ohne Worte fest in die Augen. Fühlen uns ernst und feierlich erregt und gehoben. Jeder kann sich auf jeden verlassen. Kameradschaft nennt man das. Wer's nicht erlebte, kann nicht ahnen, wie schön, wie heilig, wie groß das ist.

Die Herren sind fort. Das ganze Bataillon verfolgt mit den Blicken den Hauptmann Krause, wie er stolz und aufrecht von hinnen geht, eine Verkörperung der Pflicht. Nun aber streicht mit neuem Schwirren, als brause ein Flug von Todesvögeln über uns hin, eine

Garbe Maſchinengewehrgeſchoſſe einher ... er kommt ins Laufen, hält, verpuſtet ſich — eine Schwarze haut zwei Schritt vor ihm in den Boden, er ſtürzt, die ſchwarze Fontäne ſteigt dicht vor ihm ſteil in die Höhe, er rafft ſich auf, ſtarrt einen Augenblick wie betäubt in den klaffenden Trichter, der ſich vor ſeinen Schritten aufgetan, umgeht ihn gelaſſenen Ganges, verſchwindet hinter verſengten Obſtbäumen ...

So ſehe ich ihn, deutlich, als ſei's geſtern geweſen — werde ihn ſehen bis an mein Ende, ſowie ich der Tage von Woronje gedenke.

Aber wiedergeſehen habe ich ihn nicht.

Fertigmachen, Jungens — alles zuſammenpacken ...

In einer Viertelſtunde iſt's ſo weit.

Mütze weggeſteckt, Helm auf, Leibgurt umgeſchnallt, Kartentaſche umgehängt.

Ich bin bereit.

Töchterleins Geburtstag ...

Ich hab' dich lieb, mein Kind, ich denk' an dich, ſo innig, daß es mir weh und wohl tut bis in mein tiefſtes Herz.

12 Uhr 30!

Nun tritt die Achte an ... Nun die Sechſte ...

Unſere Geſchütze brüllen wütend auf, und wütend antworten die ruſſiſchen. Zugleich brandet auf der ganzen Front vor uns das Infanteriefeuer empor, daß jedes Wort von den Lippen weggeriſſen wird. Stumm lauſchend ſtehen Moebius und ich in unſerem Loch, ſtumm lauſchend im Graben, marſchbereit, hochbepackt die Gefechtsordonnanzen.

Nach wenigen Minuten ſtürzt ein Gefreiter von der Fünften heran: Leutnant Teſch meldet, es ſei unmöglich, die Leute aus dem Graben zu bringen ... Die erſte

Gruppe, die aus der Deckung gesprungen, sei sofort durch Maschinengewehrfeuer bis auf den letzten Mann zur Strecke gebracht worden ...

Ein paar Augenblicke später meldet die Siebte: Ihre erste Welle habe nach vorn hundert Meter gewonnen, dort liege sie wie angeleimt; die Hälfte der Leute seien tot oder verwundet.

„Herr Major von Jarotzky wünscht Herrn Hauptmann!" schreit der Telephonist.

„Hallo?"

„Wie sieht's denn bei Ihnen aus?" fragt Jarotzky. „Ich komme nicht vorwärts — wenn nicht links von uns energisch vorgedrückt und die Flankierung von Höhe 159 weggebracht wird, muß der Angriff aufgegeben werden."

„Bei mir steht's nicht besser!"

Rechts und links von mir, soweit mein Auge die Gräben verfolgen kann, kauern die Musketiere an der Brüstung, fahren von Zeit zu Zeit hastig in die Höhe, feuern ein paar Schüsse zum feindlichen Drahtverhau hinüber, tauchen wieder unter. Gelingt's einmal dem anfeuernden Wort, dem Beispiel eines der Gruppenführer, fünf, sechs Mann aus dem Graben zu bringen — gleich fällt die Hälfte vornüber oder stürzt mit hochgeworfenen Händen rücklings in den Graben — die anderen werfen sich hin, rutschen bäuchlings in die bergende Deckung zurück.

Ich fühle, wie meine Kinnladen im Frost zusammenschlagen, jeder Nerv sich bis zum Reißen spannt, Knie und Hände schlottern wie im Fieber.

Kommandorufe, wütende Flüche der Führer klingen durch das Gezeter des Gewehrfeuers in abgerissenen Fetzen herüber.

Hoffnungslos — hoffnungslos ...

Ein Troſt: das Feuer unſerer Artillerie ſchwillt von Minute zu Minute fürchterlicher an. In ganzen Schwärmen raſcheln unſere leichten Granaten hoch über unſere Helmſpitzen hin, hoch in den Lüften wurlen die Schweren, ein Wald ſchwarzer Pinien ſteht über der feindlichen Stellung, die ſich in Dreck und Feuergarben hüllt.

Und — iſt es nicht, als ließe nun das Flankenfeuer von der Höhe 159 zu unſerer Linken ein wenig nach? Wenn dort die Anſchlußtruppen vorwärts kämen... das gäbe Luft...

Es gibt Luft!

Kein Zweifel, da oben links macht ſich ein Druck geltend. Gleichzeitig ſteigert ſich unſer Artilleriefeuer zu wahnwitzigem Dröhnen.

Nun aber in Dreiteufelsnamen alles 'raus aus den Gräben!

„Horniſt — Sturmſignal —!“

Zu meinem Gefechtsſtabe zählt auch der Spielmann Gutt — vor ihm hatte Schuch, mein Vorgänger, mich gewarnt. Er ſei ein Schwerverbrecher, ein ganz übles Subjekt. Ich hatte ihn beſonders anſtändig, beſonders kameradſchaftlich, beſonders vertrauensvoll behandelt — er war der aufopferndſte, zuverläſſigſte meiner Untergebenen geworden. Er ſetzte das Horn an den Mund — das einzige, das im Bataillon noch vorhanden war, alle anderen waren längſt zerſchoſſen oder mit Toten und Verwundeten in Abgang gekommen — und ſchmetterte das herrliche Sturmſignal ...

„Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
das Infanterieſignal zum Avancieren —
dann biſt du ſicher vor Franzoſen und Baſchkiren —“

— ſang einſt Liliencron.

Das wirkt. Soweit ich blicken kann, tauchen meine Musketiere aus den Gräben, emporgeriſſen vom herriſchen Klang, nach vorwärts geworfen von Wort und Beiſpiel ihrer Führer.

Sturm! Sturm!

„Beobachten Sie nach vorn, Moebius, ich will noch ſchnell dem Regiment melden, daß es bei uns vorwärts geht, dann ſchließen wir uns an.“

Juſt hing ich am Apparat, da hörte ich Moebius' Stimme, der bereits auf dem Grabenrande ſtand:

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann — der Ruſſe ſtürmt!“ (So verſtand ich.)

„Was?! Er ſtürmt?! Ein Gegenangriff?!“

„Nein, er türmt!“ ſchrie Moebius, nervös lachend, wie ein Verrückter.

„Was iſt los?!“ Mit zwei Sätzen war ich neben ihm.

Das Unfaßbare!

Aus den Gräben, auf die immerfort unſere Granaten niederpraſſelten, tauchten Hunderte und aber Hunderte brauner Geſtalten auf, Arme ſchwenkend, weiße Lappen ſchwenkend, rannten auf uns zu, als krallten tauſend Dämonen ihre Tatzen nach ihnen — winkten, ſchrien, bettelten —

Meine Stürmer, die eben in männlichem Todestrotze zum Angriff angetreten waren, werden plötzlich ein Rudel ausgelaſſener Schulbuben — lachend, jauchzend, helmeſchwenkend ſpringen ſie den Ruſſen entgegen — bald ſind Graue und Braune vermengt im tollen Durcheinander!

Donnerwetter, jetzt aber Meldung ans Regiment, damit unſer Artilleriefeuer abgeſtoppt wird!

So, nun hin! Los, Moebius!

Wie die Kinder ſtehen Freund und Feind vermiſcht, grinſen einander an, beſchenken ſich, tauſchen Brot und Tabak, hier und dorten haben meine deutſchen Polen ſchon ein munteres Geſpräch mit dem Gegner begonnen, den ſie zwei Tage lang berſerkerhaft verbiſſen bekämpft ...

Keine allzu lange Verbrüderung, Herrſchaften, ſonſt ſetzt der Feind ſich hinten aufs neue ... Meine Herren, bringen Sie Ordnung in die Sache! Laſſen Sie die Gefangenen in Marſchkolonne ſtellen, beſtimmen Sie Mannſchaften zur Begleitung, ungefähr einen auf hundert — die Transporte ſind zum Brigadeſtab zu bringen und dort abzuliefern — gegen Quittung, verſtanden?!

Und dann ſorgen Sie mir, daß Sie Ihre Kompagnien wieder in die Hand bekommen!

Bald ſteht eine lange Kolonne Braungedeckelter vor mir aufgebaut. Ein ſtrammer, bärtiger Hauptmann tritt ſalutierend auf mich zu.

„Verzaihen, Härr Kommandant!“ ſagt er, „es warr zu ſchwärr! Maine Rotta (Kompagnie) hat nicht kennen auschalten das ſchwärrä Feiärr ...“

Mit einem Blick der Liebe auf die Seinen, der etwas unendlich Gewinnendes und Rührendes hatte:

„Das iſe maine Rotta!“

Im ſelben Augenblick, wie auf Kommando, fliegen die breiten Tatzen der braunbekittelten Rieſenkerle, flach ausgeſtreckt am ſpitzgewinkelten Arm, zum Gruß an die ſchief aufs Ohr geſtülpten braunen Tellermützen. Regungslos ſteht die Schar, jedes Auge hängt an mir mit einem Ausdruck von unruhiger Spannung, als ſei es noch lange nicht ausgemacht, daß ich nicht jetzt zwei Maſchinengewehre aufſtellen und die ganze Kolonne umlegen werde.

„Ich,“ ſagte der Hauptmann, wie in ſchüchterner Für-

bitte für die Seinen, „iich ſprächä klaines biſſel Daitſch — bin ich Sonn von daitſches Mutter ...“

Die tölpiſche Gutmütigkeit, die über den ſtruppigen, ſchwerfälligen Geſellen liegt, ſtimmt mich zur Verſöhnlichkeit.

„Herr Kamerad,“ ſage ich und ſtrecke dem Hauptmann die Hand hin, „ihr ſeid brave Leute, habt euch brav geſchlagen, uns viel zu ſchaffen gemacht. Laßt's euch gut gehen in der Gefangenſchaft — grüßt Deutſchland von uns!“

Da fliegt über all die bartumzottelten oder ſtoppelumſtruppten Geſichter ein kindlich glückſeliges Leuchten der Erleichterung und Erlöſung, die breiten, ſtarkknochigen Backen, die aufgeworfenen Lippen verziehen ſich zu einem dankbaren Grinſen — unwiderſtehlich rührend und komiſch zugleich ...

Der Hauptmann ſteht ſtramm ſalutierend, ich winke ihm, winke den braven Burſchen zu —

„Na, nun aber weg mit den Kerls, und vorwärts!“

Ein tolles Bild: Der ganze mäßig anſteigende Hang mit ungeordnet vorwärtsflutenden Musketieren bedeckt, in deren Maſſen die Führer mit höchſter Anſpannung wieder Einteilung zu bringen verſuchten. Inmitten dieſes Schwalls war man als einzelner ſo gut wie machtlos, ſolange die Pferde nicht zur Stelle waren. Das konnte lange dauern. Half nichts, es mußte gehandelt werden, damit ich das Bataillon wieder in die Hand bekam. Wäre nur ein Kompagnieführer zu erſpähen!

„Da iſt der Leutnant Dobrunz!“ rief Moebius. „Dobrunz — hierher!“

Der ſtämmige, blondbärtige Führer der Sechſten kämpfte ſich durch den Strudel auf uns zu.

„Gut, daß ich Sie habe — ſammeln Sie mal ſofort

Ihre Kompagnie hier bei mir, daß endlich ein bißchen Ordnung in die Schweinerei kommt!“

Im Vorwärtsdrängen überſtiegen wir den von unſeren Granaten niedergebügelten Drahtverhau, die vorderſte feindliche Linie. Trichter bei Trichter, aber eigentlich war's weniger grauſig, als wir uns vorgeſtellt hatten. Namentlich die Einſchläge unſerer ſchwerſten Kaliber lagen teils weit vor, teils weit hinter der Linie. Nicht ſo einfach, auf ſieben bis neun Kilometer einen Strich von fünfzig Zentimeter Breite, wie ein Schützengraben einer iſt, zu treffen, ſelbſt wenn man mathematiſch genau wüßte, wo er liegt. Wir hatten ſelber eine vielſtündige ſchwere Beſchießung auszuhalten gehabt und keine allzu ſchweren Verluſte erlitten. Die ſchauerliche Trommelei wirkt mehr auf die Nerven, als daß es ihr tatſächlich gelingen könnte, alles kurz und klein zu ſchlagen. Die Streuung iſt zu groß, das Ziel, der Graben, zu winzig, zu ſchwer zu erkennen.

Die Wirkung auf die Nerven war's denn auch geweſen, was die Ruſſen in einem panikartigen Erſchlaffen aus den Gräben geriſſen und ihnen die Hände in die Höhe gebracht hatte.

Die Ruſſen hatten aber wohl auch ein falſches Syſtem.

Während wir immer ſofort beſtrebt waren, im Gefecht die Löcher, welche der einzelne ſich im Kampfe buddelte, möglichſt bald zu einem durchlaufenden Graben zu verbinden, in welchem Verkehr und Einwirkung der Führer wie der Leute untereinander möglich war, beſtand die ruſſiſche Stellung aus lauter einzelnen, ſackartig bis zu zwei Meter Tiefe ſchräg nach hinten in den Sand gewühlten Löchern, in denen nur je ein Soldat geſteckt hatte. Natürlich boten dieſe Schläuche noch beſſere Deckung gegen Einſchläge und Splitter als unſere Gräben.

Aber welch Gefühl der Vereinſamung mochte den Kämpfer überkommen, der in ſolcher Höhle ein Trommelfeuer überſtehen mußte, abgeſchnitten von jeder Berührung mit ſeinen Kameraden, ſeinen Führern!

— Allmählich fand ſich die Sechſte in meiner Nähe zuſammen, bald zog ſich auch Voraß mit der Siebenten querfeldein heran. Die Fünfte und Achte waren nach vorn durchgegangen.

Leider erfuhr ich von Nachzüglern der Achten ſchon jetzt, daß dieſe beim erſten Vorgehen ſehr ſchwere Verluſte gehabt hatte, wie ich's vorausgeſehen.

Das Schlimmſte:

Hauptmann Krauſe gefallen — —!

Zwanzig Schritt ſeiner vorderſten Welle voran war er dem feindlichen Feuer entgegengeſtürmt: da hatte eine volle Schrapnelladung ihn getroffen, ihm das ehrenfeſte Geſicht, die treue Bruſt zerriſſen.

Nur ſieben Tage hatte ich den prachtvollen Mann gekannt, nur fünf ihn unter meinem Befehl gehabt. Er war mir wert geworden wie ein langerprobter Freund. Die Nachricht von ſeinem Tode erſchütterte mich ſo tief, daß ich eine geraume Weile brauchte, mich aufzurichten.

Was beklagen wir in einem Manne, wie es ſeinesgleichen gottlob noch immer Hunderttauſende gibt in unſerer Armee, Zehntauſende unter ihren Führern?

Ein Stück Vaterland, ein Stück Deutſchland. —

„Sie hat ihn weggeriſſen,
er liegt zu meinen Füßen,
als wär's ein Stück von mir."

— Ein Befehl des Regiments erreichte mich: mein Bataillon zur Verfügung des Kommandeurs zu ſammeln.

Ich ließ die beiden Kompagnien auf einer kahlen Dünenhöhe halten. Vor mir lag das Jägerbataillon Grüdtner, dessen Führer ich vom Nachmittagstee vor Satory kannte. Nicht lange durften wir hier oben ungestört rasten; bald setzte eine ziemlich heftige Artilleriebeschießung ein, so daß wir uns hastig eingraben mußten. Zugleich klang von vorn, wo die Fünfte und der Rest der Achten sein mußten, frisch aufbrodelndes Infanteriegefecht. Beides bewies, daß der Russe, dessen unerschütterliche Zähigkeit wir längst zu bewundern gelernt hatten, sich vor der Bahnstrecke noch einmal zum Widerstande setzte.

Nach einer Weile sahen wir in einer Mulde zur Linken den Regimentsstab anreiten. Ich ging hin und meldete mich. Der Oberstleutnant war selig über den Erfolg des Regiments. Er befahl mir, mit meinen beiden Kompagnien zum Regimentsstab heranzurücken und in dem vor uns liegenden Wäldchen zu biwakieren.

Hier hatten wir uns kaum eingerichtet, als Meldungen von den vorn im Gefechte stehenden Bataillonen kamen, die es wünschenswert erschienen ließen, Verstärkung zu geben. Ich bekam Befehl, noch eine Kompagnie einzusetzen, und bestimmte die Sechste. Da ich nun drei Kompagnien vorn im Kampf hatte, wollte ich mich der Sechsten anschließen, aber der Kommandeur befahl mir, bei meiner Reservekompagnie zu bleiben.

Inzwischen war die gesamte Bagage des Regiments herangekommen, ich feierte ein Wiedersehen mit meiner Lotte, die aber verwundet war.

Sie hatte eine Kugel in ihr feuchtes, rosiges Näschen bekommen. Die hab' ich noch. Ein Stabsveterinär von der Artillerie hat sie herausgeschnitten. Die Gute war ein bißchen mißvergnügt, sonst aber ganz brav.

Der Heerwurm

Phot. Scherl

Offizierkorps II/341

So konnten wir unſere Vorkehrungen für die Nacht treffen. Ich leerte mit dem Regimentsſtab eine Flaſche. Der Oberſtleutnant war in ſtrahlender Laune. Man kannte ihn gar nicht wieder. Wenn er von ſeinen Dreihundert-einundvierzigern ſprach, einzelne Züge erzählte, dann glänzte er in väterlichem Stolz. Dem toten Krauſe, all unſeren lieben Toten weihten wir ein ſtilles Glas.

Moebius ließ derweil ein quadratiſches Loch von anderthalb Meter Tiefe in den moorigen Waldboden graben, den Grund mit Kiefernzweigen beſtreuen, zwei Zeltbahnen darüberſpannen, als Dach gegen den feinen Rieſelregen, der wieder leiſe, doch beharrlich nieder-ſtrömte. In dieſer Feſthalle ſollte Etas achtzehnter Geburtstag gefeiert werden.

Inzwiſchen wurde die Gemütlichkeit in unſerer Oaſe geſtört. Von dem vorn weitergrollenden Gefecht bekamen wir mehr Ausreißer in unſeren Wald, als ſich mit unſerer ruhebedürftigen Stimmung vertragen wollte. Die Siebte, deren Zelte ſchon aufgeſchlagen waren, hatte ein paar Verwundungen und mußte graben. Von meinem Stabs-packwagen wurde ein Pferd angeſchoſſen. Moebius ließ halbmondförmig um unſere Feſthalle noch einen meter-hohen Schutzwall aufwerfen. Unſer beſcheidenes Gelage vorm Regimentsſtabszelt ging ſchnell und klanglos zu Ende: alles verſchwand in der ſchützenden Erde.

Mein lieber Moebius und ich ſtreckten uns auf die Kiefernſtreu und träumten im Dunkeln ſtumm vor uns hin. Der junge Leutnant, juſt halb ſo alt wie ich, und mein im Kriege früh ergrautes Haupt, welch ſeltſames Geſpann. Kameradſchaft, ſchlachtgekettete, überbrückt die Gegenſätze. Wir alten Feldſoldaten haben uns in Kämpfen jung gehalten, die Knaben ſind neben uns zu

Männern gereift. Wir zwei verſtanden uns wie langverbundene gleichaltrige Freunde. Auch galten heut unſer beider Gedanken einem fernen deutſchen Mädchen: Moebius war jung verlobt, und ich ſehnte mich nicht ein biſſel minder nach meinem Kinde, meinem Geburtstagskinde.

Wie anders hatt' ich mir deine letzten Jugendjahre im Elternhaus geträumt, mein fernes Kind, mein Liebling, mein Glück und Stolz! Alles Schöne hatt' ich dir erſchließen wollen, nun deine Seele reif ſein würde, es aufzunehmen. Dichtkunſt und Muſik, Natur und Weltgeſetz. Was immer mein Leben als Beſtes und Höchſtes ſich erkämpft, dir dacht' ich's zu geben auf langen fröhlichen Wanderungen, im Frieden unſerer Feierabende. Vorbereiten wollt' ich deine liebe ſtolze Seele — für den, der einſt kommen würde, dich von uns zu erbitten ... für den Tag, der dich uns nehmen würde, um dich deiner Weibesbeſtimmung, deinem Lebenskameraden zu übergeben. Dann ſollteſt du fähig ſein, den Mann deiner Wahl zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne zu machen. Bis zu dieſem bitterſüßen Tage ſollteſt du mein ſein, mir vertraut, mir geliehen ... Deine Geburtstage ſollten Feſte des Glückes und Friedens ſein, Feſte des Dankes und der Hoffnung, Frühlingsfeſte im Hochſommer — Blumen über Blumen ſollten dein Zimmer ſchmücken, das ganze Haus ſollte Liebe und Treue duften.

So hab' ich mir das gedacht, und nun?

Vor einem Jahr lag ich im Biwak bei Berchem zwiſchen Löwen und Brüſſel ... nicht einmal das Datum wußt' ich, hatte im Greuel der Kämpfe wider Belgiens unglückſelige, verhetzte Bevölkerung deines Feſtes vergeſſen.

Und heut? Im polniſchen Kiefernforſt, fünf Fuß unter der Erde ...

Gottlob — noch nicht im Soldatengrab!

Noch wach' ich, leb' ich, darf in Gedanken meine Liebe ausſtrömen laſſen in die Ferne, bis ſie dich findet ...

Wenn du ihn ſehen könnteſt, deinen alten Herrn, ich glaub', du wärſt mit ihm zufrieden.

Kommen Sie, Moebius, jetzt wird gefeiert. Da iſt Helms mit dem Kochgeſchirr, wie ſoll's uns ſchmecken! Nudeln mit Dörrobſt, friſch aus der Feldküche — ſchon bei dem Geruch wird einem ganz kommißmäßig feſtlich zumut. Was, Moſel bringſt du, Menſch? Unſinn, Sekt will ich ſehen! „Feiſt Feldgrau" zu drei Mark zehn die Buddel!

Eine Kerze brauch' ich, daß es hell und behaglich ſei hier drinnen!

— So, das war ein Geburtstagsſchmaus, wie ich noch keinen verzehrt habe im Leben! Trinkbecher 'raus! Laß knallen, Helms — es hat zwar heut ſchon genug geknallt um uns herum, und da vorn knallt's ſchon wieder ganz munter — aber dieſer Klang paßt beſſer zu Stimmung und Stunde.

So, und hier ſind die Bilder meiner Lieben, darf ich ſie Ihnen vorſtellen? Das iſt meine Kameradin ſeit neunzehn Jahren! Sauer und Süß hat ſie mit mir geteilt, iſt durch dick und dünn mit mir gegangen, hat mich gehalten und getragen in mancher dunklen, wirren Stunde, hat an mich geglaubt, als alle mich für einen größenwahnſinnigen Durchbrenner hielten. Ich wünſche Ihnen, lieber Junge, und Ihrer Zukünftigen nur das eine, daß ihr nach neunzehn Ehejahren ſo miteinander ſteht wie ich mit der da.

Und dies, Herr Leutnant, iſt mein kleiner Kriegsfrei-

williger. Kaum aus dem Ei gekrochen, wie? Aber der wird gut, geben Sie acht, na, Sie werden ihn ja nächſtens kennenlernen.

So, für die Bilder graben wir hier mit unſeren dreckigen Soldatenkrallen eine Niſche in die Wand unſeres Feſtſaales, daß das volle Licht unſeres Kandelabers auf ſie fällt. In die Mitte kommt die Hauptperſon: das Geburtstagskind. Iſt ſie nicht reizend, Moebius? Geben Sie's ruhig zu, Ihre Braut hört's ja nicht, und wenn ſie's hörte, ſie dürfte Ihnen nicht böſe ſein.

Und dies, meine Lieben, iſt mein lieber junger Kamerad Moebius, der geſtern abend an meiner Seite Woronje geſtürmt hat. Schade, daß er nicht mehr zu haben iſt, ſolch einen Kerl wünſche ich dir, mein Töchting, ſo einem würd' ich dich gönnen.

So, und nun, mein Junge, nun rücken auch Sie heraus, Sie haben doch natürlich auch ein Bild Ihrer Zukünftigen in der Kartentaſche.

Aha, alſo das iſt die dermaleinſtige Moebia — allerhand Achtung, lieber Freund, ſie iſt allerliebſt, ein Kenner ſagt Ihnen das. Eingeſchenkt! Wie luſtig das in die Aluminiumbecher kluckert ...

Wiſſen Sie, Moebius, aus dieſem da hat nun vor bald einem Jahre bei Mons, vierhundert Meter vor den engliſchen Maſchinengewehren, Seiner Majeſtät ſtrammſter Leutnant Dieter Graeſer den letzten Trunk ſeines Lebens getan ...

Aber daran wollen wir jetzt nicht denken. All unſere Gefühle ſollen heute dem Leben gehören, dem Leben und dem, was des Lebens Kern und Sinn iſt: der Liebe.

Stoßen Sie mit mir an, lieber Junge, klingt es nicht, ſo klappert es doch:

Es leben, um derentwillen wir dies alles tun und tragen: unſere liebſten Menſchen daheim, auf daß wir dereinſt heil und ſieggekrönt in ihre Arme zurückkehren und glücklich mit ihnen ſeien im befreiten, geretteten Vaterland!

Ihre Braut, meine Frau und unſer kleiner Kamerad da —

Und — mit Ihrer Erlaubnis — allen voran heute das Feſtkind dieſer Stunde, das Geburtstagskind.

Mein ſüßer, ferner ... Liebling ... Eta, mein Kind, mein ... Kind ...

21.

Unſere neue Aufgabe war gelöſt: die ſüd-nördlich verlaufende Querbahn von Breſt-Litowſk über Bielſk nach Bialyſtok gehörte uns. Zwar ſtand unſere vorderſte Linie bei Anbruch des 20. Auguſt noch einige hundert Meter diesſeits des Bahndammes, aber in wenigen Stunden würde dieſer überſchritten ſein. Damit war dem Großfürſten jede Möglichkeit genommen, diesſeits der großen Sumpfzone von Bialowies noch Truppenverſchiebungen in ſeitlicher Richtung vorzunehmen. Die Zerreißung der ruſſiſchen Front in zwei Teile, von denen einer nach Nordoſten, einer nach Südoſten abgedrängt war, wurde Tatſache.

Aber ebenſo ſelbſtverſtändlich ſchien auch für den kleinen Kommißſtrategen der vorderſten Linie dies: eine neue große Aufgabe winkte. Zwar beſaßen wir beim Stabe II/341 vom ganzen öſtlichen Kriegsſchauplatz natürlich die genaueſten Spezialkarten, aber keine Überſichtskarten. Zu dieſem Zwecke mußte ein Kärtchen herhalten, das ich mir aus einer Berliner Zeitung ausgeſchnitten. Dies ließ deutlich erkennen, daß unſere Optimiſten unrecht haben mußten, wenn ſie behaupteten, mit der Eroberung der Verbindung Breſt-Litowſk—Bialyſtok könne die Aufgabe unſerer Armee gelöſt ſein. Daß wir auf Petersburg oder Moskau marſchieren würden, das zu denken iſt

natürlich keinem ernſthaften Menſchen in unſerer Armee eingefallen. Aber ein Blick auf die Karte lehrte, daß wir unter allen Umſtänden, wenn unſere Unternehmung gen Oſten zu einem gewiſſen Abſchluſſe kommen ſollte, die große durchgehende Bahnverbindung Odeſſa—Berditſchew—Kowno—Wilna—Dünaburg—Riga in die Hand bekommen mußten. Von einer Beendigung unſerer Kämpfe, vom Übergang zum Stellungskriege konnte alſo gar keine Rede ſein, wir waren noch lange nicht „am Draht".

Solchen Kannegießereien gibt ſich das gemeine Truppenſchwein im allgemeinen nur hin, wenn es gut ausgeſchlafen hat, ſeine Tagesbefehle verdaut hat und warten muß.

Für uns wurde heute das Warten wieder lange. Wir krochen aus dem bergenden Erdloch in den ſtrömenden Regen hinaus und harrten fröſtelnd der weiteren Entwicklung.

Bald liefen die Meldungen der vorderſten Linie ein: ſie hatte ſich in den Nachtſtunden bis zum Bahndamm vorgekämpft. Dabei hatte namentlich die Kompagnie Teſch Hervorragendes geleiſtet: ihr Kompagnieführer hatte mit zwei Zügen den Bahndamm überſchritten, jenſeits ganz allein einen Gegenangriff der Ruſſen abgeſchlagen und ſich gehalten, bis rechts das erſte, links das dritte Bataillon herangekommen waren. Weiter jenſeits der Strecke ſtand der Ruſſe noch in ſtarker Stellung.

Der Tag wickelte ſich nach dem nachgerade feſtſtehenden Programm ab:

Um 12 Uhr Wirkungsſchießen unſerer Artillerie. Eine Stunde ſpäter Sturm, den meine Fünfte, Sechſte und Achte in vorderſter Linie mitmachten. Ich blieb diesmal,

wohin der Bataillonsführer ja eigentlich gehört: bei der Reſervekompagnie. Man muß nicht immer mit der Naſe vorneweg ſein wollen. Der Sturm gelang, ich rückte nach, hielt eine Viertelſtunde hinter dem Bahnkörper, dann ging's weiter vor. Wieder ergaben ſich die Ruſſen in ungezählten Mengen: auf mein Bataillon kamen, ich weiß nicht wieviel hundert Gefangene und zwei Maſchinengewehre.

Leider waren auch diesmal empfindliche Verluſte nicht ausgeblieben, namentlich viele Zugführer waren in den Kämpfen dieſer drei Tage ausgefallen. Das Kampffeld, das wir im weiteren Vorgehen überſchritten, ſah ſchlimm aus. Die Toten lagen in Maſſen herum, leider etwa ein Drittel Deutſche. Gegen dieſen Anblick wird man ja nachgerade abgeſtumpft — man ginge zugrunde, wäre die Seele nicht mit der Selbſtſchutzvorrichtung des Stumpfſinns ausgerüſtet. Ganz toll ſah diesmal die ruſſiſche Stellung aus. Wie gewöhnlich zog ſie den Drang nach Beute mächtig an. Meine Herren, ich muß dringend bitten, daß Sie mir Ihre Leute vorwärts bringen, zum Andenkenſammeln haben wir keine Zeit, Sie hören, vorn ſchießt's ſchon wieder.

Aus dem Anblick der Toten machte ich mir nicht viel — ſie hatten ausgelitten. Gegen die Qualen Verwundeter war ich noch immer wehrlos. Wo ich ſolch einen armen Jungen in Schmerzen und Ängſten ſich windend fand, war ich ſtets geneigt, den Sanitätern ins Handwerk zu pfuſchen, auf die Gefahr hin, meine Führerpflichten darüber zu vergeſſen.

Nun hatten wir auch die große Heerſtraße erreicht, welche die Bahnlinie öſtlich begleitete und für ſtrategiſche Zwecke bedeutungsvoll ergänzte. Vor uns lag als nächſtes

ernſthaftes Hindernis der Abſchnitt des von Südoſten nach Nordweſten dem Narew zuſtrömenden, von breiter Sumpfniederung umgebenen Orlankabaches.

Die Kämpfe um dieſen Abſchnitt haben uns fünf Tage aufgehalten.

Heut hielt ſich der Feind noch diesſeits des Baches, vermutlich nur mit Nachhuten, um ſeinen Übergang zu decken. Wir bekamen faſt gar kein leichtes Artilleriefeuer mehr; die Granaten, die uns mit langem Heulen entgegenrollten, waren alles beſſere Nummern; die Schwere ſtand wohl ſchon jenſeits des Bahnabſchnittes.

Ich bekam Befehl, mein Bataillon vierhundert Meter diesſeits der Straße anzuhalten und zu ſammeln, um es bis an die Straße heranzuführen und 2 Uhr nachts das erſte Bataillon abzulöſen, das ſchon ſeit drei Tagen in vorderſter Linie kämpfte, während ich eigentlich hätte Regimentsreſerve bleiben ſollen.

Wie ich gerade an der Spitze meines weit auseinandergezogenen Bataillons die große Straße erreicht und für meine Perſon ſchon überſchritten hatte, hieb ſo ein Miſtviech von ſchwarzer Sau zwei Schritt vor mir in die Erde, ging mit wüſtem Gepolter in die Luft und überſchüttete mich mit Dreck. Der ruſſiſche Sand läßt die ſchweren Granaten ziemlich tief eindringen. Das vermindert die Splitterwirkung auf nahe Entfernungen. Die Exploſion geht faſt ſenkrecht, ſpringbrunnenartig in die Höhe, ſo iſt man unmittelbar bei der Einſchlagſtelle weniger gefährdet als etwa von zehn Schritten ab im Umkreis. Immerhin, mein Horniſt Gutt, der einen halben Schritt hinter mir ging, bekam einen Splitter ab.

„Herr ... Haupt ... mann!“ ſtotterte er ganz verdutzt.

Das Gewehr fiel ihm in zwei Stücken aus dem Arm,

der Leibriemen mit Taſchen, Seitengewehr, Brotbeutel glitt zur Erde. Der Splitter hatte den Schaft und die Gewehrkammer, die rechte Patronentaſche durchſchlagen, den Leibriemen und den Waffenrock wie mit ſcharfem Meſſer durchſchnitten — Hemd und Haut waren nicht einmal geritzt.

Unmittelbar darauf kam das Gefecht vorn zum Stehen. Ich zog meine Kompagnien nach rechts hinter eine ſeltſame Deckung: dort ragte ein echt polniſcher Kirchhof, eine Totenſtätte von eindringlich ſchwermütiger Schönheit. Aus einem holzumzäunten, dick umbuſchten Hügel wuchſen ein paar Dutzend rieſige Holzkreuze, mindeſtens drei Meter hoch. Kaum eins ſtand ſenkrecht, Wind und Wetter hatten ſie mehr oder minder geneigt. Gleichnis der Trauer und Vergänglichkeit.

Der Regimentsſtab kam herzu; wir lagen plaudernd inmitten des Bataillons, während vorn das Infanteriegefecht abebbte. Bald kam Meldung, daß der Feind ſich über den Bach zurückgezogen habe.

Sollten wir heute noch folgen? Das empfahl ſich nicht. Es war ohnehin klar, daß wir ſchon zu weit vorgeſtoßen ſeien, während die Anſchlußtruppen rechts und links mit dem ungeſtümen Vorwärtsdrange der Brigade Liebeskind nicht hatten Schritt halten können. Wir „hingen vor".

Es war nicht ſehr gemütlich an unſerem Kirchhof. Ohn' Unterlaß orgelten die Schwarzen heran, ſchlugen näher oder ferner von unſerer Raſtſtätte ein. Ich entſchloß mich, das Bataillon um einige hundert Meter nach vorn zu nehmen und ſich dort für die ſechs Stunden von der Dämmerung bis zur Ablöſung eingraben zu laſſen. Das war um ſo notwendiger, als es aufs neue zu gießen begonnen hatte. Ich war gerade im Begriff unterzukriechen,

da bekam ich eine Einladung vom Regimentsſtab, der inzwiſchen in dem einen Kilometer nördlich gelegenen Dorfe Proniewicze Quartier bezogen hatte — eine Einladung zu einem Glas Bier ...

Unſer Kommerslokal war eine rauchdurchſchwelte Bauernſtube. Seit fünf Tagen ungewaſchen und unraſiert, Geſichter, Mäntel, Hände mit dem Dreck und Blut von vier ſchrecklichen Schlachttagen überzogen, durchnäßt bis auf die Haut, mehr Banditen als Offizieren ähnlich hockten wir um eine einzige Kerze herum, ſogen das Fäßchen „heimatlichen Gerſtenſaftes“ leer, das, ich weiß nicht durch welches Wunder, ſeinen Weg in unſere Wüſtenei gefunden hatte.

Auf dem Heimwege faßten Moebius und ich den Entſchluß, vor dem Schlafengehen trotz des unabläſſig gießenden Regens den Stab des erſten Bataillons aufzuſuchen, welcher etwa einen Kilometer vor uns an dem großen Wege liegen mußte, der quer durch unſere Linien in die Talſenke führte.

Wir tappten durch grundloſen Schlamm den kaum erkennbaren Weg entlang. Matt äugten die Brände von einem halben Dutzend Dörfer durch die Regenſchwaden und gaben ein kärgliches Licht. Wir fanden endlich den Major und Körſtein in einem flachen Loch unter Zeltbahnen ſchlafend.

Wir beſprachen die Ablöſung, dann patſchten Moebius und ich den Kilometer bis zu meiner unterirdiſchen Sommervilla inmitten meines unter ſeinen Zeltbahnen vielhundertſtimmig ſchnarchenden Bataillons zurück.

Dank der erreichten Bettſchwere war ich ſchnell abgereiſt.

Eine Stunde mochte ich geſchlafen haben — da er-

wachte ich mit einem unbeſtimmten Gefühl, als müſſe etwas nicht in Ordnung ſein. Ich lauſchte in die Nacht: nur das Praſſeln des Regens auf meinem Bretterdach war vernehmbar, Moebius, die Gefechtsordonnanzen ſchnarchten um die Wette.

Auf einmal hörte ich einen Schrei — die Wiederholung des Rufes, der mich aus dem Schlummer aufgeweckt:

„Alarm! Alarm! Die Ruſſen ſind durchgebrochen!“

Ich ſchoß in die Höhe, ſtolperte über die Beine meiner Ordonnanzen hinweg zum Ausgang meines Verließes, tappte die glitſchigen Stufen empor, ſtarrte in die ſchwarze, triefende Finſternis. Himmel und Erde nur eine niederwärts wogende naſſe Wolke. — Tiefe Stille. Hatte ich geträumt?“

Da: aufs neue klang's, kaum vierhundert Meter von mir entfernt, gen Norden:

„Alarm! Alarm! Die Ruſſen ſind durchgebrochen!“

„Wer ruft da?“ ſchrie ich in die Finſternis. „Hierher kommen, wer da ruft!“

Keine Antwort. Hatte irgendeiner meiner Kerls oder jemand im Nachbarabſchnitt, zerbrochen von den Schrecknissen der letzten drei Tage, den Verſtand verloren?

Aber nein, es war wirklich etwas nicht in Ordnung. Im Norden, wo ein unbeſtimmtes Rot im Schwall des niederſtrömenden Regens einen verglöſtenden Brand verriet, war ein ungewiſſes Getöſe vernehmbar. Einzelne Schüſſe, Geſchrei, dumpfe Laute, wie von einer fernen Prügelei.

Im Nu war ich wieder unten, weckte Moebius, erzählte ihm.

„Fragen Sie mal ſofort beim Regiment an, ob bei den Anſchlußtruppen im Norden was los iſt!“

Noch ehe der Adjutant in der Finſternis den Hörer gefunden hatte, knarrte ſchon der Melder.

Links von uns ſollte der Ruſſe eingebrochen ſein oder gar durchgebrochen. Ich ſolle auf jeden Fall das Bataillon gefechtsbereit ſtellen.

Nicht ſo einfach. Die armen Kerle ſchliefen nach drei Tagen und drei Nächten harter Kämpfe wie die Toten.

Befehl vom Regiment: das Bataillon rückt in die vordere Linie.

In erbarmungslos niederpraſſelndem Regen führte ich das Bataillon über den quietſchenden Sturzacker gen Oſten — in die Schwärze der Nacht. Als alles ſtill blieb, beſchloß ich, das erſte Bataillon ſchon jetzt um Mitternacht abzulöſen, damit meine Leute in Ruhe kämen. Das dahinten mußte blinder Lärm geweſen ſein.

Jarotzky und Körſtein zogen vergnügt ab — ins Trockene. Ich ſchlief ganz wundervoll.

Am Morgen ſtellte es ſich heraus, daß tatſächlich ſcharf nördlich von uns eine üble Sache paſſiert war: der Ruſſe hatte in der Nacht das Dorf Hyrniewicze Wielkie angegriffen und erſtürmt, dabei ein ganzes Bataillon nebſt Stab gefangengenommen. Stand nun unmittelbar in meiner linken Flanke. Hätte er noch ſtärkere Kräfte diesſeits des Orlankabaches gehabt, ihm wäre ein Durchbruch gelungen.

So ſprang denn allein unſere Stellung bis an den Bachgrund vor, während die Anſchlußtruppen zur Rechten und Linken noch weit zurück waren. Wir mußten uns in der erreichten Linie nach Möglichkeit einſchanzen und „zum Stellungskampf übergehen", bis die Nachbardiviſionen ſich herangekämpft haben würden.

Es gab ſcharfe Arbeit, da wir drei Linien und den

Annäherungsgraben von einem Kilometer Länge bis zum Dorfe Proniewicze ausheben mußten. Dabei hielt uns der Ruſſe von Oſten her, wo er allerdings jenſeits der Talſenke lag, und von Norden, wo er keine hundert Meter von uns entfernt in dem zurückeroberten Dorf Hyrniewicze ſteckte, Tag und Nacht unter Infanterie- und Artilleriefeuer. Auch gab's mehrere große Gegenangriffe; einen zerſtreute das glänzende Feuer unſerer Artillerie und verwandelte ihn in eine kopfloſe Flucht, der andere brach dicht vor den Gräben im Feuer des Bataillons Panther zuſammen.

Im übrigen verliefen die Tage vom 21. bis zum 25. Auguſt geradezu beſchaulich. Ich hatte mir einen ganz behaglichen Unterſtand von zwei Meter Länge und anderthalb Meter Breite bauen laſſen, der etwas wie Heimatgefühl einflößte. Dies Loch und die benachbarten zwei Meter Graben waren fünf Tage lang meine Welt. Ich verließ ſie nur nachts zu langen Mondſcheinſpaziergängen auf der Hochfläche. Dazu kam ſelbſtverſtändlich der tägliche Rundgang durch die Stellung. Am dritten Tag ein nachbarlicher Beſuch bei Jarotzky, der inzwiſchen Panther abgelöſt hatte.

Weitaus den größten Teil der fünf Tage und Nächte habe ich in meinem Unterſtand und dem Zwei-Meter-Graben davor verbracht, leſend, Verſe machend, Tagebuch und Briefe ſchreibend ... oder mich entlauſend, was täglich mehrere Male geſchehen mußte.

Es war ſchon etwa vierzehn Tage her, ſeit ich mit romantiſchem Schauder die erſte Laus, deren ich in meinem Leben anſichtig geworden bin, an mir entdeckt und in einem Stückchen Seidenpapier nach Hauſe geſendet hatte. Seitdem war ich, wie es einem pflicht- und ehr-

liebenden Soldaten eignet und gebühret, gleich dem ganzen Regiment von Kopf bis zu Füßen verlauſt.

Hätte mir einer vor dem Kriege geſagt, daß das möglich wäre, ich hätte nicht ſchlecht gelacht!

Meine Frau hatte mir gegen dieſe liebenswürdigen Gäſte mindeſtens zehn unfehlbare Mittel geſchickt. Sie waren vernichtend für die menſchlichen Geruchsnerven, den Läuſen ſchienen ſie ſympathiſch zu ſein.

So blieb denn nichts als die tägliche Jagd, in der man allmählich eine gewiſſe Meiſterſchaft erwarb. Übrigens hat die Laus mit ihrer demokratiſchen Weltanſchauung eine unbedingt förderliche Wirkung auf das kameradſchaftliche Zuſammenleben zwiſchen Vorgeſetzten und Untergebenen. Ich glaube, meine grauen Jungens haben mich nie lieber gemocht, als wenn ich entblößten Oberkörpers zwiſchen ihnen im Graben ſaß und in Hemd, Leibbinde und Waffenrock auf unſere gemeinſamen Plagegeiſter fahndete. Nun erſt war ich in ihren Augen, ſchien's, ein richtiger Feldſoldat. In ſolchen Stunden fiel ſie von mir ab, jene „Würde, jene Höhe, die da entfernte die Vertraulichkeit". Dann ſchwatzten Bataillonsführer und Gefechtsordonnanzen, Telephoniſten und Musketiere in ungezwungenem Behagen, dann erzählte jeder von daheim, dann kamen alle die ungelenken Briefe und kleinſtädtiſchen Photographien zum Vorſchein, die jeder als teuerſtes Heiligtum im Bruſtbeutel oder Torniſter bei ſich führte. Dann fühlten wir uns alle in unſeren naſſen Sandlöchern, in unſeren fleckigen, verſchliſſenen Waffenröcken als eine große Familie, eine Brüderſchar, in Not und Tod zuſammengekittet — bis des Dienſtes Forderung uns wieder in Vorgeſetzte und Untergebene ſchied. Aber wenn auch die eiſerne Diſziplin des deutſchen Heeres ſich nach

ſolchen Stunden herzlichen, zwangloſen Beiſammenſeins ruckartig wiederherſtellte, ſowie der Augenblick gebot, daß befohlen und gehorcht wurde — jene harmloſen Plauderſtunden hinterließen in allen Herzen einen ſtillen Glanz, ein unvertilgbares Gefühl der Zuſammengehörigkeit.

Die Laus als Kitt der Kameradſchaft — auch ein Kapitel zur Seelengeſchichte des Weltkrieges.

Was aber allen dieſen Idyllen ihre Eigenart gab und gibt — die ſeit vier Jahren alltäglich geworden ſind in aller Welt — das war der Umſtand, daß über ihnen allſekundlich, allgegenwärtig die Geierkralle des Todes ſchwebte.

Kannſt du dies faſſen, der du niemals Pulver gerochen — daß vier Jahre lang Millionen Männer aus aller Welt einander im Feld gegenüberlagen, von Zerfleiſchung, Verſtümmelung, Zerfetzung jeden Augenblick bedroht?!

Daß man ſo leben konnte, leben durch Tage, Wochen, Monate, Jahre — ohne wahnſinnig zu werden?!

„Vieles Gewaltige lebt, und nichts,
das gewaltiger als der Menſch“,

hat jener griechiſche Tragiker geſungen. Wie würde er erſt erſchüttert des Menſchen Gewalt verkünden, hätte er den Weltkrieg erlebt?!

Von dieſem Kriege zählt eine neue Epoche der Menſchheitsgeſchichte. Was vorher gelehrt und gelernt, gedacht und geſchrieben worden iſt, hat ein beſtes Teil ſeines Wertes verloren. Niemand hat ja vor dieſem Kriege den Menſchen gekannt.

Aller Kampf der Vergangenheit war ein Tun im

Die Gefangenen

Phot. Scherl

Phot. Scherl

Groß-Reinemachen

Rauſch. Dieſes Krieges Weſen iſt, daß er uns zwingt, Taten des Rauſches nüchtern zu tun. Woronje ſtürmen in einem Überſchwang der Erdentrücktheit, ſo etwas hat's immer gegeben. Der Schützengraben, das Ausharren im Trommelfeuer: das iſt neu, das iſt unerhört. Daß der Menſch das kann: das hat keiner gewußt. Wer's nicht miterlebt hat, weiß es auch heute noch nicht. Keines Dichters Kraft iſt ſtark genug, keines Leſers Phantaſie ſo lebendig, um das zu ſchildern, das nachempfinden zu können, was in der Seele vorgeht, wenn ſie ſtunden-, tage-, wochenlang im Granatenwirbel ausharren muß. Es iſt ſchrecklich, daß man Menſchen ſo etwas zumutet. Es iſt unſagbar herrlich und beglückend, daß wir nun wiſſen: ertragen kann der Menſch auch das. Er kann's, ohne zuſammenzubrechen, ohne bitter und hart, ohne liebeleer und grauſam zu werden.

Ich möchte nicht als Schönfärber gelten. Ich habe für meine Perſon im Kriege Glück gehabt. Ich lebe, war nie lebensgefährlich verwundet, mein Junge auch nicht. Meinen lieben Bruder, zahlloſe meiner nächſten Freunde habe ich verloren: keinen Vater, keinen Sohn.

Ich habe vier Offenſiven mitgemacht, keine der großen Verteidigungsſchlachten.

Der Offizier trägt eine Bergeslaſt von Verantwortung, die der Mann kaum richtig einzuſchätzen weiß. Aber — er kann ſich doch dieſe und jene Erleichterung gönnen, die nicht jedem einzelnen Manne zugeführt werden kann — er muß ſie ſich gönnen, um ſich die Spannkraft zu erhalten, die ſeine Verantwortung von ihm fordert. Hat wirklich nur der des Krieges ganze Tiefen durchmeſſen, der als gemeiner Soldat ihn durchkämpfen mußte?

Ich bin kein geborener Landsknecht. Ich bin im Kriege

ſeeliſch nicht verroht, nicht härter geworden, als es unbedingt notwendig iſt, will man nicht erliegen. Wenn ich die Lichtſeiten des Krieges in den Schilderungen meiner eigenen Erlebniſſe ſtark hervortreten laſſe, ſo geſchieht es, weil ich ſie ſtark empfinde. Die Schatten ſind nicht weggelaſſen.

Dieſe tägliche ſtundenlange Beſchießung mit Fünfzehnern und Achtundzwanzigern iſt leichter zu erzählen, als ſie zu ertragen war. Hauptmann Kamcke, der nun unſere Maſchinengewehrkompagnie führte, ſagte einmal:

„Man gewöhnt ſich ja ſchließlich an die ſchwarzen Säue, aber zum eigentlichen Lebensbedürfnis werden ſie einem doch nicht.“

Das Vernünftigſte, was man tun konnte: wenn's losging, ſich den Umhang um den Kopf drehen, ſich in den Unterſtand oder auf die Grabenſohle legen — und ſchlafen. So machten's die meiſten.

Andere laſen, den Kopf zwiſchen die Fäuſte geklemmt.

So beobachtete ich eines Tages meinen fleißigen Telephoniſten Diergardt, einen harmloſen, intelligenten Bauernjungen, wie er während des Bombardements mit weltvergeſſener Inbrunſt in einem Reclamheftchen las.

Ich fragte ihn: „Was lieſt du denn da ſo eifrig, mein Kerlchen?“

Er fuhr empor, wie aus Märchentiefen auftauchend, und reichte mir ſtatt Antwort das Heft herüber.

Es war Fauſt, zweiter Teil.

Das verſchlug mir denn doch die Sprache.

— „Aber Menſchenskind — verſtehſt du denn das?“

„Verſtehen? Nein, Herr Hauptmann, verſtehen dhu ick et eigentlich nich ſo recht,“ ſagte er, „aber et is ſehr ſcheen — wunderſcheen is et.“

Ich war verſucht zu lachen. Dann ſah ich in das verträumte, ergriffene Geſicht des jungen Menſchen aus dem Volk. Über mich kam Offenbarung. Wie arm ſind wir „Gebildeten", die wir das Schöne dünkerhaft kommentierend erklären wollen, gegen die ſchlichte Inbrunſt des Ungelehrten, der es ehrfürchtig fühlt, ſich ihm andächtig neigt. Und wenn wir dem Verſtehen der Welt auch wirklich um tauſend Kilometer nähergekommen ſind — bleibt nicht Unendlich minus tauſend gleich Unendlich? Stehen wir dem Rätſel Welt, Gott, Ewigkeit um ein Winziges verſtändnisvoller gegenüber als der Gefreite Diergardt dem zweiten Teil des Fauſt?

Nur daß uns die ſchlichte Ehrfurcht, die andächtige Ergebung abhanden gekommen iſt, die den einfältigen Bauernjungen das Trommelfeuer vergeſſen ließ und ihm eine Unendlichkeit unbegriffener, doch erahnter Schönheit erſchloß.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zuweilen gab's auch Beſuch. Einen ſogar regelmäßig. Mochten die Schwarzen noch ſo frech um uns herumhüpfen, die Sibirier noch ſo eifrig unſeren Sandwall abfunken — der Oberſtleutnant kam täglich heraus, um ſeine Dreihunderteinundvierziger im vorderſten Graben zu beſuchen. Er ſchwitzte und knurrte, häufig machte er ein paar gute, noch häufiger ſchlechte Witze — aber er war da. Wäre er dahinten in Proniewicze ſitzengeblieben, kein Menſch hätte ihm einen Vorwurf gemacht. Daß er kam — kein Menſch im Graben, der's ihm nicht aufs höchſte angerechnet hätte.

Noch ein anderer kam täglich zu uns nach vorn, der's auch nicht nötig gehabt hätte: Kramer, mein Bagage-

führer. Niemand sollte sich einbilden, daß der alte Friedenssoldat bei der Kolonne sei, um „Druckpunkt zu nehmen“. Er kam täglich, sich nach meinen Befehlen zu erkundigen, obwohl ich nie welche für ihn hatte. Er machte auch ohne Befehle seinen Kram ganz tadellos. Unsere Verpflegung war sichergestellt wie in der Garnison.

Eines Tages nahm ich einen Anlauf und sprach seinetwegen mit dem Kommandeur: ob das Regiment einverstanden sein würde, wenn ich ihn zur Beförderung zum Feldwebelleutnant eingäbe? Aber ganz gewiß würde es das, sagte der Oberstleutnant.

Da griff der Regimentsadjutant ein:

„Der Antrag ist unter Herrn Oberstleutnants Vorgänger schon einmal zur Sprache gekommen. Aber der Herr Oberstleutnant von S. hat ihn abgelehnt.“

„Oho — warum das?“

„Der Herr Oberstleutnant sagte so: Diese alten ehemaligen Unteroffiziere sind bloß hier draußen, um Feldwebelleutnants zu werden, weil ihnen das in ihrer Zivilstellung als Beamte nützlich ist. Sind sie das erst geworden, dann bauen sie schleunigst ab.“

Struben dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Hören Sie, Bloem — Sie sind doch als Bataillonsführer der pflichtmäßigen Überzeugung, daß Kramer, den Sie ja nun zur Genüge kennen, die Beförderung *verdient* hat?“

„Selbstverständlich, Herr Oberstleutnant, sonst würde ich sie ja nicht beantragen.“

„Nun, wenn dem so ist, dann *wird* der Kramer Feldwebelleutnant. Ich werde einem verdienten Unteroffizier eine verdiente Beförderung doch nicht versagen wegen etwas, was er möglicherweise hinterher tun könnte! Also

reichen Sie den Antrag ein, ich werde ihn wärmſtens befürwortend weitergeben.“

So, dachte ich, als der Regimentsſtab im Annäherungsgraben verſchwunden war, ſo, mein guter Struben — von heut kannſt du meinetwegen knurren, ſoviel du Luſt haſt — ich kenne dich jetzt. Ich weiß, was ich an dir habe, ich und das Regiment 341.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Morgens fand ſich ein anderer Beſuch ein, einer, der bleiben würde.

Zunächſt war ich wenig erbaut.

Es war der Leutnant Ratzlaff, der frühere Adjutant meines Bataillons und Vorgänger des gefallenen Pieſchek. Er war vor fünf Wochen beim Sturm auf Pultuſk leicht am rechten Arm verwundet worden. Er meldete ſich geneſen zurück, um ſeine Stelle als Bataillonsadjutant, die ihm ja ſechs Wochen offengehalten werden mußte, wieder anzutreten.

Das bedeutete, daß ich Moebius verlor, mit dem mich die Erinnerung an ſtolzeſte Stunden meines Kriegserlebens verband, die Kameradſchaft von zehn Tagen, die an Inhalt als Jahre zählen konnten. Das ſprach ich Ratzlaff gegenüber ganz offen aus. Er hörte mich ruhig und verſtändnisvoll an und erbot ſich zurückzutreten, wenn ich darauf beſtände, Moebius zu behalten. Das konnte und durfte ich nicht annehmen: Vorſchrift iſt Vorſchrift.

So hart es mir war, die Geſellſchaft des friſchen, ſympathiſchen Jungen entbehren zu müſſen, den ich wie einen Sohn zu lieben gelernt hatte — ich durfte bald erkennen, daß ich einen ebenſo wackeren, zuverläſſigen, vornehm

geſinnten Adjutanten bekommen hatte, wie der, den ich verlor — wie Körſtein ebenfalls geweſen war. An Dienſtkenntnis, Erfahrung, Gewandtheit erwies ſich Ratzlaff, der viele Monate die Adjutantur verwaltet hatte, dem befliſſenen Anfänger Moebius noch überlegen.

— So hatte ich mich in den acht Quadratmetern Sandloch, die ſeit fünf Tagen meine Heimat waren, ſo innig eingelebt, daß es mich wie ein Trennungsſchmerz überkam, als mich am Nachmittag des 25. der Ablöſungsbefehl erreichte. Bald darauf kam Leutnant Schreck, um für Hauptmann Panther das Quartier zu übernehmen. In der Dämmerung führte ich mein Bataillon gen Proniewicze.

Wenn man vier Wochen lang oft Nacht für Nacht in einem anderen Erdloch ſein Haupt zum Schlummer gelegt hat, dann klammert ſich die Seele an die armſeligſte Höhle, die uns fünf Tage und fünf Nächte beherbergen durfte.

Übrigens war die Ausſicht auf einen längeren Aufenthalt in Proniewicze nicht verlockend. Hatte der Ruſſe auch unſere Stellungen Tag für Tag ſtundenlang mit beſſeren Nummern beharkt — das unglückſelige Dorf hinter der Front hatte er Tag und Nacht mit ſeinen allerbeſten Sorten bedacht, es war oftmals ganz ſchauerlich anzuſehen geweſen, wie die ſchwerſten Bieſter, über uns mit Schnellzugsgepolter hinwegrollend, in das Unglücksdorf hineingehauen hatten. Hinter dem Dorf ſtand die ganze ſchwere Artillerie der Diviſion. Auf die war's abgeſehen, aber das Dorf bekam den ganzen Zimt mit ab, die Stäbe von 341 und 27, die drinnen lagen, hatten ſich tiefe Heldenkeller bauen laſſen, die ſie oft genug auf Stunden hatten beziehen müſſen. Alſo viel Vergnügen!

Ich bekam ein reizendes Bauernhaus mit einer ſchmucken Holzveranda, das an der Heerſtraße lag und bisher wie durch ein Wunder von der Beſchießung verſchont geblieben war. Hier würde man's aushalten können — wenn's keine Schwarzen gäbe.

Schon beim Abendeſſen ging's los. Ein Fünfzehner ſchlug meinem Hauſe genau gegenüber in den Hof, in dem gerade die fünfte Kompagnie um die Feldküche verſammelt war. Ich ſtürzte hinüber. Die Eſſenholer waren auseinandergeſpritzt, die Pferde der Feldküche gegen die Hausmauer gerannt, die Deichſel gebrochen — ſonſt nichts paſſiert. Inmitten des Hofes klaffte ein anderthalb Meter tiefer Trichter.

Mit gemiſchten Gefühlen legten wir uns aufs Stroh, geſtiefelt und geſpornt natürlich, wie immer ſeit dem Schlafwagen Berlin—Deutſch-Eylau, aber zum erſten Male ſeit neun Tagen wieder unter einem Dach.

In der Nacht weckte mich ein hölliſches Getöſe. Ich ging in den Hof, um zu lauſchen. Im geſchloſſenen Raum hört ſich ein Bombardement ſtets ſchlimmer an, als es iſt, weil man zwiſchen feindlichem Einſchlag und eigenem Abſchuß nicht unterſcheiden kann. Der Spektakel rührte in der Hauptſache von unſerer eigenen Artillerie her, die ſich ſeit Tagen nur noch ſchüchtern geäußert. Offenbar friſches Futter. Übrigens konnte ſolch tolles Geknalle nur den einen Sinn haben: die feindliche Stellung jenſeits des Orlankabaches ſollte ſturmreif gemacht werden. Ich wußte ohnehin: der Grund, der unſer wütendes Vordringen fünf Tage lang aufgehalten hatte, war weggefallen. Die Nachbardiviſionen hatten ſich herangearbeitet. Mit den angekündigten Ruhetagen in Proniewicze ſah's windig aus.

Der Ruſſe antwortete lebhaft, aber mit offenbar erlahmender Kraft. Hin und wieder krachte ein ſchwerer Einſchlag in eins der Dorfhäuſer — deshalb ſich auch eine Minute Schlafes verkneifen, hätte nicht gelohnt. Man muß Vertrauen haben.

Mit unbedingter Wurſchtigkeit kroch ich in meinen Schlafſack.

22.

Eine lange Folge ſtürmiſcher Geſchehniſſe, die um Jahre hinter uns liegen, gelaſſen plaudernd zu erzählen — ein ander Ding als dies: ſie vor ſich zu wiſſen, Stunde um Stunde wie den Faden aus dem Gewirr des Flachſes herauszuhaſpeln und abzuſpinnen. Selbſt dies iſt ein Zuſtand, der dem Menſchen auf die Dauer vertraut wird. Aber wir alle, die wir's erlebt haben, tragen in uns eine dunkle Spur.

„Ich habe mit dem Grau'n zu Nacht geſpeiſt," ſagt Macbeth, „ich hab' zu Tiſch geſeſſen mit Geſpenſtern."

Ich bin ein robuſter Geſell, laſſe mich nicht unterkriegen. Einer geſunden Natur wird Ertragen wie Vergeſſen leichter als einer belaſteten. So mag es kommen, daß mein Bericht um ein Beträchtliches heiterer klingt, als das Erlebnis war.

So hört es ſich denn wahrſcheinlich recht harmlos und behaglich an, wenn ich erzähle, daß die letzte Woche des blutigen Auguſt 1915 dem zweiten Bataillon Infanterieregiments 341 ſo gut wie gar keine Kämpfe mehr, ſondern faſt nur Marſch- und Ruhetage gebracht hat. An ihrem Beginn ſtanden wir vor dem Orlankaabſchnitt, an ihrem Ende in Pienki, wenige Kilometer ſüdlich von Grodek an der Bahn von Bialyſtok nach Baranowitſchi. Die Strecke, die wir in dieſer Woche zurückgelegt haben, beträgt in der

Luftlinie nur fünfzig Kilometer, die tatsächlich durchmessene Linie nicht viel mehr als sechzig. Das haben wir auf dem Vormarsch 1914 mehr als einmal an einem einzigen Tage schaffen müssen. Ruhetage gab's damals überhaupt nicht.

Ich müßte diese an großen Erlebnissen arme Woche mit derselben Ausführlichkeit wie die vergangenen erzählen, um einen Eindruck zu vermitteln von der Härte, die auch ihr eignete.

Aber ich fürchte, der Bericht möchte ein wenig eintönig werden.

Wir haben kampflos den hartumstrittenen Bachabschnitt nehmen können. Dem Druck der nunmehr zu geschlossener Front vereinigten Armeen Mackensen, Prinz Leopold, Gallwitz und Scholz ist der Russe langsam gen Nordosten ausgewichen. Wir haben, ihm folgend, eine große Schwenkung gemacht und ihn über den Narew und die Bahnlinie Bialystok—Baranowitschi zurückgetrieben, bis er sich um die Monatswende aufs neue stellte, in einer Linie, deren Stützpunkt gegenüber der Armee Scholz die Festung Grodno bildete, während gegenüber unserer Armee Gallwitz die Widerstandslinie dem Verlaufe des Swisloczbaches folgte.

Bevor wir abermals zum Angriff antraten, um den neuorganisierten Widerstand zu brechen, haben wir zum ersten Male seit Beginn der Offensive ein paar wirkliche Ruhetage erlebt. Vom 28. bis 31. August lagen wir zunächst im Biwak vor, dann in einer Art von Ortsunterkunft in einem verhältnismäßig stattlichen Dorfe Potoki, etwa zehn Kilometer nördlich der Stadt Narew. Hier hat es sich ereignet, daß wir etwa anderthalb Tage lang keinen Kanonendonner gehört haben.

Auch im Kriege führt der Menſch ein Privatleben — aber zum mindeſten im Bewegungskrieg hat er wenig Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen. Die Poſt aus der Heimat erreicht ihn nicht, das erhöht die Vorſtellung, man lebe auf einem anderen, einem verwunſchenen, zu endloſem Leide verdammten Planeten. Eine Brücke beſteht nur, um geſprengt zu werden; Eiſenbahnkörper ſind da, umkämpft und erſtürmt zu werden, Städte und Dörfer haben die Beſtimmung, als Stützpunkte für die Verteidigung zu dienen. Einen Menſchen, ſofern er nicht zur eigenen Horde gehört, erſchießt man oder ſucht ihm das Bajonett in den Leib zu rennen. Gelingt einem das nicht, ſo tut er ein Gleiches mit uns.

Hat man auf jenem anderen, fernen Planeten, auf dem man dermaleinſt weilen durfte, einen fröhlich heranblühenden Sohn, ſo wünſcht man ſich nichts ſehnlicher als dies: daß auch er recht bald den Weg auf den Stern der Verdammnis finden möge.

Mein Sechzehnjähriger hatte mich noch nicht erreicht. Darüber durfte ich mich nicht beunruhigen. Alle Verbindungen hinter uns waren abgeriſſen: weder Lebensmittel kamen heran noch Briefe, noch der nicht minder ſchmerzlich benötigte Erſatz für die Hunderte unſerer Gefallenen und Verwundeten.

Dennoch war unſere Stimmung in jenen Tagen nicht etwa gedrückt oder ſchwermütig. Wir waren ja alle längſt „ſo ziemlich eingeteufelt“.

Ich nahm die Gelegenheit wahr, ein großes Waſch- und Scheuerfeſt zu veranſtalten. Ich wußte längſt, daß es nur ein wirkſames Mittel gibt, der allgemein einreißenden Vernachläſſigung jeder Körperpflege zu ſteuern: das Beiſpiel des Offiziers. Mitten vor der Front des biwakieren-

den Bataillons ließ ich ganze Bütten aus dem nahen Bache anfahren. Wir nahmen die wüſten Stoppelbärte ab, entkleideten uns, wuſchen, ſcheuerten in der blanken Spätſommerſonne ſtundenlang an uns herum.

Jetzt bedurfte es keines Befehls, keiner Anordnung, keiner Kontrolle: bald hüpfte das ganze Bataillon in den Bach, Raſiermeſſer, Seife, Kamm und Kleiderbürſte verwandelten meine verwilderte Rotte wieder in eine abgeriſſene und geflickte, aber darſtellbare Soldatenſchar.

Mein trefflicher Verpflegungsoffizier hatte auf weiten Requiſitionsfahrten eine ſtattliche Viehherde aufgetrieben, die koſtbarſten Kartoffeln brauchten wir uns nur aus den Feldern zu holen, für Atzung war geſorgt.

Wir Offiziere freuten uns der Gelegenheit, nach langer Zerſplitterung einmal als geſchloſſenes Offizierkorps beiſammen zu ſein. Vor allem war's ein glücklicher Umſtand, daß wir drei Bataillonskommandeure ſo ausgezeichnet miteinander ſtanden. „Panje Struben", ſo unangenehm er im Dienſt ſein konnte, war hinterm Becher der herzlichſte und liebenswürdigſte Kamerad.

Ich ſollte hier noch eine zweite Gelegenheit haben, die Vortrefflichkeit ſeines Charakters verehren zu lernen, die wahrhaft vorbildliche Geſinnung, mit der er für ſeine Untergebenen eintrat. Vor kurzem hatte ich einen der Offiziere des Bataillons wegen ſeiner hervorragenden und allgemein anerkannten Tapferkeit zum Eiſernen Kreuz einzugeben, das er noch nicht beſaß. Der Antrag war von ſeiten des Regiments befürwortet weitergegeben worden. Da lief gegen dieſen Herrn eine Beſchuldigung ein, die ſich auf ſein Verhalten zu einer Zeit bezog, da er unſerem Regiment noch nicht angehörte. Er ſollte ſich da, kurz geſagt, „gedrückt" haben. Ich kenne Vorgeſetzte,

die bei Eingang einer ſolchen Anzeige nichts Eiligeres zu tun gehabt hätten, als den bereits befürworteten Antrag auf Verleihung des Eiſernen Kreuzes zurückzuziehen.

Der Oberſtleutnant ließ ſich von mir genauen Bericht über die Leiſtungen des Offiziers erſtatten. Ich war in der angenehmen Lage, nach meiner pflichtmäßigen Überzeugung für den jungen Herrn ſehr ehrenvoll eintreten zu können.

Darauf ſagte der Oberſtleutnant:

„Ich danke Ihnen, Bloem. Der betreffende Herr iſt meinem Regiment ohne Hinweis auf frühere Verfehlungen überwieſen worden. Er hat ſich beim Regiment ausgezeichnet und das Eiſerne Kreuz verdient. Was in der Vergangenheit liegt, geht uns nichts mehr an und iſt geſühnt. Der X. bekommt ſein Kreuz, und die Angelegenheit iſt für uns erledigt.“

Seit dieſer Stunde hatte ich das Gefühl: einen beſſeren Kommandeur wünſche ich mir nie.

Die ſchöne, liebe Sonne, die unſer feſttägliches Biwaktreiben durchwärmt hatte, blieb uns nicht bis zum Ende unſeres Friedensintermezzos treu. Am Sonntag, dem 30. Auguſt, gab's kalten Regen; wir mußten „unterziehen“. Keine der Panjehütten ſchien mir würdig zum Stabsquartier. Aber da ragte, eine Trutzburg der Orthodoxie inmitten des römiſchen Polentums, aus dem niederen Gewimmel der Strohdächer eine fünffach zwiebelbekuppelte Kathedrale, funkelnagelneu, erſt im Rohbau fertig, wie wir deren ſchon manche gefunden hatten als Zeichen eines ſtarken Ausbreitungsſtrebens der griechiſchen Kirche. Die paßte mir gerade. Das Innere war eine Schutthalde, es fehlten Fenſter und Türen, aber mit Stroh und Zeltbahnen ließ ſich ein etwas luftiges und

zugiges, aber läuſe-, wanzen- und geruchfreies Quartier herſtellen. Jedenfalls gab's ein phantaſtiſches Bild.

Hier erreichte mich nach Wochen bitteren Entbehrens die erſehnte Heimatpoſt. Stöße von Briefen, Berge von Liebesgabenpaketen. Wäre das alles nach und nach angekommen, wie manche düſtere Stunde wäre hell, wie manche hungrige ſybaritiſch geworden!

Gleich die erſten Briefe meiner Lieben brachten ein Erſchrecken.

Mein Sohn im Feld! Offenbar mindeſtens ſeit vierzehn Tagen! und — nicht bei meinem Regiment, ſondern — ja wo?!

Tage fürchterlicher Unruhe, bis dann das Eintreffen der zurückgebliebenen Briefe die Aufklärung gab:

Gerade in jenen Tagen, als das Regiment meines Sohnes ſich entſchloſſen hatte, ihn ſeines Gehörleidens wegen als nicht kriegsverwendbar nach Hauſe zu ſchicken, iſt der Junge über den Kaſernenhof gekommen, ſchon eingeweiht in das Schickſal, das ihm bevorſtand, und feſt entſchloſſen, ſich ihm nicht zu beugen. Da hat er eine Abteilung Rekruten, die mit ihm zuſammen ausgebildet worden waren, in feldmarſchmäßiger Ausrüſtung bereitgeſtellt geſehen mit der Beſtimmung, als Erſatz zu dem Reſerve-Infanterieregiment 249 ins Feld zu rücken. Dies war vom Erſatzbataillon der Vierziger aufgeſtellt worden und gehörte der Armee Scholz an, unſerer Nachbararmee im Norden, deren Abſchnitt höchſtens zwanzig bis dreißig Kilometer von uns entfernt anfing ...

Sofort iſt er aufs Geſchäftszimmer des Erſatzbataillons geſtürzt, hat himmelhoch gebeten, ihn als Kriegsfreiwilligen zu behalten und mit dieſem Nachſchub ins Feld rücken zu laſſen. Er hat telegraphiſch die Zuſtimmung ſei-

ner Mutter erbettelt, hat daraufhin die Genehmigung ſeiner Vorgeſetzten erhalten, iſt Hals über Kopf eingekleidet worden und anderen Morgens gen Rußland gefahren, ohne ſeine Mutter noch einmal ſehen zu können, ja ohne mehr als ein paar Groſchen Geld, die letzten Reſte des Halbmonatszuſchuſſes.

Das alles wenige Tage vor Ankunft meines Antrags auf Verſetzung zu 341.

Ich hab' das alles erſt ſpäter erfahren. Nur die eine harte Tatſache ſtand feſt:

Mein Einziger, ein Bürſchchen von ſechzehn Jahren, ſtand im Feld — vielleicht nur ein paar Kilometer von mir entfernt und doch durch einen Abgrund von mir getrennt ... wer weiß wo? — ganz gewiß im gleichen Schmutz und Graus wie ich — nur, daß ich Bataillonskommandeur war und das Kind ein einfacher Soldat.

Das laſtete bitter auf den nächſten Tagen und Wochen. Wenn ich unter unſeren bärtigen Musketieren und Kanonieren ſo ein braunes, abgehagertes Kindergeſichtchen auftauchen ſah, wie ſie damals noch ſelten waren — dann mußte ich wegſehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am letzten Auguſttage mußten wir unſere Oaſe verlaſſen. Weiter ging's gen Nordoſten. Zunächſt gab's noch einmal Quartier in Pienki, einem Weiler ſüdlich der Bahnſtrecke von Bialyſtok nach Baranowitſchi. Am praſſelnden Lagerfeuer traf uns eine Freudenkunde: Grodno ſei gefallen, Grodno und — Riga ...

Erſteres war teilweiſe wahr, ſchon am Abend des 31., und iſt am folgenden Tage ganz wahr geworden. Wie ſehr ich an dieſer Eroberung mit meinem Fleiſch und Blut beteiligt war — das habe ich erſt Wochen ſpäter erfahren.

Digitized by Google

An jenem Abend waren wir in der Luftlinie ſechzig Kilometer von Grodno entfernt — eine knappe Stunde Autofahrt ...

Das mit Riga iſt bekanntlich erſt erheblich ſpäter in Erfüllung gegangen, gefeiert aber haben wir's ſchon an dieſem Abend.

Am folgenden Tage, dem 1. September, kamen wir wieder in die vorderſte Linie. Nach einem ſtrammen Morgenmarſch, in deſſen Verlaufe wir bei dem verwüſteten Bahnhof des Städtchens Grodek die erwähnte Strecke überſchritten, löſten wir unſere Landwehrdiviſion ab, die inmitten herrlicher Bergwälder hart vor einer ſtarken ruſſiſchen Stellung lag. Kaum hatte ich die Ablöſung durchgeführt, da kam Befehl zu weiterem Vorgehen: der Ruſſe hatte kampflos geräumt. Der Vormarſch wurde recht ſchwierig. Wir mußten uns durch die ruſſiſche Stellung durchwinden, die ſchon mehr eine Feſtung war. Ganze Waldbezirke waren in undurchdringliche Sperren verwandelt: die Bäume reihenweiſe umgelegt, mit den Äſten nach vorn, das Ganze mit Draht feſt verbunden. Dazwiſchen die kahlen Höhen mit Stützpunkten gekrönt, hinter Drahtverhauen von vielen Metern Breite — kaum begreiflich, daß der Feind dieſe uneinnehmbaren Kaſtelle uns ohne Schuß überlaſſen hatte ...

Während wir uns rechts und links der großen Straße durch ſolch Labyrinth hindurchwürgten, hörten wir Hufſchlag auf der Chauſſee, achteten aber nicht weiter darauf, da wir annahmen, es ſei eine ſtärkere Patrouille des Kavallerieregiments unſerer Diviſion, das nach ſeinem Führer, dem Rittmeiſter von Cleinow, den Namen „Regiment Cleinow“ und als einziges Abzeichen ein grünes C auf den Helmbezügen trug. Ein echtes Gebilde unſerer

östlichen Kriegsnot. Es setzte sich aus Abkommandierten aller Gattungen Kavallerie zusammen ... Alle trugen ihre bisherige Uniform: Husaren, Dragoner, Kürassiere, Ulanen, Jäger zu Pferde bunt durcheinander ... Als habe man nach einer mörderischen Reiterschlacht die Trümmer zerflederter Kavalleriedivisionen zu einem Regiment zusammengelegt ...

Als wir uns durch die Stellung hindurchgearbeitet hatten, sahen wir zu unserer Verblüffung auf der Landstraße die Radfahrerkompagnie einherrollen, die zum Divisionsstabe gehörte. Weiter nordwärts — was entdeckten wir?! An der Spitze der Radfahrer trabte mit flatterndem Wimpel — die hohe Division selber, einen halben Kilometer vor unserer vordersten Schützenlinie, erste am Feind ... Exzellenz waren nach vorn durchgebrochen ...

„Ratzlaff," sagte ich zu meinem Adjutanten, „nun reiten Sie aber mal im Caracho nach vorn und halten Sie Papa Wernitz fest — sonst schnappen uns die Kosaken unseren Divisionsstab weg ..."

Bald hielt die Radfahrerkolonne, die Reitergruppe. Im Vorbeimarschieren meldete ich mich beim Divisionskommandeur und erlaubte mir die Bemerkung:

„Euer Exzellenz haben uns einen schönen Schrecken eingejagt."

Wernitz lachte übers ganze Gesicht und meinte:

„Ihr jungen Leute wollt immer alleine vorneweg sein ... Gönnen Sie 'nem alten Mann doch auch mal was Gutes ..."

Im Vorarbeiten mußte ich vielfach absitzen. Jeder war auf sich selber angewiesen — oft fand man sich für Minuten mutterseelenallein in der grünen, starrenden Unend-

lichkeit. In ſolch einem Augenblick — ich zog Lotte, der die Sache ſtark auf die Nerven fiel, am Zügel hinter mir drein — ſah ich keine drei Schritt vor mir ein paar ſpähende ſtruppige Köpfe, die ſofort verſchwunden waren.

Koſaken ...

„Hierher, Kerls, hierher!“ rief ich, tödlich erſchrocken.

Schon knallte es zur Rechten und zur Linken. Eine Minute ſpäter traten wir auf freies Hochgelände hinaus, ſahen die feindliche Patrouille gen Oſten entſtieben ...

Hart vor dem Abſtieg ins Tal des Swiſlocz bekamen wir lebhaftes Feuer vom letzten Höhenſaum. Meine Schützenlinie trat ins Gefecht, nach einer halben Stunde heftigen Schießens räumte der Gegner — zwei abgeſeſſene Koſakenſchwadronen — hurtig das Feld.

Kaum hatten wir die Kuppe erreicht, da hagelte es vom jenſeitigen Talrande Schrapnells und Feldgranaten. Wir mußten uns eingraben, bis unſere Artillerie in Wirkſamkeit treten konnte.

Nachdem Telephonverbindung mit dem Regiment hergeſtellt war, erhielt ich Befehl, feſtzuſtellen, wie breit und tief der Fluß ſei, und ob ein Übergang im feindlichen Feuer ohne allzu ſchwere Opfer möglich ſein würde.

Während die Patrouillen meiner Kompagnien zum Fluſſe niederſtiegen, muſterte ich durchs Glas die weite Niederung.

Überall ſtiegen die maſſigen Qualmſäulen der brennenden Dörfer ins abendlich durchgoldete Himmelsblau. Gerade vor der Stellung meines Bataillons lag ein reiches, prächtiges Dorf im Grunde, Holynka auf der Karte benannt. Von ſeinen Rändern knatterte meinen Patrouillen Gewehrfeuer entgegen.

Weiter rechts, ſchon nicht mehr im Gefechtsſtreifen

des Regiments, konnte ich eine Holzbrücke erkennen, etwa drei Kilometer südlich des Dorfes, mitten im Wiesengelände. Das helle Leuchten ihrer Balken gab Kunde, daß es sich um eine Kriegsbrücke handelte, welche die russischen Pioniere jedenfalls angelegt hatten, um der Artillerie und den Kolonnen den Rückzug zu erleichtern. Eben waren Kosaken bemüht, sie anzuzünden. Das Feuer des Bataillons Panther vertrieb sie. Da würde man hinüber können.

Inzwischen hatte unsere Artillerie die Dörfer des Osthanges und die abziehenden Kosakenschwärme unter ein recht wirksames Feuer genommen. Plötzlich züngelten Flämmchen auf den Dächern von Holynka.

Ich machte Meldung, zog, da das feindliche Artilleriefeuer nachließ, meine Feldküchen heran, befahl den Kompagnien, sich für die Nacht einzurichten.

Nach und nach kamen die Patrouillen zurück, die Kompagnieführer meldeten: Fluß drei bis vier Meter breit und etwa mannstief, starke Strömung, selbst für Infanterie kaum ohne Brücken zu überschreiten. Brücke bei dem Dorf abgebrannt.

Befehl kam: die Division habe den Fluß noch heute zu überschreiten und sich auf dem Osthang festzusetzen. Zusatz des Regiments: Bataillon Bloem überschreitet den Fluß bei oder nördlich Holynka. Nötigenfalls Behelfsbrücken herzustellen.

Mein Entschluß war rasch gefaßt. Die Brücke rechts von mir lag, wie gesagt, im Gefechtsstreifen des Nachbarregiments, und außerdem bedingte ihre Benutzung einen Umweg von zweimal drei Kilometern. Das schien mir das kleinere Übel, mit der Nachbartruppe würde ich mich verständigen. Ich schickte einen Husaren mit der Meldung ans

Regiment, daß ich mich auf eigene Verantwortung entſchloſſen hätte, vom Wortlaut des Regimentsbefehls abzuweichen und die vorhandene Brücke zu benutzen. Ich befahl den Kompagnien, ſchnell abzueſſen und ſich nach der Brücke drei Kilometer ſüdlich Holynka in Marſch zu ſetzen, wo ich das Bataillon erwarten und den Übergang leiten würde. Dann ſaß ich auf, ritt mit meinem Adjutanten und dem noch verbleibenden Meldereiter in der Richtung auf die Brücke ab, um den beſten Zugang durch das Wieſengelände auszukundſchaften. Es war inzwiſchen völlig dunkel geworden.

Rechts von mir hatte im Gefecht unſer drittes Bataillon geſtanden. Ich hatte ermittelt, daß auch Panther ſich entſchloſſen hatte, aus dem Gefechtsſtreifen des Regiments herauszugehen und die bewußte Brücke zu benutzen. Er war bereits vor einer halben Stunde aufs Oſtufer übergegangen: es hatte alſo kein Bedenken, daß ich mich mit meinen zwei Begleitern allein ſo weit vorwagte.

Es ſtellte ſich heraus, daß der Übergang über die Wieſe zu der Brücke ſchwierig war. Wir mußten abſitzen und dem Huſaren unſere Pferde zum Halten geben. So ſtapften wir beide, Ratzlaff und ich, in der ſchwarzen Finſternis mühſelig über die ſchlammige Wieſe, fanden ſchließlich die Brücke, die von einer Wache des dritten Bataillons geſichert war. Jetzt ſandte ich Ratzlaff zurück, ging für meine Perſon über die Brücke, fand drüben das dritte Bataillon wartend gelagert und plauderte mit Panther und den Herren ſeines Stabes, der Ankunft meiner Kompagnien harrend.

Nach etwa einer halben Stunde hörte ich von drüben, vom Weſtufer her, meinen Namen rufen. Ich antwortete und gab das vereinbarte Richtungszeichen, indem ich ein

Streichholz nach dem anderen anzündete und brennend in die Höhe warf. Nach kurzer Zeit erkannte ich die Stimme meines Adjutanten, gleich darauf trat er auf der Mitte der Brücke mir entgegen:

„Herr Hauptmann, der Herr Oberſtleutnant iſt nicht damit einverſtanden, daß wir auf dieſer Brücke, alſo ſüdlich von Holynka, den Übergang bewerkſtelligen. Er hat das Bataillon angehalten, ihm befohlen, ſich an das Erſte anzuhängen, das auf Höhe des Nordrandes des Dorfes angeſetzt iſt und dort übergehen ſoll. Herr Hauptmann möchten zurückkommen und dem Bataillon nachreiten."

Der Regimentskommandeur hatte meinen Befehl umgeſtoßen — gut. Entweder das erſte Bataillon brachte das Kunſtſtück fertig, in der dunklen Nacht und ohne Brückentrain über das breite Gewäſſer hinüberzukommen — oder es erwies ſich als undurchführbar — dann würde nichts übrigbleiben, als — — — die beiden Bataillone auf der weißen Brücke hinüberzuführen.

Ich befahl dem Adjutanten, bei mir hier drüben zu bleiben. Wir entſchloſſen uns, auf dem Oſtufer nordwärts zu gehen, um von hier aus uns ſelber anzuſehen, wie es mit den Verſuchen des erſten Bataillons werden würde, nördlich den Übergang zu bewerkſtelligen.

So löſten wir beide uns von dem ruhenden dritten Bataillon und taſteten uns nordwärts, auf Holynka zu. Unterwegs fiel es uns ein bißchen unheimlich aufs Herz, daß jeder Schritt, den wir vorwärts taten, uns nun weiter von unſeren Kameraden entfernte — daß wir weit und breit die einzigen Deutſchen auf dem Oſtufer ſein würden. Dabei war es noch keineswegs klargeſtellt, ob der Feind das Flußufer völlig geräumt und ſich weiter gen Oſten zurückgezogen — oder nicht doch noch Abteilungen zurück-

gelaſſen hatte, um unſeren Übergang wenigſtens nördlich des Dorfes zu hindern. Aber — unſer Entſchluß war nun einmal gefaßt. Wir ſetzten unſeren unheimlichen Spaziergang fort. Die hellauflodernde Brunſt des Dorfes gab uns Richtung und Beleuchtung, die Sterne flimmerten Mut und Zuverſicht in unſere Herzen.

Nach zwanzig Minuten Wanderns war Holynka erreicht. Der prächtige Gutshof ſtand in lichterloher Glut. Der Reſt war niedergebrannt. Von dem glühenden Aſchenhaufen ſtieg eine Hitze auf, daß uns der Atem verging. Faſt noch unheimlicher das Nordviertel des Dorfes, das von den Flammen verſchont geblieben war. Hier konnte hinter jeder Hecke, jeder Fenſterhöhle der Koſak lauern ...

An der unverſehrten orthodoxen Kirche vorüber erreichten wir den Nordausgang des Dorfes. Vor uns lag eine von Nebelſtreifen überlagerte Wieſe, von Gruppen niederer Wacholderbüſche beſtanden. Der Mond war rechts hinter uns aufgegangen und erhellte die Landſchaft mit ungewiſſem Lichte. Links von uns flimmerten einige Windungen des Swiſlocz durch das Röhricht. Dort mußte die Stelle ſein, wo unſer Bataillon den Übergang verſuchen ſollte.

Wir hielten einen Augenblick inne und lauſchten. Richtig: Etwa zweihundert Meter halblinks von uns zog ſich ein Waldſtück: von dort vernahmen wir Wagengeraſſel, Pferdegewieher, Menſchenſtimmen. Worte konnten wir nicht unterſcheiden. Das mußte das Bataillon ſein: noch beim Übergang oder mit den Spitzen ſchon auf dem weiteren Vormarſch. Beruhigt ſchritten wir fürbaß.

Auf einmal ſchrillte es aus dem Walde, höchſtens hundertfünfzig Meter noch von uns entfernt:

„Hui — i — i — iett!“

Den Ton kannten wir ...

Der Koſakenpfiff.

In derſelben Sekunde lagen wir platt auf dem Bauch, zwiſchen den Wacholderſtauden, im naſſen Wieſengras. Ich riß die Piſtole aus dem Futteral.

„Um Gottes willen, bloß nicht ſchießen, Herr Hauptmann!“

„Billig verkaufen wir unſer Leben nicht ...“

„Wenn die Koſaken kommen, ſind wir erledigt,“ ziſchte Ratzlaff. „Gefangene machen die nicht.“

„Und wir laſſen uns nicht gefangennehmen.“

Wir lauſchten mit hämmernden Pulſen: es war totenſtill geworden in der Runde bis auf das Wiehern der Pferde, das Knarren der Wagenachſen.

„Verfluchter Leichtſinn!“ knurrte ich in mich hinein. Blitzſchnell ſchoſſen die Gedanken. Sterben — warum nicht? Aber — ſo — durch eigene gottſträfliche Unbeſonnenheit — pfui Teufel. Abgeknickt nach kurzer verzweifelter Gegenwehr von einer Koſakenhorde ... Scheußliche Vorſtellung.

Wir lauſchten. Jeden Nerv angeſpannt. Es war nicht Furcht, was alle Muskeln wie im Krampf zuſammenriß. Die kannten wir längſt nicht mehr. Es war bitterer Selbſtvorwurf.

Nichts regte ſich. In heiſerem Flüſtern tauſchten wir unſere Gedanken aus.

„Wahrſcheinlich halten ſie uns für die Spitze einer Patrouille ...“ meinte Leutnant Ratzlaff. „Denken: wo die ſind, da kommen noch mehr.“

„Offenbar ein Kommando, das unſeren Übergang hindern ſoll — nun fürchten ſie, umgangen zu ſein — und halten ſich ruhig.“

Was tun? Zurückkriechen? Der Weg war weit — und mondbeſchienen.

Räderknarren, Pferdewiehern, leiſes Raunen von Menſchenſtimmen ... ſonſt Todesſchweigen ringsum.

Wie lange wir ſo gelegen haben — ich weiß es nicht. Endlich wurde mir die Sache zu dumm.

„Ich ſchlage vor, wir ſtehen auf und gehen hoch aufgerichtet, wie wir gekommen ſind, zu dem brennenden Dorf zurück, zum dritten Bataillon. Dann finden wir wenigſtens wieder Anſchluß ... Schießen die Hunde, ſchmeißen wir uns wieder hin.“

„Einverſtanden, Herr Hauptmann.“

Aufrecht und langſam zurück. Unſere Schattenriſſe müſſen ſich von dem Mondſchein, von den Flammen haarſcharf abzeichnen. Verdammtes Gefühl.

Nichts geſchieht. Kein Schuß fällt. Alles bleibt ſtumm.

Wir ſind am Dorfrand. Wir tauchen wieder in die dunkle Gaſſe zwiſchen den ſtehengebliebenen Häuſern. Zurück in den Brodem der Brände. Gerettet.

Da — vor uns — von Süden her — dunkle Geſtalten inmitten der Dorfſtraße. Im Nu ſind wir hinter der Mauer des letzten aufrecht ſtehenden Hauſes. Ob's Feinde, ob's Deutſche ſind, wenn ſie uns ſehen, ſchießen ſie uns über den Haufen.

Wir hören, wie die Kommenden an uns vorüberſchreiten. Wir ſpähen hinter unſerer Mauer vor ... Aufatmen: Pickelhauben. Durch.

Von hinten rufen wir ſie an. Es iſt der Hauptmann von Roell, Bataillonskommandeur im Regiment 343 mit ſeinen Gefechtsordonnanzen. Wir erzählen. Gelächter, wohlverdienter Spott. Und unſer drittes Bataillon? Schon vor uns im Dorf eingerückt, liegt am Oſtausgang.

Hin! Bald ſind wir inmitten der lagernden Schar, wecken Panther, der auf ſeinem Strohbündel ſchnarcht, eine neue Lage Anulkung, ein Schluck kalten Kaffees aus der Feldflaſche, ein Stück Schokolade.

„Erſtes und zweites Bataillon — wo ſtecken die?“

„Keine Ahnung.“

Ein friſches Bund Stroh ſchleppen die Gefechtsordonnanzen des Kameraden aus einer ſtehengebliebenen Scheune. Wir werfen uns hin, finden ſchnell Vergeſſen.

Nach einer Stunde etwa werde ich geweckt. Leutnant Teſch ſteht vor mir:

„Bataillon im Anmarſch!“

Alles iſt gekommen, wie ich's vorausgeſehen hatte: Übergang nördlich Holynka unausführbar. Der Regimentskommandeur hat ſich doch noch entſchließen müſſen, mein Bataillon und das erſte über — die weiße Brücke zu führen, auf der wir nach meinem Befehl ſchon vor vier Stunden hätten übergehen ſollen ...

So endete das Abenteuer.

Immerhin — mal 'ne Abwechſlung.

23.

Den Swiſloczabſchnitt hatten wir billig bekommen — nur der Bataillonsſtab hatte etliche Tropfen Angſtſchweiß laſſen müſſen. Etliche ...

Als nächſter verteidigungsfähiger Abſchnitt lag vor unſerem Marſch gen Nordoſten der Lauf eines Nebenbaches des Swiſlocz, die Werecia. Dieſe beginnt bei dem Städtchen Repla durch Vereinigung zweier Bäche, die beide den Namen Weretejka führen. Dicht hinter dieſem Doppelbach fließt ein dritter, der aber nach Norden unmittelbar dem Njemen zuſtrömt: die Wolpianka. An dieſer Stelle, wo demnach drei Bachläufe hintereinander auf einem Streifen von fünf Kilometer Breite die Richtung unſeres Vormarſches kreuzten, konnten wir uns auf ſchärferen Widerſtand gefaßt machen.

Die Kämpfe um dieſes Hindernis haben uns vier Tage lang, vom 2. bis 5. September, ſcharf in Atem gehalten. Von nun an verſteifte ſich der ruſſiſche Widerſtand. Wie uns jetzt bekannt wurde, hatte der Zar in eigener Perſon das Kommando über ſeine weichenden Heere übernommen! Das mochte den treuen Muſchiks in die Uniform gefahren ſein. Wir haben ſeitdem kaum mehr Gefangene gemacht, während ſich bei den jüngſt vergangenen Kämpfen täglich Hunderte ergeben hatten!

Damals gab es noch ein „Väterchen“ ... Seitdem iſt eine Welt zuſammengebrochen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn man auf einen Tag, wie unſeren geſtrigen Fünfunddreißig-Kilometer-Marſchtag, und auf eine Nacht, wie die „Koſakennacht“, nur eine einzige Stunde geſchlafen hat, macht morgens das Kriegſpielen keine reine Freude. Aber bald wurde ich „aufgerappelt“.

Schon wenige Kilometer nach unſerem frühen Aufbruch von Holynka ſtanden wir vor einem neuen Wäſſerchen, der Brzoſtowiczanka. Der Ruſſe hatte die Brücke bei dem Weiler Poplawcze angezündet; ſie ſchwelte noch. Kein Vergnügen, durch den zähen Qualm, der ſchmerzhaft in die übernächtigen Augen biß, auf ein paar noch ſtehengebliebenen glimmenden Balken hinüberzuturnen. Auch merkte ich bald: das ging viel zu langſam.

Der Infanteriſt kann alles, auch Brücken bauen ohne Bauſtoff. Voraß nahm die Sache in die Hand. Seine Energie brachte die verſchlafene Siebte in Schwung. Es wurden einfach ſo lange alle nur greifbaren Gegenſtände in den Bach geworfen, bis er ausgefüllt war: Steine, Baumſtümpfe, Möbel aus den brennenden Häuſern, Türſchwellen, Mühlſteine ... Immerhin dauerte der Übergang über das zwei Meter breite, aber ſtill und tief ſtrömende Wäſſerchen eine gute Stunde.

Kaum hatten wir die nächſte Höhe erreicht, da ſchlug uns ſchweres Artilleriefeuer entgegen. Wir gruben uns ein, ſchoben Patrouillen vor. Ein paar peinliche Warteſtunden. Der Gegner ſchoß mit allen Kalibern. Ein Blindgänger von zehn Zentimeter durchſchlug dicht vor mir im Graben der fünften Kompagnie einem Manne ganz glatt die Bauchhöhle; aus ſeinem Körper war ein kreisrundes

Loch in der Größe einer Feldmütze ſozuſagen herausgeſtanzt; ich habe nicht oft etwas Entſetzlicheres geſehen.

Dann entwickelte ſich alles nach dem Schema: um halb vier begann endlich das Wirkungsſchießen unſerer Artillerie, eine Stunde ſpäter trat meine vorderſte Linie zum Sturm an. Der Ruſſe wartete diesmal den Infanterieangriff nicht mehr ab. Bald kündete das Aufflammen ſämtlicher Dörfer, die in ſeiner Linie waren, ſeinen Rückzug an.

Während wir noch im Gefecht lagen und uns mit den langſam weichenden Nachhuttruppen herumſchoſſen, hatte ich die Freude, ſiebenundſiebzig Eiſerne Kreuze für mein Bataillon zu bekommen. Längſt ſtand feſt, wer ſie erhalten ſollte. Unter anderen ſämtliche Woronjeſtürmer. Meinen beiden Gefechtsordonnanzen Müller und Schubert habe ich's ſelber im Feuer ausgehändigt; Veſpern iſt's ins Heimatlazarett nachgeſchickt worden. Zugleich wurde uns im Graben die Kunde, daß unſer allgeliebter Regimentskommandeur das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe vom General Liebeskind perſönlich überreicht bekommen habe. Soſehr dieſe Auszeichnung als Ehrung fürs ganze Regiment zu gelten hatte, ſo ſehr hatte ihr jüngſter Träger ſie perſönlich verdient. Außerdem erhielt es der Hauptmann Fleſſing, der von den Hauptleuten am längſten dem Regiment angehörte. Er war dem Regimentsſtabe zugeteilt, bis wieder einer von uns dienſtälteren Bataillonsführern „ausfiele".

Heut abend erwieſen wir dem Ruſſen nicht die Ehre, für den Bataillonsſtab ein Loch buddeln zu laſſen; kaum dreihundert Meter hinter der Schützenlinie ſchlugen wir an einem entzückenden Waldplätzchen frech und wurſchtig unſer elegantes Stabszelt auf und leerten unter ſeinem

Dach etliche Flaſchen auf das Wohl unſeres lieben „Panje Struben“, für den ſich das ganze Regiment 341 hätte totſchlagen laſſen.

Ringsum brennende Dörfer, die Scheiterhaufen polniſchen Bauernglücks, Nikolaj Nikolajewitſchs Beitrag zur Geſchichte der Ziviliſation ...

Ich konnte nicht ahnen, daß in dieſen Stunden mein Jungchen mit zerriſſenem Oberſchenkel in einem Vorſtadthäuschen des erſtürmten und wieder geräumten Grodno lag, in Fieberſchauern und ſchlotternd bei dem Gedanken, er könne von den wieder eingedrungenen Ruſſen, die vorm Fenſter ſeines Verſtecks vorbeimarſchierten, entdeckt und in Gefangenſchaft geſchleppt werden ...

Weiter! Weiter! Die Morgenſonne des 3. September beſtrahlte das herzauffriſchende Bild des öſtlichen Vormarſches. Der eiſerne Beſen kehrte gut.

Rundum ſtiegen Rauchſäulen um Rauchſäulen gen Himmel, lagerten ſich droben als breitgedehnte Wolkenſchwaden, verfinſterten nach und nach den klaren Spätſommerhimmel.

Ärgerlich, wenn ſolch eine Dorfſtätte unſeren Weg kreuzte. Dann gab's jedesmal Aufenthalt. Unſere Leute, der eintönigen Feldküchenkoſt ſatt, nahmen jede Gelegenheit wahr, in den Trümmern etwas zu „greifen“. Ab und an war auch wirklich noch ein mageres Gänschen, ein zerfledertes Hühnchen dem Koſaken entgangen; dann gab's eine Jagd, es war poſſierlich-ſchauerlich anzuſehen, wie die Kerle von hinten mit raſchem Streich des ſcharfen Seitengewehres den flüchtenden Federviechern die Köpfe abſäbelten ...

Um die Mittagsſtunde überſchritten wir ungehindert den verſumpften Lauf der weſtlichen Weretejka und durch-

querten das erſt vor einer Viertelſtunde von den Nachzüglern des Feindes angezündete Trumpy.

So waren wir alſo in dem gefürchteten Abſchnitt der drei Bäche ſchon mittendrin. Von vorn gab's einiges Infanteriefeuer, ſo daß die vorderſte Linie ſich eingrub, während ſie auf die Feldküchen wartend raſtete.

Rechts von uns baute ſich Batterie an Batterie unſerer „Schweren" auf — es tat ſich was. Nur wir waren immer noch harmlos vergnügt und futterten, ohne Vorahnung der harten Kämpfe, die uns bevorſtanden.

Befehl von der Brigade: das Regiment geht mit den Haupttruppen bis über die öſtliche Weretejka, Vortruppen bis zur Wolpianka. Das zweite Bataillon als Vorhut hat dieſen letzten Auftrag auszuführen.

Ich entwickelte die achte und fünfte Kompagnie in vorderſter Linie, befahl ihnen im Gefechtsſtreifen den flachen Höhenkamm, der die beiden Weretejken ſchied, zu überſteigen, dergeſtalt, daß ſie den öſtlichen Bachlauf genau nördlich des Dorfes Kujwieki überſchritten, welches bereits im Abſchnitt des Nachbarbataillons zur Rechten lag (es war ein Bataillon der anderen Brigade). Dann ſollten die beiden Kompagnien den jenſeitigen Berghang bis zum Kamm erſteigen, ſich dort eingraben und Abteilungen je in Zugſtärke bis zur Wolpianka vortreiben.

Es kam ein bißchen anders.

Die beiden Kompagnien traten an, ich folgte mit Sechs und Sieben auf angemeſſene Entfernung. Kaum hatten meine Schützen den Kamm erſtiegen, da gab's „Dunſt". Der Feind ſaß jenſeits des Oſtbaches am ſtark anſteigenden Höhenſaum, eingegraben und verdrahtet. Die Schützen bekamen ſcharfes Infanteriefeuer, die Reſerve Schrapnells und leichte Granaten.

Ich begab mich zur vorderſten Linie, die ſich auf dem Bergrücken eingrub, prüfte mit dem Glaſe die Lage. Der Schlüſſelpunkt der feindlichen Stellung war das Dorf Kujwieki, das in einer nach mir zugekehrten Ausbuchtung des Baches lag und deſſen Lauf abwärts beherrſchte. Solange das nicht in deutſchen Händen war, konnte in meinem Gefechtsſtreifen an Übergang nicht gedacht werden.

Ich ſtiefelte alſo zu dem Kommandeur des Nachbarbataillons hinüber, bat ihn, er möge das Dorf ſtürmen, ich würde mich ſeinem Angriff links flankierend und günſtigenfalls überflügelnd anſchließen. Der Herr Kamerad erklärte mir, er habe keinen Befehl zum Vorgehen.

Ich hätte das natürlich meinem Regiment melden können mit dem Hinzufügen, unter dieſen Umſtänden ſei an Ausführung meines Auftrages nicht zu denken. Aber ich war ſo nett im Zuge: II/341 war ausgeruht und tatenluſtig, wollte mal wieder was leiſten. Ich machte dem Nachbar den Vorſchlag, ich wolle das Dorf ſtürmen; er ſolle nur nicht böſe ſein, daß ich in ſeinen Gefechtsſtreifen übergriffe; auf weitere Mitwirkung ſeinerſeits werde verzichtet. Er meinte achſelzuckend: das ſei meine Sache.

Gut: Alſo Teſch und Kaiſer — ſeit Krauſes Tode führte Leutnant Kaiſer die Achte — Sie beide erhalten den ehrenvollen Auftrag, das Dorf „anzunehmen“. Im übrigen bleibt alles wie befohlen.

Ich ſetzte die Kompagnien der zweiten Linie gleichfalls in Richtung auf Kujwieki an, überſtieg mit meinem Stab hart hinter der erſten Linie den Höhenkamm. Wir bekamen ſchweres Infanteriefeuer, bis ein Wäldchen, das den jenſeitigen Hang beſchattete, wenigſtens Deckung gegen Sicht gab. Am Oſtſaum dieſes Hanges ſahen wir

das Dorf dicht vor uns liegen, gegen unſere Angriffsſeite hin vom verſumpften, vermoorten Bachlaufe gedeckt. Drüben ſtand der Ruſſe; er hatte den Dorfrand zur Verteidigung eingerichtet. Aus Schießſcharten, die er in die Lehmwände der Häuſer geſchlagen, aus Hecken und Stachelbeerbüſchen pafften überall die kurzen Rauchwölkchen.

Meine beiden Kompagnien ſtellten ſich in aller Gelaſſenheit zum Sturm bereit. Auf einen Pfiff des Leutnants Teſch wollten ſie gemeinſam vorbrechen, ohne Feuervorbereitung, und in handſtreichartigem Anlauf das Dorf mit blanker Waffe ſtürmen.

Inzwiſchen ſchien der Feind ſich klar geworden zu ſein, was ſich vorbereitete. Seine Artillerie nahm unſeren Waldſaum haarſcharf unter Schrapnellfeuer. Meine Ordonnanzen buddelten, was das Zeug halten wollte, einen Gefechtsſtand für mich, die Kompagnien der zweiten Linie, die gleichfalls im Wäldchen angekommen waren, verſanken nicht minder haſtig in der lockeren Krume des Waldbodens.

Da — Teſchs Pfiff!

Mit einem Ruck ſprangen die Schützen der Sturmkompagnien auf und ſauſten, die Kompagnieführer an der Spitze, die letzte Stufe des Steilhanges hinab, patſchten kühnen Entſchluſſes in den grünlichen Modder des Grundes hinein, durchwateten, hochgehoben die Gewehre, den Bach, der ihnen bis an die Patronentaſchen reichte, waren binnen weniger Minuten am Dorfſaum. Unvergeßliches Bild! In den Regimentsgeſchichten der Vergangenheit würde die Beſchreibung einer ſolchen Tat vier Seiten gefüllt haben ...

Der Ruſſe ſchoß verzweifelt, ſolange die Stürmer mit

Schilf und Wellen kämpften. Leider haben die tapferen Kompagnien bei dieſem kecken Anſprung fünf Tote und vierundzwanzig Verwundete gehabt. Aber ihr Sieg war vollſtändig und ſehr bedeutungsvoll: in weniger als zehn Minuten war das Dorf in unſerer Hand — ganz deutlich ſahen wir jenſeits die Fliehenden den Hügel hinanhaſten, auf deſſen Saum die ruſſiſche Hauptſtellung lag. Um ein geringes ſpäter ſtapften ſchon die erſten Patrouillen der Unſeren hinterdrein, um Fühlung mit dem Feind aufzunehmen. Allerdings kamen ſie nicht weit: das Feuer aus der Hauptſtellung zwang ſie, ſich an der Berglehne einzugraben.

Meine Telephoniſten, fabelhafte Kerle — hatten ſchon wieder Verbindung mit dem Regiment. So konnte ich das Allerneueſte melden: Kujwieki in meiner Hand, feindliche Hauptſtellung da und da, ſtark beſetzt.

Alsbald kam die Belohnung:

„Herr Hauptmann möchten für Herrn Oberſtleutnant an den Apparat kommen.“

„Hier Bloem.“

„Hier Regimentskommandeur.“ Aha — ein Anpfiff — ſonſt hätte es geheißen: hier Struben. „Was ſagt mir Mühlhaus da? Sie hätten Kujwieki genommen?! Herr Hauptmann Bloem, wie können Sie ſich ſchon wieder erlauben, aus dem Regimentsgefechtsſtreifen herauszulaufen und gar in den Gefechtsſtreifen der Nachbarbrigade hinein?! Und Verluſte haben Sie gehabt?!“

Na, ich kannte ja nachgerade meinen guten Struben.

„Darf ich wenigſtens den tapferen Kompagnien, die ſich glänzend gehalten haben, den Dank des Regiments übermitteln?“

Ein Knurren war die Antwort.

„Ferner bitte ich Herrn Oberſtleutnant ganz gehorſamſt, veranlaſſen zu wollen, daß Pioniere kommen und im Schutze des von mir eroberten Brückenkopfes eine Kolonnenbrücke über das fünfundfünfzig Meter breite Sumpfgelände des Bachlaufes ſchlagen.“

„Sie, Mühlhaus,“ hörte ich den Oberſtleutnant ſagen, „der Bloem will Pioniere haben. Beantragen Sie ſofort das Nötige bei der Brigade! Schluß! Wir ſprechen uns morgen weiter!“

„Zu Befehl, Herr Oberſtleutnant!“ Schmunzelnd gab ich dem Telephoniſten den Hörer zurück.

Inzwiſchen war in dem Dorf, in dem meine Kompagnien ſteckten, an verſchiedenen Stellen Feuer ausgebrochen, Beweis, daß der Ruſſe die Einäſcherung vorbereitet und trotz der Schnelligkeit unſeres Handſtreichs noch Zeit gefunden hatte, ſie ins Werk zu ſetzen. In einer halben Stunde brannte das ganze Neſt herunter. Meine Stürmer, die ſich am Oſtrand einzugraben begonnen hatten, ſind nicht ſchlecht geröſtet worden.

Auch mir heizte der Ruſſe ein. Er ſtreute das ganze Wäldchen, hinter deſſen Maske er mit vollem Rechte den Anmarſch unſerer Reſerven vermutete, mit Schrapnells und leichten Granaten ab. Alle Augenblicke mußten wir uns in unſere Löcher ducken wie die Waldmäuſe — dann praſſelten wie ein Steinhagel die bleiernen Garben, wumſten die Blindgänger neben und über uns in den ſchwappenden Waldboden.

Neben mir lag der Gefreite Hannemann, Gefechtsordonnanz der Siebten, ein Rieſenkerl mit einem unheilverkündenden ſchwarzbärtigen Geſicht. Ich kannte ihn ſeit einiger Zeit, er hatte mir ſchon manche Meldung durchs dickſte Feuer zugetragen. Neulich am Biwakfeuer

von Potoki hatte er ſich als Sänger hervorgetan. Merkwürdiger Eindruck, wie der Enakſohn mit empfindſam bebendem Bariton das ſchmachtfetzige Bänkellied geſungen hatte:

„O Mädchen, bleibe mein,
mein Herz bleibt ewig dein!
Wenn der Friede kommt, ſo kehr' ich heim
nach Stolzenfels am Rhein."

Heute war Hannemann grimmig-luſtig aufgedreht. Jeden Einſchlag begrüßte er mit einem derben Witz, der uns alle zu ſchallendem Lachen brachte.

Unter ſotanen teils ernſten, teils munteren Umſtänden mußten wir uns in unſeren Löchern für die Nacht einrichten. Kurz vor Beginn der Dunkelheit hatten wir die Genugtuung, daß das Nachbarbataillon zur Rechten ſich ebenfalls vor- und an mich heranſchob. Der Bataillonsführer bedankte ſich etwas kleinlaut, daß ich ihm die blutige Arbeit der Erſtürmung des Dorfes abgenommen. Ich vermute, er hatte ſeinen Anpfiff ſchon weg, daß er mich zuvorkommen ließ ... Auch er legte die Hälfte ſeines Bataillons aufs Oſtufer, rechts anſchließend an meine vorderſte Linie.

In der Nacht haben die Pioniere eine wunderſchöne Kolonnenbrücke gebaut, ſo daß ich in der Frühe den beiden Kompagnien ihre Feldküchen habe ſchicken können. Schließlich ſchob ich die ſiebte Kompagnie noch nach.

Um 4 Uhr morgens ging ich mit der Sechſten hinüber, baute mich in den noch glimmenden Reſten des Dorfes zum Sturm auf, der auf 6 Uhr befohlen war.

Eine halbe Stunde vorher begann die Artillerieſchießerei. Kaum waren wir im erſten Strahl der Frühſonne an-

getreten, da räumte der Gegner, zog ſich auf eine rückwärts gelegene Linie zurück.

Ich gab gerade meine Befehle für die Fortſetzung des Angriffes aus, da erſchien ſtrahlend der Regimentskommandeur, beglückwünſchte mich zu meinem Entſchluſſe, Kujwieki zu ſtürmen, und erzählte:

Geſtern habe die Diviſion verlangt, es ſolle unbedingt noch die Wolpianka überſchritten und das jenſeits liegende Dorf Bojdoti genommen werden ... Dabei ſei ſchon an der Weretejka der Angriff beider Brigaden ins Stocken gekommen, nur mein Bataillon ſei bei Kujwieki hinübergekommen und habe damit den Brückenkopf und die Baſis für den ganzen heutigen Angriff erkämpft.

Geſtern abend am Telephon las man's anders. Ich habe nicht gemuckſt und mein Lob ſo gleichmütig eingeſtrichen wie geſtern die „Belehrung".

Nach einer Ruhepauſe neue Artillerievorbereitung auf die rückwärtige Stellung des Feindes, um halb acht Angriff Nummer zwei.

Ich hatte für heute natürlich die Siebte und Sechſte in vorderſte Linie genommen. Beide gingen ſchneidig vor und entſchwanden bald jenſeits des Höhenſaumes meinen Blicken.

Um den Angriff verfolgen zu können, begab ich mich mit dem Stab an die Nordecke eines Wäldchens, nördlich von Kujwieki. Von hier aus weite Fernſicht über die beiden Bachtäler.

Am jenſeitigen Wolpiankaufer eine furchtbare feindliche Stellung. Gen Nordoſten das Dorf Bojdoti, von Drahtverhauen umſtarrt.

Das alles umfaßte ich mit einem einzigen Blick und ſuchte nun meine Sturmkompagnien. Die Siebte hatte

Digitized by Google

die vordere Waldkante bereits überschritten, stieß in rücksichtslosem Vorgehen durch das Infanteriefeuer in die sumpfige Mulde vor, die sich zwischen den Höhen und dem Bachlauf einlagerte.

Ich beobachtete mit Bangen, daß ein Heuschreckenschwarm von Schrapnellwölkchen sich vor meine Schützen legte und sie an den Boden zwang. Der Russe schoß fabelhaft.

Die Sechste arbeitete sich derweil hinter mir durch das Wäldchen und kam jenseits etwa noch zweihundert Meter vorwärts.

Kaum hatte auch sie den vorderen Höhensaum erreicht und stieg zu Tale nieder, da standen zwei Schritt vor ihren Helmspitzen in langer Reihe die gefürchteten weißen Wolkenschäfchen. In Sprüngen warf Dobrunz seine Kompagnie noch einige achtzig Meter vorwärts — dann spritzten, für mich durchs Glas ganz deutlich erkennbar, zwischen den Schützen Hunderte feiner Sandwölkchen auf. Wir hätten die anderthalb Kilometer in deckungslosem Gelände nehmen müssen. In unserem Abschnitt blieb nur der Spaten.

Ich gab meine Befehle aus: Siebte und Sechste Sturm nicht weiter vortragen, für längeren Aufenthalt eingraben; Fünfte bis an den vorderen, Achte bis an den rückwärtigen Waldrand vorrücken.

Der Feind mochte mich mit meinem Häuflein von Meldegängern und Telephonisten erspäht haben: haarscharf platzten in wenigen Minuten vier Lagen Schrapnells hintereinander über unseren Köpfen; mein faustkundiger Telephonist Diergardt und zwei meiner Ordonnanzen wurden angeschossen; wir räumten schleunigst das Feld, pirschten uns durch das Walddickicht zur Nordostecke

vor. Hier war die Beobachtung noch beſſer. Ehe wir uns zeigten, ließ ich einen tiefen Deckungsgraben ausheben mit einer Sappe für die Beobachtung. Kaum ſteckten wir die Helmſpitzen aus dem Sappenkopf, da hatte der Ruſſe uns ſchon wieder weg. Ratzlaff, Teſch und ich hatten ein paar bängliche Minuten zu beſtehen, tief auf den Boden unſeres Grabens geduckt, während Schrapnell um Schrapnell teils haargenau über uns wegraſſelte, teils als Blindgänger in die Deckung puffte. Wir kauerten derweil lachend mit grünlichen Naſenſpitzen in der Grube, Teſch las ein Gedicht vor, das er verbrochen; ich erinnere mich noch, daß es, frei nach berühmtem Muſter, folgendermaßen anfing:

„Niedliche kleine Dingerchen,
die uns der Ruſſe geſchickt . . .“

Na, ich danke —!!

Das Regiment ließ ſagen, der Angriff ſei abermals auf der ganzen Linie ins Stocken gekommen; es ſolle gewartet werden, bis von rechts, wo die Nachbardiviſion keinen ſo tiefen Geländeeinſchnitt vor ſich habe, die feindliche Stellung aufgerollt werden könnte. Wir möchten uns für einen Aufenthalt von zwei bis drei Tagen einrichten.

Dieſe Einladung hatte für mich wenig Verlockendes. Meine Kompagnien der erſten Linie lagen auf deckungsloſem Gelände in voller Sicht des Feindes, die Siebte überdies bereits im moorigen Wieſengrunde der Talſenke. Ich lag mit den Kompagnien des zweiten Treffens in einem Waldſtück, das ſich auf der Karte wie in der Wirklichkeit ſtark abhob, alſo ein Hauptanziehungspunkt für die feindliche Artillerie wurde.

Befehl iſt Befehl.

Schön, aber wer buddelt gern und gut, wenn es — gießt?

Strahlend hatte der Morgen begonnen, um zehn war der Himmel völlig umzogen, um Mittag war unſer Wald ein vollgeſogener Schwamm. In den ſpuckte der Feind ſeine beſten Nummern ... legte hinter uns in die Brandſtätte des Dorfes einen Sperrfeuerriegel, um uns das Nachziehen der Reſerven zu verleiden, ſchoß unſere ſchöne Kolonnenbrücke entzwei, trennte uns von unſeren Feldküchen. Es war ſo recht heimatlich in unſerem Wäldchen.

Ich ſchlief in einem Loch von zwei Meter Breite und Tiefe und zweieinhalb Meter Länge — das reine Maſſengrab. Wir hatten es mit Zeltleinwänden überſpannt, die zwar nicht als bombenſicher gelten konnten, dafür aber durchaus regendurchläſſig waren. Bald lagen wir in einer moorigen Pfütze.

Anderen Morgens — es war der 5. September und ein Sonntag — begann der Tag mit einem üblen Bombardement. Ich ſtand noch beim Frühſtück, das diesmal aus dem Schiffszwieback unſerer eiſernen Portion beſtehen mußte — ſtand, an Sitzen auf dem triefenden Waldgrunde war kein Gedanke — da platzte ſo ein Scheuſal von achtzehn Zentimeter Durchmeſſer dicht vor mir an einem Baumſtamm, die rieſigen Eiſenbrocken flogen uns um die Köpfe, der Verſchlußring aus Aluminium, mehrere Pfund ſchwer, trudelte mir gerade vor die Füße. Ringsum drei, vier Schreie ... mehr Schreckens- als Schmerzensſchreie: die großen Kloben hatten uns verſchont, die kleinen Fetzen hatten vier Mann leicht verletzt.

— Mein Unterſtand wurde palaſtähnlich. Ich freute

mich um ſo mehr auf ſeine Fertigſtellung, als erſtens das Artilleriefeuer an Heftigkeit nicht nachließ, zweitens auch Infanteriegeſchoſſe in unbehaglicher Menge im Walde herumbrummelten, drittens das Regiment ſagen ließ, wir würden beſtimmt noch zwei bis drei Tage liegenbleiben.

Schade: nichts zu eſſen. Die Brücke war heute nacht inſtand geſetzt, aber kaum vollendet wieder entzwei geballert worden. Feldküche? kein Gedanke. Die Mägen des Bataillons knurrten hörbar, zudem hatte ich meine Bedenken gegen die Zuſicherung des Regiments.

Als vorſorglicher Bataillonspapa kam ich nach etlichem Kopfzerbrechen auf einen Einfall. Die feindlichen Granaten hatten die wenigen noch ſtehenden Häuſer des unglückſeligen Kujwieki in Brand geſetzt; die qualmten hinter uns, ihr Schutt glühte. Neben dem Dorfe lagen Kartoffelfelder in Hülle und Fülle, der Bach gab Waſſer — was konnte uns hindern, uns pro Naſe ein Kochgeſchirr bis zum Rande voll Kartoffeln zu kochen? Das feindliche Feuer ſpielt bekanntlich keine Rolle, wenn's ums Futter geht. Die Gefechtsordonnanzen flogen, bald klapperten aus dem Talgrunde, wo die Siebte, vom Hange her, wo die Sechſte lag, die Kartoffelholer an mir vorüber. In nicht zwei Stunden hatte das Bataillon einſchließlich des Stabes ſeine warme Kartoffelmahlzeit. Die Dankbarkeit des Musketiere war rührend.

Inzwiſchen war mein Unterſtand fertig geworden. Mein Unterſtand? Meine Villa, mein „Schattohſchloß", wie man im Weſten ſagt. Ich verſprach einen feſtlichen Richtſchmaus. Hatte gerade den Fuß auf die Schwelle meiner Behauſung geſetzt, da trat eine Gefechtsordonnanz heran:

„Meldung von der ſechſten Kompagnie: Die Nachbarbrigade zur Rechten tritt zum Angriff an.“

Ob ich's nicht gewußt hatte?!

Ade, lieber Unterſtand — ſchade um all die ſchöne Arbeit, die nun niemand zugute kommen wird ...

Gott ſei Dank: das Bataillon war ſatt.

Gefechtsordonnanzen Siebte, Sechſte: Marſch marſch zu euren Kompagnien: Bataillon ſchließt ſich dem Angriff der Brigade Windheim an! Kompagnien ſofort antreten!

24.

Man muß es Nikolaj Nikolajewitſch laſſen: er hat es verſtanden, den Kopf aus allen Schlingen zu ziehen. Wie oft hieß es am Biwaksfeuer: wir hätten nun ſoundſoviel ruſſiſche Diviſionen „im Sack“ — morgen werde die „Zange“ zugekniffen und der Inhalt vereinnahmt ... Mit dem Zukneifen hatte es gute Weile: der Hals des Sackes erwies ſich als gut abgeſteift. Wenn wir allenfalls die Zangenbacken zuſammengedrückt hatten, war er regelmäßig leer ...

So iſt uns auch an der Wolpianka der Gegner mit einem blauen Auge entkommen, dafür haben wir mit verhältnismäßig geringen Verluſten die gewaltigen Höhenſtellungen jenſeits des Baches erkämpft. Die Blutarbeit hat diesmal die Nachbardiviſion zur Rechten leiſten müſſen; als wir zum Angriff antraten, war der Gegner ſchon erſchüttert, räumte nach wenigen Schüſſen.

Drüben ſahen wir in der Stellung einige verlaſſene Geſchütze ſtehen, ſogar mittleren Kalibers; das einzige Mal, daß ich eine erbeutete ruſſiſche Kanone, wenigſtens von weitem, zu ſehen bekommen habe ...

Ich ſetzte die ſechſte Kompagnie allein in die vorderſte Linie, ließ ſie mit weiten Zwiſchenräumen den ganzen Gefechtsſtreifen ausfüllen. Ich folgte mit meinem Stabe zu Pferde der zweiten Staffel, gemächlich rauchend.

Ringsum die ſchwarzen Qualmſäulen der vom Feinde angezündeten Dörfer.

Wir überſchritten eine Geländewelle. Vor uns die zuſammengekauerte Dächergruppe des Dorfes Dulewce. Sie ſtand nicht in Flammen: Beweis, daß Panje noch drinſteckte. Maſchinengewehre! Zu hoch gehende Geſchoſſe uns Berittenen um die Ohren. Sachte! Sachte! Erſt abſitzen laſſen! Pferde in Deckung — nein, nicht an die Windmühle, die zieht Granaten an — dort rechts hinter das Waldſtück!

Schrapnells über der Sechſten, ſie verſchwindet im Sand. Na, nun wäre die Fühlung mit dem Feinde ja mal wiederhergeſtellt, und man kann ans Mittageſſen denken. Alſo, ihr Gefechtsordonnanzen, hier bleiben wir fürs erſte. Hebt für uns alle geſchwind 'nen „Gefechtsſtand“ aus!

Die Telephoniſten kommen durch das Strichfeuer angeſchlendert: „Dürfen wir hier bauen, Herr Hauptmann?“

„Dürft ihr, Kinder, wir bleiben einſtweilen hier.“

In wenig Minuten verbindet uns der Ariadnefaden mit der Welt. Schon erkundigt ſich das Regiment nach der Lage.

„Dorf Dulewce anſcheinend ſtark beſetzt, lebhaftes Infanteriefeuer, Schrapnells.“

„Wollen Herr Hauptmann angreifen?“ fragt der Regimentsadjutant.

„Ich denke nicht daran. Rechts noch Flankierung von Höhe 169. Die muß erſt weg, ſonſt koſtet's unnötig Blut. Rufe ſpäter wieder an!“

So, Ratzlaff, nun die Feldküchen für Fünfte, Siebte und Achte bis hinter das Wäldchen rechts; wenn unſere Burſchen kämen, wäre ich nicht böſe.

Ganz gemütlich kommen ſie angeſtiefelt, tragen ein

Körbchen und zwei Kochgeſchirre in den urpraktiſchen Wärmehüllen, die meine Frau eigenhändig für den hohen Stab verfertigte. Warmes Eſſen, und was für eins: freilich nur für uns zwei Offiziere, für die Gefechtsordonnanzen haben ſie vorläufig Brote mitgebracht, bis die Feldküchen kommen. Schließlich, ich bin doppelt ſo alt als ihr, Kinder, und für tauſend Mann verantwortlich.

Während wir ſchmauſen, pafft ab und zu eine Kugel in den ſchmalen Wall aus Grasplacken, der uns nach vorn deckt, ziehen die Geſchoſſe ſummend und ſchnarrend über unſere Köpfe, platzen Schrapnells in mehr oder weniger vertrauenerweckender Entfernung, hüpfen die Ausbläſer, am naſſen Wieſenboden flach auftreffend und abprallend, an uns vorüber wie muntere Fröſche.

Bald tutet der Fernſprecher, das Regiment teilt mit, die Nachbarbrigade werde die Sache machen, ich ſolle den Feind nur hinhaltend beſchäftigen. Das macht meine Sechſte glatt allein; ich ſetze keine weitere Kompagnie ein.

Inzwiſchen nimmt unſere Artillerie die Sache in die Hand. Belegt Höhe 169 und den Dorfrand mit ſtrammem Vorbereitungsfeuer. Bald ſehen wir allenthalben aus den Gräben braune Geſtalten auftauchen, gehetzten Laufes nach hinten ſtreben.

„Gefechtsordonnanz Sechſte!“

„Hierrrrr!“

„Geh zu deinem Herrn Kompagnieführer: ſowie Herr Leutnant den Eindruck hat, daß er vorgehen kann, ſoll er angreifen!“

Kaum iſt der Befehl angekommen, da erhebt ſich die Sechſte, ſtrebt in langen Sprüngen an den Feind. Der baut ab.

„Meldung ans Regiment: Feind räumt, ich gehe vor!“

Nach zwanzig Minuten ſteht das Bataillon am diesſeitigen Dorfrande verſammelt, muſtert neugierig die verlaſſene ruſſiſche Stellung, aus der zwei Dutzend Tote, die der Feind zurückgelaſſen, zuſammengetragen werden. Die Verwundeten hat er, ſcheint's, mitgenommen.

Ich gehe mit Ratzlaff um die Dorfkante herum, um dem Feinde nachzuſchauen.

Endlos die Ebene, links von einem Waldfleck begrenzt. Von dieſem läuft in flachem Bogen die Straße bis zur Dorfmitte. Sie iſt beſetzt ... nicht vom Feinde — von einer endloſen Reihe harrender Menſchen in „Zivil" — grellgewandeter Männer, Frauen, Kinder; Tiere, beſpanntes Fuhrwerk dazwiſchen.

Landeseinwohner ... Flüchtlinge ...

Ja, aber warum ſtehen denn all dieſe Menſchen und Gefährte — unbeweglich, wie gebannt? Sie ſchließen den ganzen Hintergrund ab, ſperren die Ebene vor unſerem Einblick, vor unſerem Feuer ...

Der Ruſſe hat die Unglückſeligen von ihren Wohnſtätten vertrieben, ſie wochenlang auf ſeinem Rückzuge mitgeſchleppt. Nun kann er ſie wahrſcheinlich nicht weiter mitnehmen, weil ſie ihn am raſchen Durchſchreiten der Sumpfzone hindern würden, die vor ihm liegt. Da hat er ſie zuletzt noch als lebendige Deckung aufgebaut ...

Wir ſind wohl berechtigt, das als Huldigung gegen unſer Barbarentum aufzufaſſen, dem man nicht zugetraut hat, daß wir die Wand aus Wehrloſen umlegen würden, um dem fliehenden Feinde geben zu können, was rechtens iſt.

„Na, Ratzlaff, nun bringen Sie mir die Geſellſchaft aber mal in Bewegung, damit Luft wird!"

Bald flutet der Zug des Jammers heran: vorüber an unſeren vier Stäben, die ſich allmählich herbeigefunden

haben, an dem Regiment, das von den Pyramidenreihen der zuſammengeſetzten Gewehre hinweg zum Straßenrande wimmelt und in ſtaunendem Gaffen den Vorüberzug all dieſes heimatloſen Elends muſtert.

Hunderte, Tauſende fluten an uns vorüber in ihrer trotz allen Schmutzes immer noch grellbunt wirkenden Lumpentracht. Greiſe in Schafpelz und Lammfellmütze, Kinder, braunbäckig und munter die älteren trotz langer Flucht und Hungerqual, jammervoll verkommen, fahlwangig die kleinen, an welken Mutterbrüſten hängenden ... Wahrhaftig, auch Weiber gibt's noch auf dieſer Welt, die erſten, die wir ſeit Wochen zu ſehen bekommen. Rote, blaue, grüne Röcke breiten ſich um haſtig ausſchreitende derbe und ſchlanke Beine; beſonders häufig iſt in der Farbe der Kleidung jenes Orange vertreten, das man daheim einen Winter lang „tangofarben" nannte. Die meiſten entſetzlich häßlich, verkommen, ausgemergelt; hin und wieder ein unverwüſtlich junges, friſches Geſicht: hier ein ſpitzbübiſches, ſchlitzäugiges Sarmatenfratzchen, dort, den Lumpen zum Trotz, der königlich hochgetragene Raſſekopf einer braunäugigen Jüdin. Iſt dieſe verheiratet, ſo wird der Eindruck auch des ſchönſten Geſichtes vernichtet durch die — Perücke, welche jede verehelichte Jüdin des Oſtens ſtatt ihres natürlichen Haares tragen muß; dies iſt ſeit dem Vermählungstage dem Schermeſſer zum Opfer gefallen, wie bei einer Nonne.

Zwiſchen dieſen Menſchen das Vieh: Röſſer und Rinder, ſkelettaft mager, nur die genügſamen Schweine noch leidlich im Fett; verlauſte Köter, dürre Hammel kläglich blökend, halbwilde Katzen. Auf klapprigen Leiterwagen hochaufgetürmt die kärgliche Habe: Betten, aus deren zerriſſenen Bezügen das Stroh ſtarrt, Schemel und Bänke

halb zertrümmert, wacklige Schränke, zerbeultes Blechgeſchirr ... Um das alles ein Dunſt, bei dem es einem im Halſe würgt.

Über die Köpfe der Flüchtigen raſcheln jetzt ohne Unterlaß unſere Granaten, die in den Rückzug des Feindes ein bißchen mehr Tempo bringen ſollen. Jedesmal, wenn am Wald unſere langen Kanonen aufbellen, zucken die vorwärtshaſtenden Jammergeſtalten in ſinnloſem Entſetzen zuſammen, kreiſchen die Weiber, winſeln auf den Matratzenſtapeln die Kinderchen im hageren Mutterarm ...

Die vielen Polen unter unſeren Musketieren tauſchen in raſchem Vorüber mit ihren ruſſiſchen Stammesgenoſſen weich gurrende Wechſelrede. Ein ſchwungvoller Handel entſpinnt ſich: dieſe Ärmſten haben doch noch irgend etwas, das ſie unſeren Leuten verkaufen können — einen Laib Brot, ein paar Eier, eine ſorgſam verſteckte Henne — verkaufen gegen das, was wir haben, ſie aber am nötigſten brauchen, denen der Koſak die letzte Kopeke genommen: das deutſche Geld.

Der Brigadeſtab hat ſich inzwiſchen auch noch eingefunden. General Liebeskind plaudert mit einem friſchen, dreiſten Judenbübchen im ſchleppenden Kaftan. Ganz ſtramm ſteht das putzige, dreckige Kerlchen vor dem eleganten Offizier, der mitten im ruſſiſchen Vormarſch immer ſo ſchmuck und gepflegt ausſieht wie vor zwanzig Jahren zu Aachen im Kaſino der „Vähziger“ ...

„Iſe klainer Jidd ſchonn ganſe gutt daitſch,“ ſagt der dreiſte Schlingel, „will ſich wärrden ganſe gutte daitſche Soldatt ...“

Das Schmuddelpfötchen fährt flach, wie der ruſſiſche Soldat grüßt, an das runde ſchwarze Käppchen.

Die Stäbe lachen, der General gibt dem Knirps einen Klaps auf die Backe:

„Na, is recht, Bengel — komm gut nach Haus.“

Da füllen ſich die runden ſchwarzen Augen mit blinkenden Tränen:

„O Panje Uffizieri — chat armes Zidd doch kain Chaus, wochin ſich kann giehn — chat Koſak doch alles verbrannt ...“

Schluchzend trabt er hinter den Seinen drein.

Vorüber, vorüber.

Der General kennt bereits meine Koſakengeſchichte.

„Wiſſen Sie, was in dem Walde geſteckt hat, den Sie und Ratzlaff erobern wollten? Die Patrouillen von 342 haben's feſtgeſtellt: zwei Regimenter Koſaken mit Bagage ...“

„So was mach' ich ſo bald nicht wieder, Herr General.“

— Bald war das Bataillon wieder auf dem Marſch. Brigade Windheim hatte im ganzen Abſchnitt die vorderſte Linie abgelöſt: wir waren für den Reſt des Tages zweites Treffen und konnten in Marſchkolonne weiterpintſchern.

Der Regen der letzten Tage hatte die weite Ebene in einen Moraſt verwandelt, ſtellenweiſe in einen blanken See. Keine Kleinigkeit, die Truppen, die Fahrzeugkolonnen vorwärts zu bringen. Bald ging's durch hochangeſchwellte Bachläufe, deren Waſſer unſeren Musketieren bis an den Nabel reichte, bald quer durch überflutete Wieſen, in denen der Huf der Pferde vergebens nach einem Anhalt ſuchte. So was können die Gäule ſehr ſchlecht vertragen. Sie werden entſetzlich nervös. Nur meine brave Lotte hielt ſich bewunderungswürdig. (Ihr Näschen war längſt geheilt.) Mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit ſtapfte ſie durch die graue Waſſerwüſte, auf

deren endloſe Flächen der Brand unzähliger Dörfer tauſend hüpfende Flämmchen zauberte.

Zur Abwechſlung wieder durch ſtattliche Dörfer, die der Koſak vor einer Viertelſtunde angezündet. Hitze zum Anbraten.

Gegen Mitternacht Befehl, „zur Ruhe überzugehen".

Schon längſt hatte eine beſonders helle, ſteile Feuerſäule unſere Blicke angezogen: ſie ſtand über einem Punkt, auf dem die Karte, zwiſchen den Ortſchaften Dzienciolowicze und Zabrzeczannie, ein „Gut" aufwies. Dies Gut, richtiger dieſe Feuerſäule, wurde mir zur Ortsunterkunft angewieſen ... Wäre es unangeſengt geweſen, würde wahrſcheinlich ein hoher Stab ſein Auge darauf geworfen haben.

Als ich einrückte, erwies es ſich, daß meine Befürchtungen übertrieben geweſen waren. Inmitten ſtattlicher, wohlgehaltener Landwirtſchaftsgebäude brannte der Gutshof, es war ſchon mehr ein Schloß, in lichterloher Flamme. Ringsum waren Gehöfte und Stallungen unverſehrt. Im Nu waren meine triefenden Kompagnien untergeſtopft.

Ich kam mit dem Stab in einem niederen Wohngebäude unter, in dem wir einen deutſch ſprechenden Verwalter antrafen. Er erzählte, das Schloß und Gut gehöre einem ſchwerreichen polniſchen Grafen, der vor der Kriegsfurie geflüchtet ſei. Die Koſaken hätten in dem Schloſſe die tollſten Zechereien abgehalten und es erſt vor einer halben Stunde beim Abzug angezündet. Es ſei ſehr ſchön und reich ausgeſtattet geweſen.

Meine Unterkunft ſei die Wohnung des gräflichen Küchenmeiſters und enthalte zugleich die Küchenräumlichkeiten ſelber, ſamt dem rieſigen Herde, auf dem für mehrere hundert Gäſte habe gekocht werden können.

Dieſer gräfliche Küchenmeiſter muß ein Ferkel geweſen ſein. Die Küche war ein fliegendurchwimmelter Dreckſtall, ſeine Wohnung ſchrie nach dem Lyſol der Sanitäter.

Immerhin konnte ich mir einbilden, in einem Bett zu ſchlafen. Mein Schlafſack lag, anſtatt auf Stroh oder Kiefernreiſig, auf den nackten Latten eines Bettgeſtelles, deſſen Matratze abhanden gekommen war.

Vorm Schlafengehen wollte ich noch einen Blick auf die Brandſtätte werfen. Ich ſah eines der phantaſtiſchſten Bilder, die ich im Kriege, ja im Leben geſehen habe.

Das ganze Bataillon ſtand um die Ruine herum. Das Schloß war eine Attrappe geweſen ... Seine Marmorwände eitel Stuck und Verputz auf Rabitzgittern ... Das glühte wie durchſichtige Pappe, brannte herunter wie Zunder. Um die weißleuchtende Backofenglut ſtanden meine armen Kerls, durchnäßt bis auf die Haut vom ſtundenlangen Waten durch Sumpf und Regenſee ...

„Kerls, ihr werdet euch doch nicht die Kleider am Leibe trocknen laſſen, wo ihr ſo einen ſchönen Trockenboden zur Hand habt! Zieht euch einfach aus, ſpannt Wiſchſtricke an Zeltſtöcken auf, hängt alles dicht an die Glut, und in zehn Minuten könnt ihr trockene Sachen anziehen!“

Die Männer grinſten. In wenig Minuten war's ins Werk geſetzt. Kleider und Stiefel ſchwankten rings um die rieſige Wärmequelle, mein Bataillon, ſplitterfaſernackt, umſtand erſt eine Weile in ſtummem Behagen den gewaltigen Scheiterhaufen und ließ ſich die Glut auf die fröſtelnde Haut brennen — dann wurden die Kerle munter, packten ſich an den Armen, ſangen und tanzten in tollem Übermut um die Flammen, wie ein Chor von Teufeln um die Brunſt des Jüngſten Gerichts.

25.

Unſere Marſchrichtung wies auf den wichtigen Eiſenbahnknotenpunkt Moſty. Hier überſchritt die zweigeleiſige Bahnlinie von Bialyſtok über Wolkowiſk nach Lida den Njemen, zweigte eine eingeleiſige Bahn nach Grodno ab.

Aber: Stadt und Bahnhof lagen erſt auf dem jenſeitigen Njemenufer; der Fluß bildete vor unſerem Ziel einen tiefeingeſenkten, breiten Taleinſchnitt, den viele Nebenarme durchzogen, von Waldſtücken und Sumpfmooren eingeſäumt. In dieſe Senke mündeten von Süden her, alſo auf unſerem Flußufer, diesſeits Moſty noch zwei beträchtliche Bachläufe, gleichfalls tiefeingeſchnitten und vermoort: der Ros, der nördlich des Städtchens Wolpa in den Njemen mündete, und die Zelwianka, an deren Mündung die Karte einen ſtattlichen Gutsbezirk Zelwiany zeigte.

Moſty lag im Mittelpunkt einer äußerſt ſtarken natürlichen Feſtung.

Der Ros hat uns fünf Tage aufgehalten, vom 6. bis 10. September. Den Zelwiankaabſchnitt haben wir am 11. überwunden, der 12. hat uns bis an den Njemen, der 13. hinüber und bis Moſty geführt. Ich freilich —

Unſer Schloß lag in verglimmender Aſche, als wir am 6. um 5 Uhr unſeren Vormarſch gegen den Rosbach antraten. Jenſeits erwartete uns der Ruſſe in ſtarker Stel-

lung. In Wolpa fielen uns die ſtattliche Kirche und eine uralte hölzerne Synagoge auf, ehrwürdig, verwittert und ſchmierig wie jene kinnwackelnden Talmudgreiſe, die an der Pforte des Heiligtums zuſammengedrängt unſeren Vorübermarſch mit ängſtlichem Staunen betrachteten.

Kaum waren wir aus den Häuſern heraus, da ſchlug uns ſcharfes Infanterie- und Artilleriefeuer entgegen — auch das erſtere indirekt. Zwiſchen uns und dem Feind eine flach anſteigende Sandmulde, über deren Rücken der Ruſſe mit ſeiner bekannten Munitionsverſchwendung herüberſchoß, ohne uns ſchon ſehen zu können.

Ich entwickelte zwei Kompagnien, ſtieg an ihrer Spitze bis zum Höhenkamm hinan. Das bekannte Bild, das immer gleiche: vor mir ſenkte ſich das Gelände auf einen halben Kilometer, im Grunde die Moorwieſe, in deren Mitte das Wäſſerlein — drüben lag Rußki am Höhenrand eingegraben, verdrahtet, und ſchoß. Die Stellung ſeiner Artillerie war nur an den Rauchſchwaden erkennbar, die hinter den feindlichen Gräben über den flachen Anhöhen, aus den verſtreuten Waldſtücken in den falben Morgenhimmel dünſteten. Sie ſchoß recht munter und mit der bekannten glänzenden Beobachtung und Treffſicherheit. „Dicke Luft“ hier oben; affenartig ſchnell verſanken meine Schützen in der Erde, ich war froh, ein natürliches Sandloch als Gefechtsſtand gefunden zu haben. Hier habe ich eine ſtundenlange ſchwere Beſchießung aushalten müſſen, bis der Aufmarſch des Regiments vollendet war.

Alles ging nach dem Schema. Das Regiment fragte, ob ich angreifen wolle. Ausgeſchloſſen! Deckungsloſer Anlauf von einem Kilometer. Nachdem die übliche Beruhigung eingetreten war, ſpazierte ich durch den Graben der gleichfalls bereits eingebuddelten zweiten Linie zurück bis

zum Dorfrande, wo die Reſervekompagnie lag, und begab mich daran, für das leibliche Wohl des Bataillons Sorge zu tragen, während Ratzlaff ſich nach einem Stabsquartier umtat.

Nachdem ich den Feldküchen einen nach vorn leidlich gedeckten Platz angewieſen und den Kompagnien anbefohlen hatte, zugweiſe zum Eſſen zurückzugehen, folgte ich der Einladung des Adjutanten, mein Quartier in Augenſchein zu nehmen.

Aber, mein Guter — etwas Beſſeres war nicht aufzutreiben?! Das iſt ja ein Stall und kein Stabsquartier ...

Zwiſchen Schweinen, Katzen, einer achtköpfigen Panjefamilie, Kälbern und Hühnern habe ich im einzigen Raum einer Hütte im Stil von Gorkijs Nachtaſyl meine Nudelſuppe verzehren und, an eine klebrige Bretterwand gelehnt, ein Verdauungsſchläfchen verſuchen müſſen. Bald quäkte das Telephon: das Regiment verlangte, daß ich ſofort den Übergang über den Ros erzwingen und bis zum Njemenufer vorſtoßen ſolle.

Ich ſetzte dem Adjutanten nochmals die Lage auseinander. Selbſtverſtändlich würde ich den Befehl ausführen, lehnte aber jede Verantwortung für Gelingen und Verluſte ab. Schließlich verſprach ich, das Bataillon ſich angreifsbereit machen zu laſſen und mich perſönlich in die vorderſte Linie zu begeben, um die Ausſichten von dort aus noch einmal nachzuprüfen. Ich würde oben anrufen.

Ich durchſchritt mit meinem Stabe die beiden rückwärtigen Staffeln meines Bataillons, befahl den Kompagnieführern, alles zum Sturm fertigzumachen. Enttäuſchung groß; wenn's nicht anders ginge, natürlich, dann machte man alles. Aber — ging's wirklich nicht anders?

Jedenfalls ſah's von droben jetzt nicht ein bißchen vertrauenerweckender aus als am Morgen. Wenn der Sturm überhaupt gelänge, würde es ein neues Woronje. War das unvermeidlich? Das konnten nur die hohen Stäbe beurteilen. Ich jedenfalls, ich wollte mich wehren. Ich hatte bei den hohen Stäben das Vertrauen, daß es weder aus perſönlicher Schlappheit geſchah noch aus allzu großer Weichheit gegen die Truppe. Gut, wenn man das weiß: das gibt Sicherheit. Diesmal meldete ſich der neue Generalſtabsoffizier der Diviſion, Hauptmann Petri, der den erkrankten Major von Rundſtedt erſetzt hatte, und fragte an, ob es denn wirklich unmöglich ſei, den Sturm zu wagen. Nun, unmöglich war ſchließlich nichts. Wenn es Ihnen auf dreiunddreißigeindrittel Prozent Verluſte nicht ankommt?!

Nee, ſelbſtverſtändlich ausgeſchloſſen. Wenn's billiger nicht zu machen war?!

Nein, billiger nicht — meiner Schätzung nach.

Gut, dann müſſen wir ſehen, wie's anders 'rum zu machen geht. Ich muß mich da natürlich auf die Herren der vorderſten Linie verlaſſen.

So, Kinder, rief ich im Zurückgehen den Kompagnien zu, nun könnt ihr wieder abhängen und 's euch bequem machen.

Wir kannten uns — meine grauen Jungens und ich.

Die Gefechtsordonnanzen hatten inzwiſchen ein etwas beſſeres Quartier ermittelt. Nur einen Übelſtand konnten diesmal meine Getreuen beim beſten Willen nicht beſeitigen: eine beängſtigende Fliegenplage. Verwöhnt waren wir in nichts mehr — dieſe Myriaden von Fliegen, das war noch nicht dageweſen.

Wir waren kaum eingerichtet, da teilte das Regiment mit, vor der ganzen Front der Diviſion lägen die Verhältniſſe ſo, daß in ihrem Abſchnitt an Angriff nicht gedacht werden könne. Die Diviſion geht zur Ruhe über, Quartiere können für vorausſichtlich mehrtägigen Verbleib eingerichtet werden.

Na alſo, wer hatte recht gehabt?! Der „Olle“.

An dieſem Abend waren wir mal wieder mit unſeren vergnügten Doktores zuſammen. Das war ſtets Veranlaſſung zu etlichem Umtrunk. Wir ließen uns in unſerem Behagen nicht ſtören, als der Ruſſe, anſcheinend mit Brandgranaten, ein paar Häuſer hinter uns an der Hauptſtraße in Flammen ſetzte.

— In der Nacht erwachte ich mit einem Gefühl heftigen Unbehagens. Ich verſuchte aufzuſtehen, war aber ſo ſchwindlig, daß ich mich kaum aufrichten konnte. Ich weckte den Doktor Strasburger, er ſtellte erhöhte Temperatur feſt und flößte mir ein paar Aſpirintabletten ein. Ich ſchwitzte mörderlich in meinem Schlafſack, war anderen Morgens wieder leidlich friſch.

Morgenbeſuch in der vorderſten Linie. Oben war's noch immer recht unbehaglich. Von drüben funkten die ruſſiſchen Scharfſchützen ganz unverſchämt, ſo daß ſich ein lebhaftes Marſchtempo für die letzten hundertfünfzig Meter, die in Feindesſicht lagen, dringend empfahl.

Nach Tiſche wurde ich aus dem Schlaf geweckt durch die Meldung, es ſeien zweihundertfünfzig Mann Erſatz für das Bataillon da. Darunter mehrere Offizieraſpiranten und ſogar ein richtiger lebendiger Leutnant!

Die ſollten feierlich empfangen werden. Ich befahl Ratzlaff, die willkommenen Ankömmlinge in Hufeiſenform aufzuſtellen.

Dann trat ich heraus, nahm die Meldung des Transportführers entgegen und hieß nun in einer wohlgesetzten Ansprache die neuen Kameraden beim Bataillon willkommen.

Kaum hatte ich zu reden angehoben — da mischte sich der Feind in unsere Begrüßungsfeier ein. Von Osten zog's in dem bekannten langgezogenen Gurgelton heran, der den alten Feldsoldaten unter den Ersatzmannschaften vertraut war. Die Rekruten machten mehr als die Hälfte aus. Sie hörten ihn heute zum erstenmal. Hoch in den Lüften strich das fremdartige Geräusch über sie hin, wie Flug riesiger Vögel — nun dröhnender Fall und noch einer und noch einer, noch einer, betäubendes Krachen aus den Häusern der Stadt, kaum mehr als hundert Meter von uns entfernt. Feuerstrahlen, Splitter, Erdklumpen, Haustrümmer, schwarze Rauchtürme himmelan.

Aller Augen schauten dem heransausenden Schwirren entgegen, alle Köpfe wandten sich in die Höhe, folgten dem unheimlichen Geraschel, das hoch über uns hinwegschlurfte, als könnten sie droben den Flug der Galgenvögel erspähen ...

Mir wurde schwül. Während mein Mund die geläufigen Begrüßungsworte herunterhaspelte, überlegte ich blitzschnell:

Eigentlich unverantwortlich, hier mit den zweihundertfünfzig Mann in einem dicken Pulk stehenzubleiben ... Eine Schwarze hier mitten hinein, mein ganzer Ersatz ist zum Teufel, ich mit ... Ich sollte auseinandergehen lassen ... Aber der Eindruck!! Die Alten werden mich schlapp finden, die Jungen schlapp werden ...

Ich werd's drauf ankommen lassen.

Digitized by Google

„Was ihr da oben in der Luft hört — die alten Feldſoldaten unter euch, die wiſſen, was das iſt; die Rekruten kennen's noch nicht. Das ſind die ſogenannten Granaten, auch ſchwarze Säue genannt. Sie haben die Eigenſchaft, immer dort niederzufallen, wo man gerade nicht iſt. Es müßte denn ſein, man hätte Angſt vor ihnen. Das merken ſie, dann kommen ſie ſofort. Am beſten, man kümmert ſich nicht um ſie, dann werden ſie einem am wenigſten läſtig. Ihr ſeht, ſie fliegen ganz freundlich über uns weg und tun uns gar nichts.

„Noch einmal alſo, Kameraden, willkommen beim Bataillon! Wir können euch ſehr gut gebrauchen, denn wir haben ſchwere Kämpfe hinter uns. Nun ſeid ihr gekommen und habt unſere Lücken gefüllt: in voller Kriegsſtärke können wir gemeinſam den kommenden Schlachten entgegengehen. In der Heimat mag man euch weisgemacht haben, der Ruſſe ſei kein ernſthafter Gegner, riſſe aus wie Schafleder. Wir wiſſen es beſſer: er iſt ein zäher, tapferer, kriegskundiger Gegner, glänzend mit Munition verſehen, gut geführt. Er wird uns noch viel zu ſchaffen machen. Aber wie wir ihn bisher von den Marken unſeres Vaterlandes quer durch Polen vor uns hergefegt haben, ſo werden wir ihn auch weiter werfen, ſo weit, als es unſer Kaiſer befiehlt und unſer großer Oberbefehlshaber für gut befindet.

„So laßt uns zuſammenhalten, Kameraden, alte und junge, als hätten wir uns längſt gekannt! Laßt uns Schulter an Schulter kämpfen als wackere Soldaten, eingedenk unſeres Fahneneides, deſſen Gelübde wir im Augenblick eures Eintritts in die Reihen des zweiten Bataillons unſeres ruhmgekrönten Regiments 341 noch einmal bekräftigen mit dem Ruf:

Unſer Allerhöchſter Kriegsherr, Seine Majeſtät Kaiſer Wilhelm der Zweite — hurra! hurra! hurra!“

Der brauſende Ruf übertönte das Orgeln und Krachen der Schwarzen, die immer noch hart über unſeren Köpfen hinſauſend das unglückſelige Wolpa brandſchatzten. Uns haben ſie in Ruhe gelaſſen. Die Lage war gerettet. Ich nahm mir auch jetzt noch Zeit, begrüßte jeden einzelnen mit Handſchlag und kurzen Fragen. Die Leute machten durchweg einen ausgezeichneten Eindruck. Ein paar Rekrutengeſichter waren fahl geworden — wer wollt's ihnen verdenken? Aber weh war mir, wenn eines dieſer Milchgeſichter mich gar zu deutlich an mein fernes Jungchen gemahnte.

— Es dämmerte ſchon, wir durften hoffen, eine zweite Nacht unter dem heimiſch gewordenen Dache zu verbringen.

Da riß uns der Befehl in Nacht und Regenſturm.

Das zweite und dritte Bataillon hatten zehn Kilometer weiter nördlich zu marſchieren und dort im Abſchnitt von Jablonowo bis Bobry, hart am Rande der breiten Sumpfniederung des Njemen, Landſturmtruppen des Bataillons Neuhaldensleben auf Vorpoſten abzulöſen ...

Der Befehl war ſo gut wie unausführbar. Die flache Hochebene, auf der wir die abzulöſenden Truppen aufzufinden hatten, war völlig kahl. Als einzige Geländemarke hätten die Gehöfte und Dörfer dienen können: die lagen in Aſche. Dazu ein Regen, der einen undurchdringlichen Schleier über die Welt legte, die Karten aufweichte, die Linſen der Taſchenlaternen, die Scheiben der Leuchtkompaſſe trübte ...

Um die Verantwortung für die Auffindung des richtigen Weges nicht allein tragen zu müſſen, ließ ich mir alle vier

Kompagnieführer an die Spitze kommen. Mit dem Adjutanten also sechs mit allen Wässern gewaschene Feldsoldaten — und bis zur Bewußtlosigkeit verlaufen haben wir uns doch.

Mein rechter Flügel sollte nach Bobry kommen; wenn man die Karte ansah, schien das gar nicht zu verfehlen. Wenn wir an einer gewissen Wegekreuzung die richtige Straße wählten, dann war Bobry der erste Ort, den wir überhaupt erreichten ...

Endlich sahen wir nach stundenlangem Marsch durch die wässerige Einöde die Umrisse einiger armseligen Katen aus der Rabenschwärze steigen, sahen unter einem Strohdach ein kärgliches Lichtlein flimmern — das mußte Bobry sein ...

Ich saß mit Ratzlaff ab und tappte mich durch quietschenden Morast zu der Hütte hin, öffnete die Tür — da saß neben einem flackernden und qualmenden Kaminfeuer ein würdiger schneeweißer Oberstleutnant im Kreise etlicher Leutnants und Oberleutnants mit ehrbaren Glatzen und grauen Schnurrbärten ... das Offizierkorps des Landsturmbataillons. Wir waren keineswegs in Bobry, wir waren ganz woanders — in Kosily, etwa sechs Kilometer hinter der Front.

Ich hätte nun wenigstens gern erfahren, wo die abzulösenden Kompagnien ständen — aber der Herr Bataillonskommandeur hatte noch keine Meldung ... Ob er mir nicht wenigstens einen Führer nach Bobry mitgeben könne? Nein, er habe keinen; hier läge nur die Reservekompagnie, von der wisse kein Mensch Bescheid.

Beim Schein des kümmerlichen Kerzchens, welches das trübselige nächtliche Gelage der Landsturmväter erhellte, durften wir auf unseren patschnassen Karten uns einiger-

maßen orientieren. Dann wieder in die ſchaurige Wetternacht hinaus.

Meine Herren, daß wir nun aber um Himmels willen den Weg nach Oſten nicht verfehlen ...

Ja — aber was heißt in Polen und im Krieg ein Weg?! Überall waren beim Aufblitzen unſerer Taſchenlaternen halbverwaſchene Spuren von Wagenrädern und Kommißſtiefeln zu erkennen; überall verloren ſie ſich rechts und links in der Finſternis. Wir wählten einſtimmig eine durch mehrfache Wagenſpuren gekennzeichnete Richtung ... Eine neue jämmerliche Wanderung begann. Wir Führer auf unſeren kopfhängeriſch durch den Schlamm quietſchenden Röſſern voran, das Bataillon in mürriſchem Schweigen hinterdrein.

Vorn, wo die Front zu vermuten war, erhellte ſich von Zeit zu Zeit das Regengerinnſel mit kaltweißem Glanz: dort ſtiegen die Leuchtraketen hoch, mit denen Freund und Feind das „Niemandsland“ erhellten. Nach etlichen Stunden ſtumpfſinnigen Hinſchlurfens hatten wir den Eindruck, als ſtiegen die Leuchtkugeln rechts und links *hinter* uns auf ... Schaurig ... Als marſchierten wir geradeswegs in die ruſſiſche Front hinein ...

Was man als Führer in ſolchen Stunden ausſteht an Selbſtvorwürfen und quälendem Mitleid mit der Truppe, für die man verantwortlich iſt, und die den Führer für die ihr unverſtändliche Schinderei verantwortlich macht — nicht auszudenken. Gottlob, daß wenigſtens meine Kompagnieführer mir keine Vorwürfe machen konnten.

Wir ſind ſchließlich in Jablonowo gelandet — am linken Flügel des Regimentsabſchnittes ſtatt am rechten. Wir waren zwei Stunden lang ſchräg hinter der ganzen abzulöſenden Frontſtellung hermarſchiert ...

Was blieb uns übrig, als nun den ganzen Marſch dicht an der Front entlang zurückzumachen? Allerdings nun auf nicht zu verfehlendem Wege, da Panther uns Führer mitgegeben hatte.

Nach einer weiteren Stunde kamen wir, von außen durchweicht und von innen durchſchwitzt, in Bobry an — und fanden es als einen Trümmerhaufen ... völlig niedergebrannt.

Wollte ich wenigſtens noch einem Teil des Bataillons Gelegenheit geben, unterzuziehen, ſo mußte ich verſuchen, noch einmal anzutreten und nach dem Flecken Ulazy zu marſchieren, der mitten vor der Front meines Abſchnittes lag, hart am Njemen, in den alſo höchſtens eine Vorpoſtenkompagnie hineingehört hätte.

Hier hat unſere nächtliche Irrfahrt morgens gegen vier ein einigermaßen tröſtliches Ende gefunden. Ulazy ſtand wenigſtens noch und zählte ſo viel Häuſer, daß das ganze Bataillon untergeſtopft werden konnte. Ich begnügte mich mit den dürftigſten Sicherungen; jetzt würde der Feind kaum mehr etwas unternehmen.

Ich hatte in den vergangenen ſieben Wochen in manchem Räuberneſt gehauſt, deſſengleichen ich mir nie geträumt hatte ... wie ich in dieſer Nacht untergekommen bin, das war doch der Gipfel. Ich habe mir nie vorzuſtellen gewagt, daß in ſoviel Schmutz, Verkommenheit und Geſtank irgend etwas hocken könne, was „Menſchenantlitz trüge“ ... Das Feuer, das meine Jungens auf dem frei in der „Stube“ ſtehenden Ziegelofen, der ſich Herd ſchimpfen ließ, entzündeten, qualmte zu allem Überfluß dermaßen, daß ich Erſtickungsanfälle bekam. Trotzdem war ich ſo naß und durchfroren, daß ich mich nicht entſchließen konnte, im Regen zu biwakieren. Das Bedürfnis nach

einem biſſel Wärme überwand allen Ekel. Ich habe ſogar ſozuſagen geſchlafen — obwohl Mantel und Kleider bis auf die Haut durchweicht waren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Grau und trübſelig blinzelte der Morgen in unſer Zigeunerlager, als ich nach zweiſtündigem Schlummer mit fieberndem Kopf und ſchmerzenden Knochen aufwachte, vor Kälte ſchlotternd bis ins Mark. Draußen war etliche Schießerei. Ich trat vor die Tür der ſogenannten Menſchenwohnſtatt: vor mir lag ein Flußtal von einer ſo unſäglichen Melancholie, wie ich niemals im Leben eins geſehen hatte. Aus Schilf und Moor blinkten zwei, drei vielfach gekrümmte Waſſerläufe, von tief niederhängenden Weiden umſäumt. Drüben in der Ferne eine Anſammlung verloren hingebuckelter Strohdächer — darüber hinaus eine endloſe kahle Steppe.

Der Njemen.

Ich rieb mir die Augen, als könnte ich ſo den laſtenden Alp verſcheuchen. Welcher äffende Dämon hatte mich hierher verſchleppt, in dieſe troſtloſe Einöde, die trübſinnigen Sarmaten zur Wohnſtatt beſtimmt ſein mochte, aber doch nicht mir, des fröhlichen Rheinlandes fröhlichem Sohn ...

Drüben jenſeits des toten Flußarmes zu meinen Füßen, kaum zweihundert Meter von mir entfernt, galoppierte eine Koſakenpatrouille. Nun mochte ſie mich erſpäht haben, ſie hielt, ein, zwei Wölkchen ſtiegen in die Nebelluft, eine Sekunde ſpäter ſchlug der Knall der Schüſſe an mein Ohr, das ſchneidende Pfeifen der Kugeln, die um zwei Schritt an mir vorüberſauſten.

Ein Gefühl unſäglichen Grauens und Ekels ſchüttelte mir die froſtklappernden Glieder. Ich mußte die Kinn-

backen zuſammenpreſſen, wollte ich nicht aufſchreien vor Entſetzen und Empörung über alles, was man mir, was man uns zumutete nun ſchon ein Jahr lang, nur weil wir hatten leben und ſchaffen wollen auf unſere Art ...

Die Pflicht riß mich zuſammen. Ein Befehl kam, der mich ingrimmig lachen machte:

Das dritte Bataillon übernimmt den ganzen Sicherungsabſchnitt des Regiments von Bobry bis Jablonowo. Das zweite Bataillon bezieht Ortsunterkunft, zwei Kompagnien in Towſziki, die beiden anderen nebſt Stab in — — Koſiły.

Da waren wir heute nacht um 12 Uhr ſchon geweſen.

Bald tippelte das Bataillon, von Panthers Kompagnien abgelöſt, über die troſtloſe Ebene gen Weſten zurück

„wie ein Tier, auf dürrer Heide
von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt ...“

Der Ruſſe verfolgte uns mit Gewehrſchüſſen, ſpäter auch mit Schrapnells. Leider hatte ich ein paar Verwundete.

In Koſiły haben wir außer dem Tag unſerer Ankunft noch zwei weitere Ruhetage verleben dürfen. Sie waren vonnöten. Die Woche ſeit Potoki lag wie eine Ewigkeit hinter uns: Märſche und Kämpfe hatten uns tüchtig zuſammengeriſſen.

Wenn ich mich erinnerte, daß der weſtliche Vormarſch vor einem Jahre noch ganz andere Marſchleiſtungen von uns verlangt hatte — dann wurde mir ſo recht klar, wieviel der herrliche Schwung des Kriegsbeginns dazu beigetragen hatte, uns das Unausdenkbare leiſten und ertragen zu helfen, der Glaube, in wenig Wochen oder Monaten werde alles zu Ende ſein. Damals hatte ſich uns

nur in einzelnen Augenblicken jähen Entſetzens das ſchlangenumflatterte Geſicht der Meduſe entſchleiert — nun kannten wir es längſt, ſchauten ihm ohne Beben ins Auge: ohne Furcht, aber auch ohne die rechte Hoffnung. Dann und wann träumten wir noch von entſcheidendem Sieg im Oſten, von der unweigerlich kommenden Schickſalswende im Weſten ... der Rauſch war verflogen; nicht mehr in begeiſtertem Überſchwang, in hartem, nüchternem Trotz taten wir unſer blutiges Werk.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und doch, welch eine ungeheure Schnellkraft ſteckt in der Menſchenſeele, welch eine Macht des Wiederaufbaus, der Wiedergeburt!

Wenige Stunden Raſt und Pflege, und der ausgepumpte Körper ſtrafft ſich aufs neue, durch die erſchlafften, erſtarrten Glieder ſtrömt wieder friſch und ſelig das Blut, ein allgemeines Putzen und Scheuern und Bürſten hebt an, Haut und Hüllen werden geſäubert, bald ſingt es und klingt es ringsum in Höfen und Scheunen von munteren derben Soldatenliedern — wenn die Stunde der Atzung naht, dann wimmelt's um die brodelnde Feldküche, klappern die Kochgeſchirre begehrlich, funkeln gierig die Augen, ſchmatzen Lippen und Zungen — das Leben triumphiert.

Mir perſönlich iſt's in dieſen Tagen nicht gut gegangen. Die ſchauderhafte Regennacht hatte mir einen tüchtigen Hieb verſetzt ... es ſteckte wohl auch ſchon ſeit längerem etwas in mir. Ich verſchlief den ganzen erſten Tag, ſchluckte Aſpirin, ſchwitzte ... langweilig war's. Als abends der Leutnant Voraß die Offiziere des Bataillons zu einem Glaſe Bier in ſein Quartier eingeladen hatte, konnte ich knapp ein Stündchen dem Feſte beiwohnen.

Am folgenden Tage rappelte ich mich auf ... aber ich war nicht mehr ganz in Form.

Der Feind kümmerte sich nicht allzuviel um uns. Von der Vorpostenlinie ab und an der Lärm kleiner Patrouillenscharmützel; im übrigen begnügte der Russe sich damit, im Laufe des Tages etwa zwanzig mittelschwere Granaten in unser Nest hineinzulegen. Wir haben Glück gehabt: es hat uns nichts getan.

26.

Wiederum hatte der Ruſſe den vor uns liegenden Verteidigungsabſchnitt geräumt, der nur mit ſchwerſten Opfern einnehmbar geweſen wäre. Wie unſere Heeresleitung das fertiggebracht hat, iſt mir unbekannt geblieben.

Die beiden nächſten Abſchnitte, die der Zelwianka und des Njemen, haben wir einmal wieder ſelber in frontalem Angriff und mit viel Blut erzwingen müſſen.

Am Sonnabend, dem 11. September, erreichte uns der längſt erwartete Marſchbefehl.

Über die Lage wurde folgendes bekannt:

Der Ruſſe hielt, nachdem er die Stellung am Oſtufer des Ros geräumt hatte, noch eine „Brückenkopfſtellung“ am ſüdlichen Njemenufer beim Gut Zelwiany. Zwiſchen den Angriffstruppen, welche auf dieſe Stellung angeſetzt waren, und der rechts von uns auf Moſty vordringenden Diviſion war eine Lücke entſtanden; dieſe hatte das Regiment 341 auszufüllen, den Angriff auf Zelwiany zu unterſtützen, dann durch den Wald zwiſchen dem Gut und dem Unterlauf der Zelwianka bis ans Ufer dieſes Baches vorzuſtoßen. Im Regimentsabſchnitt hatte das erſte Bataillon den Angriff durchzuführen, das meine folgte im zweiten Treffen.

Mit dieſem klaren Auftrage traten wir in den neuen Abſchnitt unſerer Kämpfe ein.

Wir marſchierten abermals durch das Städtchen Wolpa. Dann überſchritten wir den Ros, der ganz harmlos dahinrann und gar nicht zu ahnen ſchien, daß er einmal ein „Abſchnitt“ geweſen. In flottem Friedensmarſch überquerten wir die baumloſe Fläche jenſeits des Baches und waren bis an den Damm der Bahnlinie Bialyſtok—Lida gekommen, als uns das erſte feindliche Artilleriefeuer entgegenſchlug.

Vor mir entwickelte ſich das erſte Bataillon zum Angriff, ich zog das meine auseinander und ſtaffelte es im weiteren Vorgehen nach der Tiefe in drei Treffen, blieb aber noch zu Pferde.

Das erſte Bataillon hatte bald ſtarke Verluſte; wir ließen viele ſeiner Verwundeten und Toten hinter uns. Ich hatte wieder mein altes Glück: eine ganz ſchwere Nummer ging hart über meine Helmſpitze weg und ſchlug in die Sechſte ein; haarſcharf hinter der Schützenlinie iſt ſie hochgegangen und hat einem Manne wie mit ſcharfem Meſſer den Boden ſeiner Hoſe und ſeiner Unterhoſe ſowie ſeinen Hemdzipfel abraſiert, ſo daß er in lächerlicher Entblößung daſtand ... die freigelegten Körperteile aber ſind völlig unverſehrt geblieben. Das hat uns Freude gemacht.

Der Angriff des erſten Bataillons konnte ſich erſt im Anſchluß an denjenigen der Nachbartruppen zur Linken entwickeln, der ſehr langſam in Fluß kam. Wir lagen ſtundenlang auf dem Bauch und bekamen, wie ſich das für harrende Reſerven gehört, die überfliegenden Infanteriegeſchoſſe und das uns beſonders zugedachte Abwehrfeuer der Artillerie.

Gegen 5 Uhr trat die Artillerie unſerer Diviſion in Wirkſamkeit. Die Beobachter unſeres vortrefflichen Feldartillerieregiments 220 kamen zu uns in den Gra-

ben, bald bekam unſere vorderſte Linie wirkſame Unterſtützung.

Vorn kam die Sache langſam in Fluß. Während die Anſchlußtruppen das Gut ſtürmten, machte unſer erſtes Bataillon eine Schwenkung nach Nordoſten und drang, wie befohlen, in den Wald ein, welcher dem vielgewundenen Unterlauf der Zelwianka vorgelegt war.

Wunderbares Bild, wie ſich nun nach Einbruch der Dämmerung der Kampf in den Wald hineinſchob, die weißen Leuchtraketen aus dem dichten Kiefernwald emporſtiegen, die gelbaufſprühenden Feuerſterne der Schrapnells über den dunklen Forſten ſtanden ... Zur Linken brannte das Gut in ſteiler Flamme herunter, wie vor einer Woche das Grafenſchloß.

Mein Bataillon war nicht mehr zum Eingreifen gekommen. Abſchnittweiſe dem Fortſchreiten des Gefechtes folgend hatten wir uns durch moorige Wieſen und einzelne Waldſtücke vorgearbeitet, beſtändig ein Ziel für das heftige Artilleriefeuer, und gruben uns auf den naſſen Feldern ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen des 12. September dämmerte nebelumhangen herauf. Wieder einmal ein Sonntag in der Schlacht ...

Einem im Gefecht beginnenden Sonntag ſah man von vornherein mit einem gewiſſen abergläubiſchen Argwohn entgegen.

Die Meldungen und Befehle, die uns in der Frühe erreichten, lauteten beruhigend: der Gegner, aus ſeiner Brückenkopfſtellung bei Zelwiany geworfen, habe das ganze ſüdliche Njemenufer geräumt. Der Zelwiankaabſchnitt ſei alſo in unſerer Hand, unſer erſtes Bataillon

aufs rechte Bachufer übergetreten, in ſeinem Schutze ſei bei dem Vorwerk Soroki eine Kolonnenbrücke geſchlagen. Das Regiment bekam den Auftrag, die Sicherung gegen den Njemen vom Weſtrande des am Südufer gelegenen Teils der Stadt Moſty bis zum Gut Zelwiany zu übernehmen. Jarotzky ſollte den linken Teil dieſes Abſchnittes ſichern, ich den rechten. Das machte immerhin auf das Bataillon eine Strecke von drei Kilometern. Als ich den Vormarſch angetreten hatte, trabte der General Liebeskind mit dem Brigadeſtab an mir vorüber, um ſich das von Truppen der Brigade erſtürmte Gut anzuſehen. Er begrüßte mich, erkundigte ſich nach meinen Abſichten. Ich meldete, daß ich im Begriff ſei, querbeet nach dem Vorwerk Morgi zu marſchieren und von dort aus meine Sicherungen vorzuſchieben, da der Weg hart am Fluß entlang doch zu ſehr in Feindesſicht liege. Er war einverſtanden und lud ſich um 10 Uhr bei mir zum Frühſtück im Vorwerk ein. Dieſes Frühſtück iſt ausgefallen; ich habe Morgi nie zu ſehen bekommen und ... meinen guten, feinen, herzensfröhlichen Liebeskind niemals wiedergeſehen. Er hat noch lange im Felde geſtanden, iſt Diviſionskommandeur und Exzellenz geworden, dann aber an einem im Feld erworbenen Nierenleiden nach langem, ſchwerem Siechtum in der Heimat geſtorben. Einer aus der endlos langen Liſte lieber Kameraden aus Frieden und Krieg, die man niemals mehr begrüßen wird, um frohe und ernſte Erinnerungen auszutauſchen ...

Es iſt gut, daß dem Menſchen die Gabe des Blickes in die Zukunft verſagt iſt. Ich freute mich auf das Frühſtück im Vorwerk und war mit Ratzlaff in eifriger Beratung, was wir dem hohen Brigadeſtab wohl vorſetzen könnten.

Indeſſen hatten wir auf ſtattlicher, blitzblanker Brücke,

einem Meiſterſtück unſerer Pioniere, die Zelwianka, ein tiefeingeſchnittenes, flott ſtrömendes Wäſſerchen, überſchritten und erſtiegen die jenſeitigen Höhen. Nur der Form halber hatte ich die fünfte Kompagnie in Schützenlinie auseinanderziehen laſſen; das Bataillon pendelte in behaglichem Friedensmarſch hinterdrein. Das Südufer des Njemen war ja vom Feinde frei, meine linke Flanke gegen den Njemen vorderhand vom erſten Bataillon gedeckt.

Immer ſchon faul, wenn's Sonntag iſt; fauler, wenn's recht friedlich anfängt. Deſſen hatte ich, von Mons bis Koſcielna, nachgerade Beweiſe genug.

Wir waren kaum einen Kilometer von der Brücke aus in die hügelige Waldzone öſtlich des Bachlaufes vorgerückt, da fielen vorn bei der Fünften einige Schüſſe. Ich ließ das Bataillon haltmachen und zog es auseinander. Wie wir nach vorn beobachteten, kam Leutnant Teſch perſönlich zu mir zurück und berichtete:

Er habe plötzlich von vorn einiges Feuer bekommen, ſeine Spitzenpatrouillen hätten gemeldet, dicht vor dem Punkte, den ſeine Schützenlinie erreicht habe, ſei eine ſtarke ruſſiſche Stellung ... Alsbald hätten die Ruſſen mit Tüchern gewinkt und ſeien herausgekommen, aber nicht, wie er anfangs angenommen, um ſich zu ergeben, ſondern um — uns zur Übergabe aufzufordern ...

Wir haben viel Brot, hätten die Ruſſen geſagt, und ihr leidet Not und Hunger. Außerdem wiſſen wir doch ganz genau, daß ihr nur darum immerfort hinter uns herlauft, weil die Franzuſki hinter euch drein ſind, euch auf den Ferſen ſitzen und in den Rücken ſchießen ... Alſo kommt zu uns, dann habt ihr Ruhe und kriegt ſatt.

„Na, und unſere Kerls?"

„Die lachen die Ruſſen aus und tauſchen Kantinenzigarren gegen Schokolade.“

„Alſo machen Sie Schluß, Teſch, mit der Verbrüderung, laſſen Sie den Ruſſen ſagen, ſie ſollten in ihre Gräben zurückgehen, graben Sie ſich ein, und es wird geſchoſſen!“

Ich ſtaffelte nach der Tiefe, ließ Telephonverbindung herſtellen. Als der Anſchluß da war, erhielt ich vom Regiment die Mitteilung: auf dem Vorwerk Morgi und den nordweſtlich anſchließenden Höhen ſtehe der Feind in ſtarker Stellung. Er ſolle im Laufe des Nachmittags geworfen werden. Ich ſolle nach links Verbindung mit Jarotzky, nach rechts mit dem Reſerveregiment 93 aufnehmen. Weitere Befehle würden folgen.

Na alſo, mit dem Frühſtück auf dem Vorwerk war es nichts. Mit dem vom Feinde geräumten Flußufer war es auch nichts. Cleinows wilde, verwegene Jagd hatte ſich mal wieder 'ne glänzende Fernaufklärung geleiſtet.

Das Feuergefecht bei der Fünften kam gemächlich in Fluß. Meine Gräben ſchnitten immer tiefer in den Sand. Das übliche Warten hatte begonnen.

Noch ehe die Befehle eintrafen, erſchien bei mir im Gefechtsſtand unſer ſchneidigſter Abteilungsführer von der Feldartillerie, der Hauptmann Meſſerſchmidt. An anderen Tagen war er ſehr geſchwollen geweſen:

„Heut mach' ich Ihnen alles, was Sie wollen: heut' hab' ich Munitionsdruck: hundert Granaten auf die Batterie ...“

„Aha,“ hatten wir dann gelacht, „von zwei Uhr vierzig bis zwei Uhr fünfundvierzig Wirkungsſchießen der Artillerie, zehn Schuß auf das Geſchütz, die letzten zwei als Trommelfeuer.“

Heut war er ganz kleinlaut.

„Auf mich ist nicht zu rechnen. Meine Munition ist nicht herangekommen. Gestern habe ich all meinen Zunder auf dies verdammte Zelwiany verpulvert. Heut müssen Sie ohne Vorbereitung stürmen."

Auch die Herren von der Schweren kamen und beaugenscheinigten die Lage — aber auch sie kamen „mit leeren Protzen".

Kurz darauf der Befehl:

„Drei bis vier Uhr Wirkungsschießen, vier Uhr Sturm."

Ich teilte dem Regiment die Erklärungen der Artilleristen mit. Das Regiment erwiderte: heute sei nichts zu wollen. Die schärfsten Befehle vom Armeeoberkommando lägen vor: Morgi sei unter allen Umständen sobald wie möglich zu erreichen, die vorliegenden feindlichen Stellungen um jeden Preis zu überrennen.

Also mal wieder roter Sonntag in Sicht ....

Schön, wollen uns vorher wenigstens noch mal gründlich satt essen und ausschlafen.

Ich zog die Feldküchen so nahe wie möglich heran, ging mit dem Stab in Deckung zurück, ließ mir im Schutze der Uferböschung ein Zelt aufschlagen, da es inzwischen zu regnen begonnen hatte, aß zwei gehäufte Teller Reis mit Dörrobst und schlief zwei Stunden im Zelt wie ein Toter.

So, nun konnte es von mir aus losgehen.

Ich hatte mir inzwischen die Sache folgendermaßen zurechtgelegt:

Aus Teschs Meldungen war mir klar geworden, daß sich unmittelbar vor der Front meines Bataillons noch nicht die russische Hauptstellung, sondern eine stützpunktartig ausgebaute Vorstellung befand. Wenn ich die ohne Artillerievorbereitung stürmen würde, so hätte ich für heute genug geleistet, und wenn die Anschlußtruppen sich

gleichfalls der Vorſtellungen bemächtigten — mehr würden auch ſie heute beim Verſagen des Rückhaltes an der Artillerie kaum ſchaffen können — ſo war erfahrungsgemäß mit hoher Wahrſcheinlichkeit darauf zu rechnen, daß der Gegner die Hauptſtellung freiwillig räumen würde. Täte er's nicht — wie bei Woronje — ſo war morgen immer noch Zeit zum gemeinſamen Sturm auf die Hauptſtellung; vielleicht hatte auch unſere Artillerie bis dahin wieder „Zunder".

Die Vorſtellung aber, na, die mußte ich natürlich unter allen Umſtänden bekommen. Das würde Blut genug koſten ... Sie war, nach der Meldung zu ſchließen, etwa hundertfünfzig Meter breit; ihre Flanken mochten zurückgebogen ſein. Wir hatten ſolche Stützpunkte dutzendfach durchſchritten und kannten das Syſtem.

Zum Überfluß hatte ich heute nur drei Kompagnien zur Verfügung; die Sechſte war mir als Regimentsreſerve abgeknöpft worden.

Mein Plan war dieſer:

Die Fünfte ſollte den Feind vor wie nach in der Front beſchäftigen. Mit der Siebten wollte ich die Vorſtellung von der linken Feindflanke her ſtürmen und aufrollen. Das Hurra der Sturmkompagnie ſollte für die Fünfte das Zeichen ſein, das Feuer aus der Front einzuſtellen und ebenfalls zum Sturm vorzubrechen. Die Achte ſollte für unvorhergeſehene Fälle zu meiner Verfügung bleiben.

Den Sturm der Siebten wollte ich an der Seite des Kompagnieführers ſelber anführen. Die jetzige Lage ſchien mir einer jener Fälle, wo der Bataillonsführer ſich mit eigener Perſon einzuſetzen hat.

Ich ließ die Kompagnieführer zu mir kommen, beſprach den Angriff aufs genaueſte. Kurz nachdem ich die Herren entlaſſen, ſetzte die „Artillerievorbereitung" ein.

Sie war kläglich genug. Die Schweſterwaffe mußte ſich damit begnügen, das Gut Michailowka am nördlichen Njemenufer, von dem aus die feindliche Artillerie und Infanterie uns mit Flankenfeuer beläſtigten, ein wenig zu beunruhigen ... Unſer Angriffsziel, die Vorſtellung, bekam nicht einen Treffer, geſchweige die Hauptſtellung.

So konnte ich ohne Furcht vor „Splitterwirkung“ oder eigenen Kurzſchüſſen ſchon während der für die Beſchießung vorgeſehenen Stunde und unter dem Schutze des Lärms, den ſie immerhin vollführte, meine Siebte durch eine Tannenmulde bis zu dem Punkt führen, von dem aus ich meinen Flankenſtoß anſetzen wollte. Ich würde etwa bis auf hundertfünfzig Meter gedeckt herankommen. Von dort aus mußten wir in einem einzigen langen Anlauf dem Feind auf den Pelz rücken und ihn die blanke Waffe ſpüren laſſen.

Als ich an dem Punkt angekommen war, von dem aus ich anlaufen wollte, kamen mir noch einmal Bedenken. Ich überflog die Linie meiner Siebten: ſchon lag die Kompagnie ſprungbereit, Seitengewehr aufgepflanzt, an der flach anſteigenden Kiefernböſchung hingekauert. Alle Geſichter waren mir zugewandt, all die zweihundert Augenpaare ſchauten mich an:

Unſer Leben iſt in deiner Gewalt. Wenn du befiehlſt, daß wir ſtürmen ſollen, ſo tun wir's. Wir vertrauen dir, daß du uns nur dann gegen den Feind ſchicken wirſt, wenn es unbedingt ſein muß, und wenn Hoffnung auf Gelingen iſt. —

Da war ſo mancher brave Geſell, den ich perſönlich kannte. Der Gefreite Euler, des Leſens und Schreibens unkundig, Zirkusclown ſeines Zeichens; er hatte uns im Biwak mit ſeinen Poſſen oftmals ein herzerquickendes

Gelächter beſchert. Da war der lange Hannemann, der ſentimentale Sänger, der unerſchütterliche Witzbold, der nie verſagende Meldegänger. All die anderen, die ich teils dem Namen, teils dem Geſicht nach kannte, auch die Neuen vom letzten und vorletzten Erſatz, die mir noch gar nicht aufgefallen waren. Sie alle würden ihre Schuldigkeit tun. Ich aber war für ihr Blut, für ihr Leben verantwortlich. Sturm ohne Artillerievorbereitung! Durfte ich mir das befehlen laſſen, ohne mich bis zum letzten Atemzuge zu wehren?!

Es waren etwa noch zwanzig Minuten bis zum Zeitpunkte des Angriffs. Ich ließ das Telephon aus meinem erſten Gefechtsſtand bis in die Mulde vorbauen, rief noch einmal das Regiment an: die Artillerievorbereitung ſei völlig unzulänglich, der Sturm werde viel Blut koſten, ich müſſe jede Verantwortung ablehnen. Das Regiment beſtand auf dem Angriff: die Befehle ſeien unwiderſprechlich, von jeder Verantwortung für die Folgen ſei ich entlaſtet.

Alſo es mußte ſein.

„Kinder," ſagte ich zu der Siebten, „heute müſſen wir's mit dem Hurra ſchmeißen. Totenſtille, ſolange der Feind uns noch nicht entdeckt hat und immerfort nach vorn auf die Fünfte ſchießt, die ihn derweil aus der Front durch ein raſendes Feuer beſchäftigt. Im Augenblick, wo die erſte Kugel zu uns ſpritzt, gebe ich das Zeichen zum Hurra. Dann aber, Jungens, wird gelaufen wie der Deuwel und Hurra gebrüllt, daß der Wald einfällt! Wenn Rußki das aushält, ſo wißt ihr ja, wofür ihr das Seitengewehr aufgepflanzt habt."

Da grinſte meine ſtrammſte Kompagnie, daß alle Zähne blinkten.

Noch wenige Minuten bis zum Angriff!

Was zieht in einem ſolchen Augenblick durch des Kämpfers Herz? Gedanken an die Heimat? die Lieben? das Vaterland? Gott? Nur dem Gebot des Augenblicks gilt jeder Gedanke, jedes Gefühl: Iſt die Feder des Seitengewehrs auch feſt eingeſchnappt? Den Sturmriemen des Helms werd' ich noch ein wenig feſter anziehen ... Noch einen Schluck Kaffee aus der Feldflaſche ... Na, und nun kann's losgehen von mir aus.

4 Uhr ...

„Antreten, Voraß!"

„Erſter und zweiter Zug — ohne Tritt — marſch!" befiehlt der Leutnant mit gedämpfter Stimme.

In einer einzigen langen Linie fluten die beiden Züge der erſten Welle den Hang hinan, zwiſchen Kiefernſtämmen und niederem Geſtrüpp hindurch. Kein Laut wird geſprochen. Unwillkürlich vermeidet jeder Fuß die Zweige, die knacken könnten, die Steine, die ſtraucheln machen möchten. Vor uns nichts als Waldesdunkel, Waldesſtille — nur daß vorn das Schützengefecht des Feindes mit der Fünften ohn' Erbarmen weiterknattert. Zu uns herüber fällt kein Schuß — wir ſind noch nicht erkannt.

Noch iſt unſer Schritt verhalten, doch die Lungenflügel arbeiten ſchwer im Anſtieg, die Spannung preßt die Zähne zuſammen, eine Trockenheit ſitzt im Halſe, die Augen ſtarren wie Scheinwerfer in die Dämmerung des Forſtes ...

Da!

Der erſte Schuß kracht uns entgegen, kaum mehr denn hundert Meter, wir ſehen den Blitz, die Kugel fährt mit grellem Pfiff über uns hin —

„Hurra!"

Nun kommt ein Augenblick — gedenk' ich ſeiner, ſo rinnt es mir noch heute kalt über den Rücken.

Ein Berſerkergebrüll bricht los. Zweihundert Männerkehlen heulen auf in wildem Urwaldſchrei. So klang's, als auf die Legionen des Varus Hermanns Cheruskerſcharen hereinbrachen.

Schon praſſelt's los auf der ganzen Feindesfront: zu Hunderten pfeifen die ſpitzen Todbringer uns entgegen. Wo ſie ein Äſtchen, ein Blättchen ſtreifen, da ſtellen ſie ſich quer, ſchwirren weiter mit markdurchſchneidendem Schrillen, gräßliche Wunden bringend dem, den ſie packen. Der Widerhall der Kiefernſchäfte verhundertfacht das Geknatter, das Gebrüll.

Jeder Kopf zieht ſich in die Schultern, jeder Nacken duckt ſich tief, den Flug der Geſchoſſe zu unterlaufen. Ein Bild von unerhörter, grauenvoller Schönheit, dieſe vorwärts ſchäumende graue Woge todbereiter Männlichkeit!

„Hurr—a—a! Hurr—a—a!"

In das breit aufrauſchende Getos der anbrandenden Sturmflut miſcht ſich rauher, ſchmetternder Erzklang; mein Spielmann Gutt keucht neben mir, nun hält er einen Augenblick an, hetzt durch die meſſingnen Windungen ſeines Hornes die gellende, drängende Weiſe des Sturmſignals — ſtürzt mir nach, bleibt wiederum ſtehen — bläſt abermals — da! — ein Knacken fährt durch das Horn, ſchrill verliſcht das Signal, der Spielmann fällt ächzend in die Knie, über ſeine zerſchmetterten Finger rinnt das Blut ...

Ringsum ſtürzen viele: ſtumm die meiſten, der und jener mit einem kurzen gurgelnden oder gellenden Aufſchrei ...

Die anderen ſtürmen weiter, die Helme mit den grauen

Bezügen vorgebeugt, wie der zum Stoß anrennende Stier die Hörner ſenkt, die Nacken tief geduckt. —

Ungeheuerlich ... unvergeßlich —

„'ran, Jungens, 'ran!“

Da — hat's auch mich.

Einen Schlag fühl' ich an meiner rechten Schulter ... mir flimmert's vor den Augen, die Knie wanken ... ich ſtürze langweg nach vorn zu Boden.

Ich reiße mit den Zähnen den Handſchuh von der Linken, taſte nach der rechten Schulter, überzeugt, dort werde die Hand nur einen Wuſt aus Stoff- und Fleiſchfetzen, klebrig-warmem Naß und Knochentrümmern finden —

Was?! Alles heil und trocken?!

Nun traut ſich auch das Auge zu prüfen:

Kein Blutstropfen ...

Ein Aſt muß niedergeriſſen in hartem Fall die Schulter geſtreift haben oder vielleicht vom Kugelſchlag emporgeſchleudert ein Stein ...

Ich ſpringe auf; Voraß, mein Adjutant, meine Gefechtsordonnanzen ſind weg — offenbar hat niemand meinen Fall bemerkt. Schon iſt ein Teil der Stürmer an mir vorübergeſtrudelt, ich raſe hinterdrein, ſehe, wie die Vorderſten der Anſpringenden mit einem Satz in den ruſſiſchen Graben hineinſtürzen, ſehe hochgeſchwungene Kolben, blinkende Bajonette, ſehe braune Schatten aus den Gräben auftauchen und im Waldesdunkel verſchwinden — ſehe ganz deutlich von links her die Stürmer der Fünften anrennen und ſich in der feindlichen Stellung mit den Kameraden von der Siebten vereinigen ...

Sieg! Sieg!!

So — nun wieder — Führer!

Ich wähle im Vorlaufen einen kleinen Hügel als Ge-

fechtsſtand, knie dort nieder, verſchnaufe einen Augenblick —

Schon leimt ein heranſchwirrender Kugelſchauer mich platt an den Boden.

Nur wenige Sekunden nach dem Einbruch der Angreifer, dem Handgemenge, der Flucht der Überlebenden hatte das feindliche Schießen ausgeſetzt — ſchon fiel das Feuer aus der Hauptſtellung über uns her, mochte es auch die flüchtenden Verteidiger zugleich mit dem Angreifer niedermähen ...

So lag ich auf der blanken Erde, ganz allein, zwanzig Schritt vom erſtürmten Graben. Da ich keinen Spaten hatte, blieb mir nichts übrig, als regungslos auszuharren. Es ſpritzte und patſchte rings um mich herum in den Waldboden wie Hagelſchlag. Über mich kam eine gelaſſene Neugier:

Ob's mich wohl haſcht?

— eine köſtliche, entſpannende Ruhe zugleich. Ein paar Worte aus dem „Egmont" fielen mir ein — die ſangen und klangen mir immerfort im Ohr, wie damals im Granatenwald an der Aisne das Bibelwort ... nur ſchwoll's diesmal nicht machtvoll erſchütternd wie eine Kantate, wie Chorgeſang und Orgelklang ... Diesmal war's wie das Andante einer Beethovenſchen Klavierſonate oder wie ein troſtvoll rinnendes Schumannlied, ein ruhiges, ſchwebendes Gleiten. Solches aber war der Text zum Leitmotiv der Stunde:

„— blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt."

Dies Wort, herangeweht aus jener Werdezeit, als der Jüngling vor dem Dichterworte das Leben vorempfand — dem Manne kühlte es in einer dunkelſten Stunde Stirn und Herz.

„— blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt.“

In einem Leben voller Irrungen und Prüfungen, voller Schmerzen und Entzückungen, in einem Leben, an Seligkeit und Tränen faſt überſchwer — dies war erkämpft: ein feſtes Herz, ein Herz, ungeregt im Kern.

— Ein Verwundeter kam von hinten geſtürzt, ſchrie: „Herr Hauptmann, Herr Hauptmann, ich bin getroffen, ich muß ſterben!“

— warf ſich neben mich hin, begann krampfhaft ſich einzugraben, wimmerte dabei immerfort in ſich hinein: „Ich muß ſterben — ich muß ſterben.“

Dann ſchrie er wieder auf:

„Ich bin getroffen — ich muß ſterben ... au, au ...“

Er fiel mir auf die Nerven.

„Grab dich ein, Menſch, und ſchrei nicht ſo.“

Kaum hatte er ſich eine kümmerliche Deckung geſchaufelt, da krümmte er ſich in das flache Loch hinein und lag regungslos.

Ich nahm ſeinen Spaten, verſuchte vor uns beiden eine Deckung aufzuſchichten. Donnerwetter — doch ungewohnte Arbeit ... und wie die rechte Schulter ſchmerzte, wie müde der Arm war. Der Aſt oder der Stein, oder was es geweſen war, ſchien mir die Schulter ganz ordentlich zuſammengehauen zu haben.

Hinter mir im Walde das Geſchrei und Stöhnen der Verwundeten. Einer mit einer ganz jungen Stimme ſchrie immerfort aus dem Dunkel des langſam ſich umdämmerndes Hages:

„Mutter — Mutter — — Mütter—chen—!“

Da hörte ich Schritte: in hitzigem Laufe kamen meine beiden Gefechtsordonnanzen Liebke und Gerlandt geſprungen. Zwei blutjunge Bürſchchen, jener bereits viel-

fach bewährt, dieſer neu, gleich Veſper ein bergiſcher Landsmann von mir. Da kam ja auch Ratzlaff in Haſt — alle drei hatten ſie mich vermißt und überall geſucht.

„Herr Hauptmann ſind verwundet?“

„Ne, noch nich, muß ein Stein oder ſo was geweſen ſein. Aber der Arm iſt mir ganz ſchlapp davon. Helfen Sie mal dem armen Schlingel da.“

Schon kniete Ratzlaff über dem Verwundeten, nahm ihm den Torniſter ab, ſtellte feſt: Streifſchuß quer über den Rücken, hart unter den Schulterblättern, wahrſcheinlich ſchmerzhaft, aber ungefährlich. In kurzem war der Liegende kunſtgerecht verbunden. Er behauptete noch immer mit Überzeugung, er müſſe ſterben.

Derweil gruben Liebke und Gerlandt, gebückt über uns ſtehend, mit der Kraft der Verzweiflung, um uns alle fünf in die Erde zu bringen, während das tolle Feuer über uns hinraſte, die ſpitzen Hagelkörner unabläſſig neben, zwiſchen uns in die Erde klackten.

„Jungens, kniet euch wenigſtens in den Graben!“

„Ach, Herr Hauptmann, dann flutſcht et nich or'ntlich!“

— Gebückt im Stehen arbeiteten die Prachtjungens weiter. So kamen wir langſam, langſam in die Erde. Aber auch durch den aufgeworfenen Sandwall ſpritzten die Kugeln hindurch — wirkliche Deckung bot nur der gewachſene Boden.

Der Feind muß unendliche Munitionsmengen gehabt haben.

Später fanden ſich noch die Gefechtsordonnanzen Schubert und Hantel an, der kaum entſtandene Graben wurde zu eng: er mußte in harter Arbeit verbreitert werden.

Inzwiſchen kam durch das weiterraſende Feuer ein Telephoniſt geſchoſſen: ob vorgebaut werden ſolle?

Selbſtverſtändlich: wo ich bin, iſt der Bataillonsgefechtsſtand.

Aber kein Telephon iſt gekommen: ich habe erſt anderen Tages erfahren, daß bei dem Verſuche vorzubauen der Telephonunteroffizier gefallen und einer der Telephoniſten ſchwer verwundet worden iſt. Da haben ſie das Bauen aufgeſteckt.

Nach einiger Zeit ſchlug eine Gefechtsordonnanz vom Regimentsſtab ſich bis zu uns durch: ob ich mich nicht in Deckung zurückziehen wolle, fragte das Regiment, damit die telephoniſche Verbindung wieder aufgenommen werden könne. Ich ließ zurückſagen, das ſei ganz ausgeſchloſſen, ich hätte die feindliche Vorſtellung genommen, könne jetzt nicht zurückgehen, weil ich mit einem Gegenſtoß rechnen müſſe; man ſolle mir mindeſtens einen Zug Maſchinengewehre als Verſtärkung ſchicken.

Bald ſtellte ſich heraus, wie richtig es war, daß ich vorn geblieben. Die Achte meldete, die Verbindung nach rechts mit dem Regiment 93 ſei abgeriſſen, da das Regiment gleichfalls zum Angriff angetreten ſei in der Richtung auf Vorwerk Morgi. Übrigens habe unſer Regiment mir die ſechſte Kompagnie wieder zur Verfügung geſtellt. Sie liege hinter der Achten.

Da ich meinen linken Flügel durch die Anlehnung an Jarotzky geſichert wußte, befahl ich den beiden Kompagnien, hinter meinen rechten Flügel zu rücken. Leutnant Kaiſer ſolle zunächſt mit zwei Zügen die Verbindung zwiſchen der erſtürmten Vorſtellung und dem Nachbarregiment aufzunehmen ſuchen.

Es war inzwiſchen dunkel geworden. Meine Gefährten arbeiteten noch immer an der Austiefung unſeres Grabens; ſolange wir nicht zwei Meter tief in der Erde

waren, konnten wir nicht ſagen, daß wir in Deckung ſeien.

Auf einmal hörte ich, wie dicht neben meinem Kopf eine Kugel durch die Deckung ſprißte, hörte einen ſeltſam weichen, matten Ton, und wie ich mich umwandte, fiel Liebke, der tapfer bei der Arbeit geweſen war, lautlos gegen meine Schulter. Ich ließ ihn auf die Erde gleiten, drehte die Laterne an: er war ſchon tot. Die Kugel hatte ſeinen Hals durchſchlagen und rechts und links die große Halsader durchriſſen.

Mühſam hoben wir ihn auf, legten ihn auf den Grabenrand.

Der Verwundete, der dahinten immerfort nach ſeinem Mütterchen ſchrie, verſtummte jählings. Auch die anderen ſchwiegen nach und nach. Sie hatten wohl noch eine zweite, erlöſende Kugel bekommen.

Inzwiſchen wurden die rätſelhaften Schmerzen in meinem Arm immer empfindlicher. Ich zog wiederum den Handſchuh aus, fuhr unter Mantel und Rock nach der Schulter, fühlte erkaltetes klebriges Blut — fühlte in der Haut das Einſchußloch.

„Ratzlaff — ich bin ja doch verwundet!“

„Donnerwetter —! Ziehen Herr Hauptmann doch mal Mantel und Rock aus!“

Beim Schein der Taſchenlaterne unterſuchte er mich.

„Wahrhaftig, Herr Hauptmann — ein Urlaubsſchüßchen!“

Ein Urlaubsſchüßchen ... das bedeutete — Ruhe — Entſpannung — Heimkehr — Wiederſehen — ein paar kurze Wochen Raſt.

Schnell war ich verbunden. Zurückzugehen war weder Möglichkeit noch Grund; ich lag nun ſchon ſechs Stunden

mit dem „Schüßchen“, ich konnte auch noch länger aushalten.

Um 11 Uhr nachts raſchelten ſchwere Granaten über uns weg, ſchlugen mit betäubendem Krachen, etwa hundert Meter von uns entfernt, in die feindliche Stellung. Das plötzliche Verſtummen der Maſchinengewehre, dumpfe Aufſchreie ließen erkennen, daß die Granaten tadellos lagen. Nur weiter ſo! Dann kriegen wir heut nacht auch noch die Hauptſtellung.

Ich ſchickte Meldung zurück: die Granaten ſäßen ausgezeichnet, ich bäte um Fortſetzung. Schon nach neun Schuß war's aus — und kam nichts nach ... Bald hatten die ruſſiſchen Maſchinengewehrſchützen ſich von ihrem Schrecken erholt und antworteten mit verſchärftem Getacke. Unermüdet rollte auch das Infanteriefeuer weiter — Fortſetzung des Angriffs wäre ſinnlos geweſen. Selbſt als nach ſtundenlangem Warten die erbetenen Maſchinengewehre kamen, habe ich keinen Angriff mehr unternommen. Die Siebte und Fünfte hatten genügend gelitten; warf ich auch noch die beiden anderen Kompagnien nach vorn, ſo war die Gefechtskraft des Bataillons ernſtlich in Frage geſtellt. Beſſer, den Morgen abzuwarten. Wie oft hatte der Ruſſe nach dem Fall ſeiner Vorſtellungen die Hauptſtellung von ſelber geräumt.

Langſam zog die beſternte Nacht über unſere ermatteten Häupter dahin. Unvermindert praſſelte das feindliche Feuer, tackten in chroniſchen Anfällen von tückiſcher Gereiztheit die Maſchinengewehre hüben und drüben ... Allmählich verſank einer nach dem anderen aus unſerer kleinen Schar in ſtummes Brüten; die Glieder löſten ſich — ſuchten unruhig hin und her, bis ſie an der ſteilen Grabenwand einen Stützpunkt gefunden. Der Kopf ſank tief auf

die Bruſt. Ein Toter, ein Verwundeter, fünf unverſehrte Lebende, Schlafſuchende — ſo lagen und kauerten wir in der ſchmalen Sandſchlucht beiſammen. Meine kleine Wunde und der ganze Arm ſchmerzten empfindlich. Seit der Verwundung waren viele Stunden vergangen — ich fürchtete Infektion.

Seit 3 Uhr hatte das Feuer nachgelaſſen. Ich ſchickte zu Teſch, ließ ihn in meinen Graben kommen, unterrichtete ihn über die Lage und übergab ihm die Führung des Bataillons.

Schon äugte die erſte fahle Vorhelle von Oſten her durch die Kiefernkronen. Noch einen Blick in das bleiche Geſicht, auf die blutüberſtrömte Bruſt des treuen Jungen, der über der Arbeit für mich, der für mich geſtorben war ... Dann kletterte ich aus dem Graben. Mühſelig tappten wir uns durch die Waldesfinſternis, über die ſchon erſtarrten Körper der Gefallenen hinweg, dem Leuchtkompaß folgend, gen Südoſten. Nach langer, anſtrengender Wanderung fanden wir den Regimentsſtab. Die Herren hatten vor dem wahnſinnigen Feuer, das auf mehrere Kilometer hinter meiner Linie den Wald zudeckte, bis an die Bodenſenke des Bacheinſchnittes flüchten müſſen und ſchliefen dort im Zelt.

Ich trat ein, meldete mich verwundet.

Der Oberſtleutnant wußte ſeit elf Stunden, was ich erſt ſeit ſechſen wußte ... Ein zurückkehrender Verwundeter hatte gemeldet, er habe mich ſtürzen geſehen. Daß ich noch lebte, darüber hatten meine Meldungen den Regimentsſtab beruhigt.

„Wie lange werden Sie uns entzogen bleiben?“

„Ich ſchätze drei bis vier Wochen, Herr Oberſtleutnant.“

„Na, kurieren Sie ſich nur erſt ordentlich aus — zu früh

herauskommen hat keinen Zweck. Grüßen Sie die Heimat, und gute Besserung!“

Eine Verwundung ist ein alltägliches Geschehnis, man macht nicht viel Worte drum.

Das Bataillon wurde dem Hauptmann Kamele übergeben: vor sieben Wochen hatte ich ihn verdrängt, nun war er mein Nachfolger.

„Auf Wiedersehen in vier Wochen, meine Herren! Grüßen Sie alle Herren des Bataillons — grüßen Sie das Bataillon! Und du, mein guter Schubert, grüß mir meine tapferen Gefechtsordonnanzen! Ihnen, lieber Ratzlaff, für Ihre treuen Dienste ganz besonders herzlichen Dank! Leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen, Herr Hauptmann!“

Einsam, wie ich einst gekommen war, schlenderte ich durch den Kiefernwald, über die Zelwiankabrücke zu der Wiese am Westufer. Eben schlugen die ersten Schrapnells in die Baumkronen. Alles wie damals.

Auf Wiedersehen! hatte ich gesagt und von vier Wochen gesprochen. Im tiefsten Innern empfand ich, daß es anders kommen würde. Ich fühlte eine schwere, lähmende Mattigkeit ... fühlte, wie innen das Fieber wühlte. Ich ahnte: wieder einmal stand ich am Schluß eines Kriegsabschnitts — eines Lebensabschnitts.

Da stand die Bagage, da war Doktor Strasburger, bis an die Ellenbogen die Arme blutbekrustet. Die ganze Wiese lag voll harrender oder frisch verbundener Verwundeter: fast alle von der siebten, etliche auch von der fünften Kompagnie. Meine Gefechtsordonnanz Müller, ein junger Kriegsfreiwilliger, hatte einen schweren Schulterschuß: das Einschußloch war kaum sichtbar, der Ausschuß faustgroß, die Hälfte des Schulterblattes zertrümmert.

Ich wartete, bis die ſchweren Fälle verſorgt waren, plauderte mit den Kameraden, ließ mir ihre Erlebniſſe erzählen. Nur eine Stimme: ſchwere, ſchwere Verluſte.

Hannemann war tot! Der lange ſchwarze Hannemann, der Liebling der Siebten. Schon war er im erſtürmten feindlichen Graben angekommen — da hört er hinter ſich einen lieben Freund, der im Anſprung ſchwer verwundet zwanzig Schritt vor dem Graben im Kugelhagel lag, flehentlich um Hilfe rufen: er ſpringt aus der Deckung, um den Kameraden in Sicherheit zu bringen, da ſtreckt ihn die tödliche Kugel neben dem Freund in den Sand.

— „Nun, Doktor, was meinen Sie: kann ich bei der Truppe bleiben?“

„Kein Gedanke, Herr Hauptmann: der Oberarm iſt angeſchwollen und verfärbt; die Wunde iſt an ſich ja minimal, aber zu lange unverſorgt geblieben. Fahren Herr Hauptmann ruhig auf vier Wochen in die Heimat, das iſt beſſer. Zu Pferde ſteigen iſt ja doch bis auf weiteres unmöglich.“

Mein Burſche Helms hilft mir, mich aus meinem Koffer von Kopf bis zu Füßen friſch anziehen. Die verlauſten Kleider und Wäſcheſtücke ſteckt man einfach in den Koffer, nach drei Tagen ſind die Läuſe verhungert und werden herausgebürſtet ...

Ich packe in den anderen Koffer, was ich für Heimreiſe und Lazarett brauche. Auch die Piſtole packe ich hinein; ich denke ſie fürs erſte nicht mehr zu brauchen. Helms lädt die Koffer auf einen der Lebensmittelwagen, die in langer Kolonne ausgeleert bereitſtehen und die Verwundeten mit nach Wolpa nehmen wollen.

Noch einmal gibt's ein großes Abſchiednehmen: von dem tapferen Doktor, den Feldwebeln, dem Bataillonsſchreiber, den Kameraden von den Bagagewagen. Ab-

ſchied auch von meiner guten, ſtrammen, niemals übermäßig eifrigen, aber auch nie verſagenden Lotte. Von dem hageren Koſaken mit dem Strick im Maul und von Ratoniſchek, meinem finſteren, allgegenwärtigen Pferdeburſchen. Viele Dutzend Hände muß ich ſchütteln:

„Gute Reiſe, Herr Hauptmann! Gute Beſſerung, Herr Hauptmann! Auf Wiederſehen, Herr Hauptmann!“

„Lebt wohl, Kinder, macht's gut! Vergeßt mich nicht ganz!“

Dann ziehen die Panjepferde an: Tücher und Mützen werden geſchwenkt: der Doktor läuft noch ein Stück neben dem Wagen her, ſtreckt mir noch einmal die Rechte hin ...

Die Wieſe entſchwindet dem Blick, die winkenden Kameraden vom lieben Regiment 341, die Bagage meines Bataillons — ein Stück meines Lebens.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ich von Wolpa aus weiterkommen ſollte, war mir dunkel.

Ich ſchlenderte in der Straße umher, „ob nicht was käme und mich mitnähme“ — da hörte ich aus einem dichtumbuſchten Garten eine Stimme: „Hallo, Hauptmann Bloem, kommen Sie mal geſchwind her!“

Wer war's? Papa Wernitz. Richtig — da flatterte der Diviſionswimpel. Daß ich angeſchoſſen war, wußte er ſchon, auch, daß mein Bataillon ſeine Aufgabe gelöſt und die Vorſtellung erſtürmt hatte. Exzellenz brachte mich zunächſt zum Hauptmann Petri, dem neuen Generalſtabsoffizier, und machte uns perſönlich bekannt. Telephoniſch waren wir ja bereits mehrfach in Beziehungen getreten.

„Haben Sie ſchon Nachricht, wie's vorne ſteht, Herr Petri?“

„Gewiß, Herr Bloem — ausgezeichnet. Der Feind hat

im Morgengrauen die Hauptſtellung geräumt. Regiment 341 iſt im Anmarſch auf Moſty.“

Gottlob — alſo all das teure Blut nicht umſonſt gefloſſen. Und daß ich heut nacht davon Abſtand genommen, die beiden Kompagnien des zweiten Treffens noch gegen die Hauptſtellung zu werfen — das hat ſich als richtig erwieſen. Soviel Blut geſpart werden konnte, iſt geſpart worden.

Papa Wernitz nimmt mich mit in eine Geißblattlaube. Ich muß erzählen.

„Sie ſind mal wieder nach vorn durchgegangen.“

„Euer Exzellenz, mir ſteckt der Kompagnieführer noch im Leib.“

Ich muß mit dem Diviſionsſtab frühſtücken. Papa Wernitz ſchneidet mir perſönlich das Eſſen vor. Meine Rechte iſt geſchwollen und ſteif.

Inzwiſchen hat ſich die Gelegenheit zum Fortkommen ergeben. Der Oberſtabsapotheker der Diviſion, Doktor Schmidt, mußte nach Brzoſtowica-Wielka, um dort Verbandzeug zu empfangen. Bis Lunno-Wola, wo das Generalkommando lag, konnten wir ein zurückkehrendes Auto des Korpsſtabes benutzen, dort würden wir uns weiter umſchauen müſſen. Nun Abſchied von dem gütigen Diviſionskommandeur, kurze Mittagsraſt auf dem Sofa im Quartier eines Kameraden, dann ging's in ſchneller Fahrt den Weg entlang, den ich in jener Unglücks-Regennacht triefend an der Spitze meiner triefenden Mannen marſchiert, über Koſily nach dem Städtchen Lunno-Wola.

Hier ſtiegen wir aus und begaben uns, um wegen weiterer Verbindung nach Brzoſtowica-Wielka nachzufragen, zum Kommandanten des Hauptquartiers. Das war der Leutnant Surén, der Sohn des Kommandierenden Gene-

rals, mein alter Kriegskamerad vom Vormarsch 1914. Schon ehe wir ihn gefunden hatten, begegnete uns auf der Straße Exzellenz Surén selber. Er nahm mich sofort mit. Ich sollte die Nacht bei seinem Sohne Quartier nehmen, vorher aber mit dem Stabe des Generalkommandos zu Abend essen.

„Haben Sie schon eine Tetanusspritze bekommen?"

„Nein, Euer Exzellenz."

„Skandal. Sie gehen also sofort zum Generaloberarzt, der ist aber auch sehr geizig mit seinem Antitetanin. Sagen Sie ihm: persönlicher Befehl von mir, verstanden?"

Als ich, meine Spritze im Leibe, mich zum Pfarrhause, dem Quartier des Kommandierenden, durchgefragt hatte, kam mir der junge Surén strahlend entgegen und führte mich in das Zimmer, das er und ein prächtiger alter Herr, der Rittmeister von Flügge, Kommandeur des Gendarmeriekorps, mit mir teilen wollten. Bald war ich von Kameradschaft umsorgt und umhegt.

„Herr Hauptmann müssen uns jetzt einen Augenblick entschuldigen: auf sieben Uhr hat mein Vater die Herren des Stabes des Generalkommandos zu einer dienstlichen Besprechung befohlen."

Dabei sahen die Herren sich einen Augenblick schmunzelnd an. Ich dachte mir weiter nichts dabei.

„Schön, lieber Surén — darf ich mir's solange auf dem schönen Sessel hier bequem machen?"

Nach fünf Minuten stand der Leutnant Surén wieder unter der Tür:

„Mein Vater läßt Herrn Hauptmann zu sich bitten."

Nun wurde mir doch etwas merkwürdig zumute. Draußen stand der ganze Stab des Generalkommandos, Hand an der Mütze.

„Meine Herren," ſagte der Kommandierende, „ich ſtelle Ihnen den Hauptmann Bloem vor, dem ich geſtern als Kommandeur das Bataillon verliehen habe, das er ſeit einem Monat führt."

Und nun hielt er mir eine Anſprache, die mich errötен machte. Zum Schluß überreichte er mir mit ſeinem ſchönen, gütigen Lächeln das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es iſt dann noch eine lange, harte Irrfahrt geworden, bis ich in der Heimat angekommen bin. Die Heimat — das konnte für mich, der ich keine Heimatſtatt beſaß, bei der Rückkehr aus dem Oſten — nur Berlin ſein.

Ich will dieſe Reiſe nur mit kurzen Worten ſchildern.

Nach frohem Feſtſchmaus, köſtlichem Schlaf und gemütlichem Frühſtück nahm ich tief dankbaren Herzens von Exzellenz Surén und meinen liebenswürdigen Quartiergebern Abſchied. Das Generalkommando brach zu Wagen nach Mosty auf, das noch geſtern abend in unſere Hand gefallen war.

Nun ſaßen der Oberſtabsapotheker und ich in Lunno und warteten auf das Verwundetenauto, das uns verſprochen war — ſtundenlang. Schließlich ſchritten wir zur Selbſthilfe, liehen uns vom Pfarrer deſſen abgewetzten Landauer — die Verhandlung wurde in lateiniſcher Sprache geführt! — ſagten einem jungen Juden zehn Mark zu, wenn er uns zwei gute Pferde beſorge und uns mit dieſen nach Brzoſtowica bringe. Eine ſchaurige Fahrt, der Apotheker und ich, beide nur mit unſeren kurzen Dolchen bewaffnet — wie ſchmerzlich vermißte ich die leichtſinnigerweiſe weggepackte Piſtole! — die Burſchen hatten wir mit den Koffern auf einem Panjewagen bereits vorausgeſchickt — wir beide von einem handfeſten ruſſiſchen

Digitized by Google

Knecht und einem verſchlagen dreinblickenden polniſchen Juden fünfundvierzig Kilometer über Land gefahren, ohne einen Soldaten, ohne einen Menſchen zu erblicken!

Die Fahrt ging quer durch unſer Kampfgebiet: über Repla, deſſen prächtige Kirche zerſchoſſen lag, unſere Marſchſtraße entlang, die uns in einem Tage von Swiſlocz bis zum Weretejkaabſchnitt geführt hatte. Nie habe ich jammervollere Troſtloſigkeit geſchaut als dies kriegzertrampelte, entvölkerte, verödete Land. Überall Schutt, zerfallene Schützengräben, roſtige Drahtverhaue, Wieſen von Granattrichtern durchſiebt, unbeſtattete Tote, an denen Ratten und Raben ſich mäſteten ... Einſamkeit ... Grauen ...

Wir atmeten auf, als wir in tiefer Nacht das Städtchen Brzoſtowica erreichten. Die rieſige Kirche, geſtopft voll Verwundeter, verlockte nicht als Nachtquartier: unſere Burſchen fanden ſich an, hatten trefflich geſorgt, wir ſchliefen in einem ſauberen Bürgerhauſe — zum erſten Male ſeit ſieben Wochen wieder in einem Bett!

Anderen Morgens im Verwundetenauto nach Bialyſtok. Die Fahrt war ein Erlebnis. Sie führte über eine der großen Heerſtraßen, die der ruſſiſche Staat in den letzten Jahren vor dem Kriege mit franzöſiſchem Gelde gebaut. Nun wälzte ſich auf ihr der Rieſenverkehr der ſiegreichen deutſchen Heere hin und wider ...

Der Kämpfer vorn in der Schlacht ahnt ja kaum, welch ungeheurer Apparat hinter ſeinem Rücken arbeitet, um die dünne Linie aus Männern und Waffen zu verſorgen, die man Front nennt ... Wir Verwundete fühlten, vom Zufall zuſammengewürfelt, den fiebernden Schlag der großen Pulsader, die unſere Schlachten ſpeiſt: der Etappenſtraße.

Zur Linken flutete uns ein unermeßlicher, nicht einen Augenblick abreißender Strom von Wagen- und Menſchenmaſſen entgegen. Munitions- und Lebensmittelkolonnen, mit Futter für Geſchütze, Gewehre, Menſch und Vieh vollgeſtopft. Dazwiſchen in größeren und kleineren Trupps: Erſatzmannſchaften, die Torniſter hochbepackt, von Liebesgabenpaketen umbaumelt, Ausrüſtung funkelnagelneu, Geſichter ſchweißbedeckt und von den ungewohnten Strapazen erſchöpft. Bataillone, ganze Regimenter, ſelbſt Diviſionen, von anderen Frontteilen hierher verlegt, im Anmarſch zu neuen Kämpfen.

Auf unſerer Seite, vom ſtaubaufwirbelnden Auto überholt, ein zweiter unendlicher Zug: Kolonnen auch hier, aber leer die Wagen, friſch ausgreifend die Pferde ... Zwiſchen den Kolonnen, langſamen Schrittes, endloſe Verwundetentransporte, endloſe ... Panjewagen hinter Panjewagen, in jedem auf Stroh gelagert vier, fünf Jammergeſtalten, die Waffenröcke zerfetzt, die weißen Verbände durchblutet und verſtaubt, die Geſichter gelb, bartumſtarrt, die Blicke glaſig, die Lippen fahl und dürr ...

Über dieſem farbenarmen, eintönig wilden, fieberiſch lebendigen Bild eine ſtumme, herzdurchſchauernde Größe ... All dieſe Menſchen hatten gelitten, geſchuftet, gewacht, gekämpft, geblutet für das ferne Land, deſſen Söhne wir alle ſind ... Die vorwärts haſteten ohne Ermatten, ohne Verſagen, die zogen dorthin, woher wir Wunden kamen: dorthin, wo der eiſerne Beſen fegte, wo die Dörfer und Städte flammten, wo vom Himmel Bleikugeln und Stahlſplitter niederfuhren, die Erde Glutſtrahlen und Eiſenbrocken ſpie ...

Dich, Heimat, zu retten! —

Ich hätte jeden der Hunderttauſende, die da hin und

wider wallfahrteten, jeden hätte ich ans Herz drücken mögen:

Mein Kamerad! Mein Bruder!

In Bialyſtok ließ ich mich, dem Rate Doktor Strasburgers folgend, für drei Tage ins Lazarett aufnehmen. Ein polniſches Fürſtenſchloß aus der Barockzeit, darin zweitauſend Betten und zwölf Ärzte — aber fünftauſend Verwundete. Von der ganzen endloſen Oſtfront ſtrömten die Opfer der Rieſenſchlacht auf den paar großen Verkehrsſtraßen zuſammen; wie aus tauſend Kanälen rann der Strom der Schmerzen und Ängſte in die paar Staubecken, über die das reiche, doch unerſchloſſene Land verfügte: die wenigen kümmerlichen Städte in der endloſen polniſchen Sand- und Kiefernheide, die ſeit einem Jahr ein Schlachtfeld war.

In Bialyſtok bin ich trotzdem gut aufgenommen geweſen. Schweſter Käthe, ſtattliche Badenerin — du warſt zwar ſehr ungnädig, als ich kam und ein Bett und Eſſen haben wollte, haſt mich ſchier wie einen läſtigen Bettler angeranzt ... aber es war nicht ſo ſchlimm gemeint, und du hatteſt ja auch mit deinem Saal voll Offizieren genug zu ſchaffen ... Sei noch einmal, nach Jahren, bedankt, für dein energiſches Regiment, deine rauhe Sorge, die verſteckte Güte deines jungfräulich herben Herzens. Ach, Mädels, wenn ihr ahntet, wie euer Anblick, wie eure Stimme, euer Weſen dem Krieger wohltut, der von jenem verdammten Stern den Weg auf den allvertrauten Planeten ſucht, als deſſen erſte Botinnen ihr uns entgegentretet, uns neu den Glauben zu wecken an Frauenhuld, Ruhe, Pflege, Anmut, Schönheit, Liebe ...

Das Fieber, das daheim bald gänzlich über mir zuſammenſchlagen ſollte, hatte noch einmal unterdrückt werden können.

Dann iſt eine Bahnfahrt gekommen, ganz wie auf dem Wege gen Oſten eine richtige Bahnfahrt.

Am anderen Morgen durchquerte der Zug bereits die vom Krieg unberührt gebliebenen Teile Oſtpreußens. Nur der Bahnhof in Korſchen, wo ich frühſtückte, lag zur Hälfte in Trümmern. Sonſt ringsum rote Ziegeldächer, fröhlich leuchtend im Morgenſchein, abgeerntete Stoppeläcker, friedlich ſchlummernde Wälder, keine Ruine mehr, keine Brandſtätte, kein Schützengraben, kein Granattrichter ...

Von Poſen aus telegraphierte ich an meine Frau nach Dresden:

„Ankomme heute abend leicht verwundet Berlin.“

Endlich. Der Zug rattert in die Halle des Bahnhofs Friedrichſtraße.

Was werde ich wohl vom Jungen zu hören bekommen?! Das iſt das große Fragezeichen über dem Märchen dieſes Abends ...

Eine Taxdroſchke, viel zu lahm für mein Fieber, bringt mich in mein Hotel. Meine Frau noch nicht da? Kein Telegramm für mich? Nichts.

Ich verlange Verbindung mit Dresden. Nach zwanzig Minuten meldet ſich Penſion Lipke.

„Hier Hauptmann Bloem ... iſt meine Frau noch dort? Hat ſie mein Telegramm bekommen?!“

„Herr Hauptmann — die gnädige Frau ... iſt nicht hier ... die gnädige Frau iſt in ... in Diez an der Lahn ...“

In — wo? In Diez an der Lahn? Was kann ſie — ah!

„Mein Sohn iſt verwundet?!“

„Ja, Herr Hauptmann ... Ihre Frau Gemahlin iſt geſtern zu ihm hingereiſt ...“

„Schwer? Wiſſen Sie etwas?“

„Es iſt ſchon ein Telegramm von ihr gekommen ... es ſei nicht ganz leicht — ein Oberſchenkelſchuß, aber nicht lebensgefährlich.“

Das iſt zuviel. Zuviel der Gnade, zuviel des Glücks.

Wohin nur, wohin mit dem Dank?

Zu dir, allgütiger Vater. Zu dir.

Wir werden uns wiederſehen alle vier. Wir werden uns liebhaben. Werden glücklich ſein mitſammen, wir nächſten Menſchen, verbunden durch die heiligſten Bande.

Meinen Buben werd' ich wiederſehen — der nun ein Mann geworden iſt ... der wider meinen Willen, ohne mich zu fragen, hinausgezogen iſt und ſich ſelbſt den Ritterſchlag erteilt hat. Meinen kleinen, tapferen, verwundeten Kameraden.

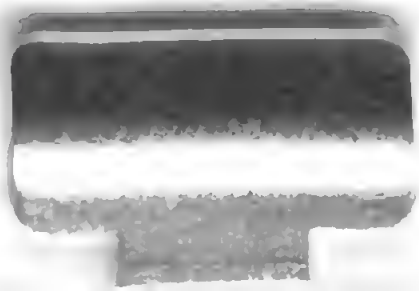
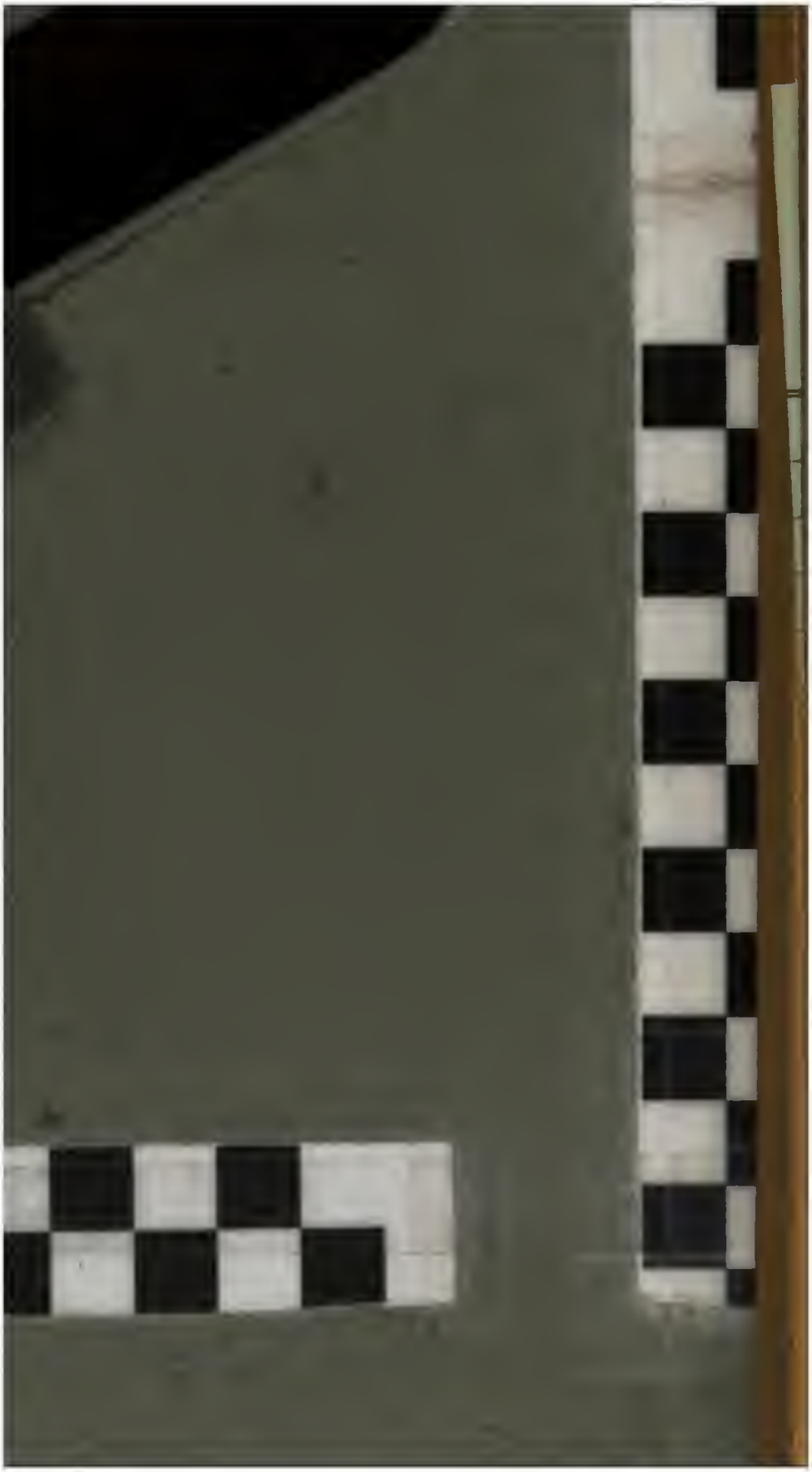
O Krieg ... ohne dich hätt' ich niemals gewußt, was Schmerz — aber auch nie, was Liebe heißt. Was es heißt, leben — leiden — ein Menſch ſein. Ein Tropfen im Ozean. Ein Nichts. Ein All. Eine Welt voll Wonne und Weh.

Und der Kern und Inbegriff dieſer kleinen, großen, unermeßlichen Welt heißt Liebe. Ich hab's ja vorher nicht geahnt, daß ich ſo lieben könnte. So mich auflöſen in Liebe.

YB 50229

917219

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



Digitized by Google